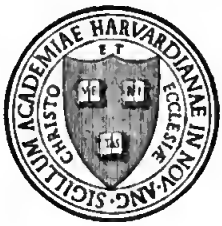
WIDENER LIBRARY
HX DWGE $

Afr 7175.1.5

Harvard College Library



BEQUEST OF

GEORGINA LOWELL PUTNAM

OF BOSTON

Received, July 1, 1914.

A. 6978.45

Die
Portugiesischen Besitzungen
in
Süd-West-Afrika.

Ein Reisebericht

von

G. Tams, Dr. med. et chir.

Mit einem Vorworte

von

Professor Dr. Carl Ritter.

Hamburg,
Verlag von Robert Kittler.
1845.

Die

Portugiesischen Besitzungen

in

Süd-West-Afrika.

Ein Reisebericht

von

G. Tams, Dr. med. et chir.

Mit einem Vorworte

von

Professor Dr. Carl Ritter.

Hamburg,
Verlag von Robert Kittler.
1845.

Harvard College Library
May 14, 1914.
Bequest of
Georgina Lowell Putnam

15.54.5

BOUND DEC 2 1914

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 24 1970

Vorwort.

Die interessante Nachricht, welche in den Hamburger litterarischen und kritischen Blättern 1843, No. 137 von dem fast unbekannt gebliebenen kleinen Negerkönigreiche Ambriz an der tropischen Westküste Afrika's mitgetheilt war, hat wohl bei vielen Lesern den lebhaften Wunsch, mehr von der dos Santos'schen Expedition zu erfahren, erregt, welcher jene Nachricht verdankt wurde. Dieser Wunsch wird durch Herrn Dr. med. G. Tams, dem Schiffsarzt jener Unternehmung erfüllt, der die reiche Ausbeute seiner Beobachtung in vorliegendem Journale veröffentlicht. Die einfache klare Darstellung einer frischen, lebendigen Auffassung der mannigfaltigsten Natur- und

Menſchenverhältniſſe eines viel zu wenig bekannten, an tropiſchen Gemälden ſo reichhaltigen Geſtadelandes, wird ſich ſelbſt ihre Leſer heranziehen, und es bedarf deshalb dieſe Schrift keiner weiteren Bevorwortung, die ich aber auf den Wunſch des Herrn Verlegers gern mit der Verſicherung gebe, daß mir bei der Durchblätterung der Handſchrift ſehr vieles recht lehrreich in derſelben erſchienen iſt, vieles was man eine wahre Bereicherung nennen kann. — Man wird wenige ſo naturgetreue Darſtellungen für dieſe tropiſche Weſtküſte von Benguela und Loanda finden, die wie dieſe ganz in die dortige Natur und in das Leben der dortigen Menſchenwelt verſetzen und keine einzige ihr vergleichbar für die gegenwärtige Zeit. Der Eintritt in Benguela, die Schilderung des Verlaufs eines dortigen Tages und einer Nacht bis wieder zum Sonnenaufgange, im Natur- und Menſchenleben, ſind ſehr anziehend und ſo der größere Theil des folgenden Inhaltes. Die Nachrichten des Arztes über Clima und Lebensweiſe des Einheimiſchen und Fremden ſind für den Europäer ſehr dankenswerth und lehrreich. Für die Kenntniß und Beurtheilung der Negerſtämme, ihrer Sitten, Charakter, Handlungsweiſe, über die Negerkaravanen und den Skla-

vermarkt, über ihre Sitte des Tatowiren u. ſ. w. finden ſich viele neue auf Thatſachen geſtützte Angaben. Sehr dankenswerth ſind auch die Nachrichten über den Handel und die Naturprodukte Angola's. Das Feld der Beobachtung iſt nicht ſehr ausgedehnt, aber innerlich deſto gehaltreicher. Wir dürfen darauf hinweiſen, daß es doppelt erfreulich iſt, zu gleicher Zeit, da wir von unſerm Landsmanne, dem Naturforſcher Dr. Peters den trefflichſten Beobachtungen deſſelben von der tropiſchen Oſtküſte Mittelafrika's entgegenſehen, dergleichen zu einer dereinſtigen Vergleichung auch an der gegenüberliegenden Nordküſte deſſelben Erdtheils, von einem ſeiner Landsleute und wiſſenſchaftlichen Genoſſen öffentlich mitgetheilt zu erhalten. Das längere Verweilen an dieſem Geſtade und die Berufsſtellung gaben beiden Beobachtern große Vorzüge vor nur gewöhnlich an ſo gefährlichen Geſtaden eiligſt vorüberſchiffenden Reiſenden. Von beſonderm Werthe ſind die auf Erfahrungen beruhenden Schlußbetrachtungen über die geiſtigere Begabung und größere Entwickelungsfähigkeit der Congoer Negerſtämme, im Gegenſatz anderer, und die baldige Mittheilung der wiſſenſchaftlichen Abhandlung über die Schädelbildung des Congoer Stam-

mes wird allen, die ſich für die Phyſiologie der Menſchenracen intereſſiren, höchſt willkommen ſein. Auch das Intereſſe für den Handel und den maritimen Verkehr, wie für die Abolition des Sklavenunweſens findet hier vielfache Nahrung und manche neue Belehrung.

Berlin, 15. Januar 1845.

C. Ritter.

Einleitung.

Mit jedem Tage gewinnt der afrikaniſche Continent für Europa mehr Intereſſe und ein Schritt geſchieht nach dem andern, genauere Kenntniß zu erlangen von einem Welttheil, der, ſo weit die Geſchichte reicht, auch ſchon ein Weltintereſſe auf einzelne, wenn gleich nur kleine Theile ſeiner ungeheuren Ausdehnung zu lenken vermochte. Schon ſind uns ſeit Jahrtauſenden Strecken der Nordküſte bekannt, ſchon Herodot wußte ziemlich genau Beſcheid über Egypten und erzählt einiges, wenn gleich nur fabelhaftes über Centralafrika; aber dennoch iſt uns bis zum heutigen Tage faſt ganz Afrika, mit Ausnahme der nördlichſten Länder, der Capcolonien und verhältnißmäßig ſehr geringer Küſtenſtriche nur eine terra incognita. Es ſcheint freilich für die geographiſche Kenntniß dieſes großen Welttheils die Jetztzeit mächtig eine Criſis herbeizuführen; allein der glückliche Ausgang wird erſt offenbar werden mit dem Entſcheiden der Nordafrika beunruhigenden Kriege, mit dem Fortſchritt dort ſich verbreitender Civiliſation und vor allen

Dingen erſt mit dem Aufhören des Sklavenhandels. So lange letzterer beſteht, werden die unter ihm ſeufzenden, unglücklichen Afrikaner, ewig durch Rohheit und Grauſamkeit zu Rohheit und Grauſamkeit getrieben, jeder Civiliſation abhold, dem wiſſenſchaftlichen Forſcher ſicher unzugängig bleiben.

Wenn eine europäiſche Nation um die Kenntniß Afrika's ſich viele Verdienſte in den letzten Jahrzehnten erwarb, ſo iſt es ganz beſonders England; und wenn das entgegengeſetzte Beſtreben auch ein Verdienſt wäre, ſo gehörte dieſes unbezweifelt Portugal. Letzterer Staat iſt unter den europäiſchen in Afrika, was die Lage und Umfang der in Beſitz genommenen Länder betrifft, durchaus der mächtigſte; aber mit dem zufälligen Ruhm zufrieden, der erſte Entdecker der ganzen Weſtküſte zu ſein, des Cap der guten Hoffnung und der Oſtküſte bis nach Melinda hinauf, begnügte er ſich bisher mit dem bloßen Beſitze einiger Küſtenländer, die ſeit des Königs Don Henriques Zeit nur des ſchnödeſten Eigennutzes wegen portugieſiſche Beſitzungen blieben, und in deren üppigſten Fluren ſchon ſeit Jahrhunderten die habſüchtigen Beſitznehmer nur die Rolle der rohſten Plünderer geſpielt haben. Jeder Schritt in jener unglücklichen Colonie, die dem Afrikaner nicht anders erſcheinen kann, als europäiſchen Mächten einſt die nordafrikaniſchen Raubſtaaten, beweiſt zur Genüge, wie ſchweres Elend und Fluch auf dem Lande laſtet, das ſo lange Zeit unter portugieſiſchem Schutz geſtanden.

Es wird aber die Zeit kommen, wo die mißhandelten Völker die Schmach, den Frevel rächen und das europäiſche Joch abſchütteln werden und, wehe! dann den Por-

tugieſen, wenn ſie nur mit einem Blutstropfen jedes ſchmachvoll geopferte Leben abzubüßen haben. Portugal würde nicht Menſchen genug beſitzen.

Ueber dos Santos Expedition nach Angola.

—

Von dem portugieſiſchen Generalconſul Ribeiro dos Santos in Altona ward im Frühjahr 1841 eine Handelserpedition, aus ſechs Schiffen beſtehend, ausgerüſtet und mit europäiſchen Waaren aller Art von ihm ſelbſt nach der Küſte Angola geführt, woſelbſt zur Ausübung des Tauſchhandels alle, von Europäern bewohnten Plätze beſucht werden ſollten.

Das Intereſſante eines ſolchen Unternehmens lockte mich ſo ſehr an, daß ich kein Bedenken trug, trotz des gefährlichen Climas jener verrufenen Küſtenſtriche und trotz der unpaſſenden Jahreszeit, in welcher die Reiſe begonnen wurde, indem unſere Ankunft kurz vor Anfang des ſogenannten großen Regens, alſo der ungeſundeſten Jahreszeit zu erwarten ſtand, mich als Arzt für alle Schiffe engagiren zu laſſen.

Zwei angehende Naturforſcher, Herr Großbendner aus Hamburg und Wrede aus Hannover, Erſterer als Inſectologe und Letzterer als Botaniker, dankten der Freundlichkeit des Unternehmers eine Paſſage auf demſelben

Schiffe, Camoes, auf welchem ich die Ueberfahrt machte und ſicherten mir eine angenehme und intereſſante Unterhaltung. Leider brachte ſchon ein kurzer Aufenthalt an der Küſte beiden den Tod, der ihre Hoffnungen auf Entdeckung und die auf ſie gerichteten Erwartungen ſo vieler Anderer zertrümmerte.

Drei unſerer Fahrzeuge, das Barkſchiff Vasco da Gama, die Brigg Camoes und der Schooner Sultana, verließen zu gleicher Zeit den Altonaer Hafen, um ſpäter an der Küſte mit den übrigen dreien, Georgiana, Maria Hedewiges und Eſperanza zuſammen zu treffen. Von den letztgenannten Schiffen war die Brigg Georgiana ſchon einige Wochen vor unſerm Aufbruch in See gegangen, um zuförderſt in Liſſabon einzulaufen und der Königin von Herrn dos Santos ein Geſchenk zu überbringen, als Zeichen ſeiner dankbaren Anerkennung der vielfachen Gunſtbezeugungen, mit welchen die Monarchin ihn beglückt hatte. Es beſtand dies originelle Geſchenk aus einem koloſſalen Kuchen, der die Belagerung Oporto's darſtellte. Das ganze Terrain war nach den beſten Zeichnungen auf das Getreuſte von einem altonaer Conditor, Meyer, mit bewundrungswürdiger Kunſt nachgebildet; die vor Anker liegenden Kriegsſchiffe feuerten wirklich ihre Kanonen, die aus Marzipan mit einem eingeſchloſſenen Blechcylinder beſtanden, ab, und correſpondirten mit gleichen auf den Batterien am Lande. Wie ſehr die Königin von Portugal mit dieſem Geſchenk freudig überraſcht wurde, bewies ein eigenhändiges Schreiben der Majeſtät, welches Herr dos Santos auf der Reiſe in Funchal auf Madeira empfing.

Was nur für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit auf einer so langen Fahrt wünschenswerth sein kann, fand sich überall an unsern Schiffen vor, aber mit außerordentlicher Pracht war der Vasco da Gama, worauf dos Santos selbst sich befand, ausgerüstet; die ausgesuchtesten Speisen aller Art, jedes Gemüse, Geflügel, Milch, sogar Austern ꝛc. ꝛc., zum Theil in hermetisch geschlossenen Gefäßen; lebende Schweine, eine Kuh, Ziegen, eine Unzahl von Hühnern, Tauben u. s. w. waren so reichlich für die ganze Reisedauer mitgenommen, daß es auf keinem Schiffe jemals an solchen frischen Sachen gebrach. Ein italiänischer Koch bereitete täglich das Mahl. Ein kleines Corps, aus sechs Musikern bestehend, befand sich in Herrn dos Santos unmittelbarer Begleitung, außer diesen noch ein junger italiänischer Künstler, der eine Glasharmonika mit bewunderungswürdiger Fertigkeit spielte. So war, neben einer kleinen gut gewählten Bibliothek hinlänglich dafür gesorgt bei windstillen Tagen, die wir innerhalb der Wendekreise häufig genug bekamen, angenehm die Zeit zu verleben. Mit wahrer Sehnsucht erinnere ich mich mancher solcher Tage und Abende, wo die Töne einer Nationalmelodie über der spiegelglatten Fläche des unendlichen Oceans langsam verhallten.

Zur Beihülfe in den späteren Geschäften hatte Herr dos Santos sich einen jungen Portugiesen mitgenommen, welcher, vieler Sprachen mächtig, die Stelle eines Sekretärs vertreten sollte. Auf der Rückreise fand dieser, an dem Küstenfieber gestorben, in den Wellen des Meerbusens von Guinea sein frühes Grab.

Zu Herrn dos Santos größtem Amüsement hatte er

alle Schiffe mit neuen Signalbüchern verſehen, nach welchen mit ziemlicher Leichtigkeit die nöthigen Unterredungen geführt werden konnten. Zur Ausführung hatte jedes Schiff eine Anzahl von Flaggen, Ballons und für die Nächte Laternen, womit am Tage 96 Zeichen und Nachts 11 gemacht werden konnten. An jedem Mittage theilten ſich alle Schiffe auf dieſe Weiſe die Reſultate ihrer Berechnungen mit. Es verging ſelten eine Woche, daß in dieſer Zeichenſprache nicht Abänderungen von Herrn dos Santos gemacht, oder neue Signale hinzugefügt wurden, für deren genaue Beachtung derſelbe ſo ſehr wachte, daß jede Nichtbeachtung an einem Capitain oder Steuermann mit einer verhältnißmäßigen Geldſtrafe, zum Beſten der Armen in Altona, anbedroht wurde. So weit mir bekannt, iſt aber keine derartige Strafe vollzogen worden.

Es würde ſchwer halten, die Maſſe unſerer Handelsartikel nur einigermaaßen vollſtändig aufzuzählen; ihre Mannigfaltigkeit war eine ſo große, daß man ſchwerlich auf einem unſerer Jahrmärkte deren finden wird, die nicht von unſern Schiffen geführt wurden, ſowohl den Bedürfniſſen der verſchiedenen Negerſtämme, als auch den Wünſchen der anſäßigen Europäer zu genügen. Hauptwaare war natürlich Schießpulver, Blei und Waffen aller Art, meiſt Gewehre mit feſten Bajonetten, Säbel, Dolche und vielerlei Meſſer, Scheeren, Nadeln und faſt alle Geräthe für Handwerker waren nicht vergeſſen. Ein nicht minder bedeutender Artikel waren leichte Zeuge, Kattune von allen Farben und Muſtern, wobei jedoch die blaue Farbe, als die meiſt beliebte bei allen Negern, eine zu

geringe Rolle ſpielte, ferner Shirting, gemachte Hemder und Röcke, Leinewand, dicke wollene Decken zur nächtlichen Bedeckung; Tücher der roheſten Qualität bis zu den feineren Damen- und Herrenſhawls, baumwollene und ſeidene Strümpfe und Handſchuhe, Schuhe von Zeug und Leder, Hüte aus Filz ꝛc. Eines unſerer Schiffe Eſperanza, kam aus Oporto, nur mit portugieſiſchem Wein befrachtet, während die übrigen wenig franzöſiſche Weine und ſonſtige Spirituoſa führten. Cigarren waren offenbar viel zu wenig vorhanden, und Taback, der viel begehrt wurde, ſchien gänzlich vergeſſen zu ſein. Luxusartikel aller Art, ächte und unächte Schmucks, Perlen*), Haus- und Küchengeräthe **) waren ſorgſam gewählt; von Letzterem war Alles vorhanden, was eine Haushaltung bedarf, und manches Stück aus weißem Porzellan machte bei abgelegenen Negern, wie in Ambriz, trotz der Verkennung des eigentlichen Zweckes, das allergrößte Glück. Harmonikas waren kaum genug mitgenommen und Maultrommel gingen oft ſo reißend ab, daß an einzelnen Orten, wo wir wenig Tage geweſen waren, ſchon von allen Seiten dieſe Muſik ertönte.

Schon einige Jahre vor unſerer Abreiſe von Europa hatte Herr dos Santos einen gewandten jungen Kauf-

---

*) Als die beliebteſten Perlen fanden ſich überall bei den Negern kleine, einfach weiße oder hellblaue, maſſiv von Porzellan. Dieſe hatten vor den meiſten der unſeren, mochten ſie auch die ſchönſten Farben haben, immer den Vorzug.

**) Lampen fanden wenig oder keinen Abſatz, weil man ſtatt ihrer Leuchter mit Wachslichtern gebraucht, um welche man einen Glascylinder ſtellt, der die Flamme gegen Zugwind ſchützt und Fliegen und Mücken abhält.

mann mit einer geringeren Waarenmenge nach Angola geſchickt und durch die günſtigen Reſultate der Thätigkeit deſſelben war der Plan entſtanden zu einer weit größeren Speculation, zu deren beſſeren Ausführung Santos ſelbſt das Unternehmen zu leiten entſchloſſen war. Auf dieſe Weiſe war der kühne Unternehmer auf's Beſte von den afrikaniſchen Handelsverhältniſſen unterrichtet und konnte, mit wohlbegründeten Hoffnungen für das Gelingen, alle ſeine Kräfte und die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel in Anwendung bringen, ohne fürchten zu dürfen, den Schein der Unvorſichtigkeit oder gar Verwegenheit auf ſich zu laden. — Als wir in Loanda ankamen, empfing uns die betrübende Nachricht von dem Tode des jungen Lima, jenes Kaufmannes, wodurch nicht allein in dem theilweiſen, aber bedeutenden Verluſt des Nachlaſſes (durch Diebereien) Santos großen Schaden zu beklagen hatte, ſondern beſonders auch darin, jetzt des beſten Rathgebers bei dem Betriebe der Geſchäfte entbehren zu müſſen. Es koſtete ſehr viele Mühe und die unmittelbare Beihülfe des General-Gouverneurs nur zum Theil die verloren gegangenen Gelder wieder zu erlangen.

Das Ungewöhnliche einer ſo großen Handelserpedition, auf Koſten eines Mannes veranlaßt und das Großartige der dazu erforderlichen Ausrüſtung zog die Aufmerkſamkeit von mehr als halb Europa auf ſich und gab den Unkundigen oder den Neidern Gelegenheit zu den ſchlimmſten Conjecturen. Man konnte ſich nicht denken, daß der ungeheure Koſtenaufwand anders ſollte gedeckt werden, als auf dem Wege des Sklavenhandels, und engliſche Zeitungsſchreiber waren ſo dreiſt, dieſen als den alleinigen Zweck

unſerer Reiſe bekannt zu machen und Herrn dos Santos als einen unternehmenden Sklavenhändler den Augen der Welt darzuſtellen. Solche Blätter kamen uns in Loanda ſelbſt zu Geſichte und Herr dos Santos machte ſich ein Vergnügen daraus, dieſe, bis ins Kleinſte gehenden, lügenhaften Erzählungen den Einwohnern der Stadt mitzutheilen, denen es nur zu oft begegnet war, daß ihre offerirten Sklavengeſchäfte mit tiefſter Verachtung von ihm zurückgewieſen waren. Wenn man nun die Größe der Gefahren bedenkt, die eine ſolche Sklavenexpedition dem Unternehmer durch die Ueberwachung der engliſchen Kreuzer bringt, ſo ſieht man leicht ein, daß durch ſolche hämiſche Verleumdungen der Credit des Hauſes in Europa ſo ſehr ſinken mußte, daß ſelbſt bei den ehrlichſten Abſichten den nun von ſo vielen Seiten gemachten Anforderungen nicht Genüge geleiſtet werden konnte.

Leider wollte das Schickſal keinen günſtigen Ausgang der dos Santos'ſchen Speculation, die noch bis zum letzten Lebenstage des kühnen und redlichen Führers der Expedition alle gehegten Hoffnungen nährte und begründete. Der von allen Mitreiſenden gleich tief empfundene Tod des Unglücklichen ſtörte plötzlich den Gang der Geſchäfte, veranlaßte tauſendfache Verlüſte, begünſtigte vielſeitige Betrügereien und zerſtörte jede Hoffnung auf ein financiell günſtiges Reſultat. Ein von dem Verſtorbenen nachgelaſſener Brief enthielt noch die Bitte an alle Theilnehmer ſeines Unternehmens, in keinerlei Weiſe Sklavenhandel treiben, oder irgendwie begünſtigen zu wollen. Wenig hatte er ſich um die Verhöhnung dortiger Sklavenhändler und ſelbſt um ihren Haß gekümmert, wenn er

ihnen das Schändliche ihres Gewerbes vorhielt und, einmal ſogar in edlem Eifer vor den Vornehmſten der Stadt Loanda erklärte, daß jeder unter ihnen den Galgen verdiene und unter ſeiner Herrſchaft ſicher ihn fände. Tief betrübte ihn ſtets die grauſame Behandlung der armen Negerſklaven und oft ſuchte er die Gelegenheit, ſie vor Mißhandlungen zu ſchützen, ja einigen ſeines dortigen Agenten Fonſeca gelobte er ſogar für Treue und gutes Betragen die Freiheit.

In den letzten Lebensſtunden ſprach Herr dos Santos mit größter Betrübniß über den jetzt ſicher unglücklichen Ausgang ſeiner Expedition und über die durch ſeinen Tod veranlaßte Trauer der in der Heimath gelaſſenen Familie, nach welcher er während der ganzen Reiſe ſo große Sehnſucht hatte, daß er öfter die Luſt zur plötzlichen Rückreiſe äußerte. Leider kehrte er nicht wieder zurück in die Arme der ihn Beweinenden, ſtatt deß aber ſeiner Beſtimmung gemäß, das ſeiner Bruſt durch mich entnommene Herz, welches er ſeinen Kindern zur ewigen Erinnerung zugeſtellt wiſſen wollte. Gegenwärtig wird es in der katholiſchen Kirche Altona's aufbewahrt. Er hinterließ bei Bekannten, gewiß ohne Ausnahme, ein ſchönes Gedächtniß und nahm mit ſich das Bewußtſein eines redlichen Willens.

Es war mir Bedürfniß, dieſe wenigen Worte zur Erinnerung an die Mahnen des mir lieb gewordenen und hoch geſchätzten, wenn gleich vielfach verkannten, Verſtorbenen meiner folgenden Reiſeſchilderung vorangehen zu laſſen.

Altona 1845.

Der Verfaſſer.

Abreiſe von Europa.

—

Der 28. Juni 1841 war beſtimmt zu unſerer Abreiſe von Altona und wenn gleich der Wind wenig günſtig war, ſo lichtete dennoch unſere kleine Flottille an dem beſtimmten Tage die Anker, um mit dem auslaufenden Strome der Elbe wenigſtens ein kleines Spatium zu gewinnen. Der immer weſtliche Wind ließ uns erſt am 30. Juni Cuxhaven erreichen, nachdem wir dreimal an verſchiedenen Punkten auf der Elbe hatten vor Anker liegen müſſen. Unſer erſtes Erlebniß war ein Unglücksfall, womit gleichſam unſere Expedition begonnen wurde, in welchem mancher ein ſchlimmes Omen für den Ausgang der Reiſe erkennen wollte. Einer der Freunde des Herrn dos Santos, ein Herr Albers aus Altona, der noch bis Glückſtadt uns das Geleite gegeben hatte, fand beim Transport an das paſſirende Dampfboot durch Umſchlagen der Jolle ſein Ende. Anhaltende allgemeine Betrübniß bewies, wie lieb der Verunglückte allen ſeinen Bekannten geweſen war, deſſen Tod vor allen anderen Herr dos Santos tief empfand.

Erſt am dritten Juli Morgens um fünf Uhr gingen unſere Schiffe vor Cuxhaven unter Segel, mit donnernden Kanonenſchüſſen dem heimathlichen Boden ein Lebewohl ſagend und in Kurzem ſchaukelten uns die wilden Wogen der unruhigen Nordſee. Schon nach dreien Tagen, ungeachtet der Wind nie ſonderlich günſtig war, hatten wir den Anfang des engliſchen Canals und die in dicken Nebel gehüllte ſüdöſtliche Spitze Englands in Sicht, unter deren ſchroffen, kreidigen Küſte ein heftiger, conträrer Wind uns

Schutz zu ſuchen zwang. Zahlloſe Bettler umlagerten unſere Schiffe während der zwei Tage, die wir im Angeſichte der Stadt Deal vor Anker lagen, indem ſie mit unendlicher Frechheit meiſt Genever oder Taback ſich erbaten, oder ſelbiges zu kaufen bereit waren. Mit unbegreiflichem Kleinmuth ließen alle unſere Capitaine ſich die frechſte Unverſchämtheit jener Bettler gefallen, in jedem einzelnen gleichſam die Macht der Nation reſpectirend und die Herrſchaft auf der See anerkennend.

Am zehnten Juli ward der Wind uns günſtig und wir hatten während zweier Tage bei gutem Wetter beſtändig die engliſche Küſte des Canals, mit all den Forts und Feſtungen, den niedlichen Städten und zierlichen Landſitzen deutlich im Auge; rund umher, in ſich drängendem Zuge, Schiffe von allen Welttheilen und die Flaggen aller Nationen. Es kann nicht leicht eine mehr unterhaltende Fahrt geben, als bei ſolcher Jahreszeit, den 90 Meilen langen Canal zu paſſiren, aber um ſo ſtärker wird die darauf folgende ewige Einförmigkeit des weiten atlantiſchen Oceans empfunden. Mit dem letzten Blicke von dem ſogenannten Ende Englands veränderte ſich plötzlich die Farbe des Waſſers, das bis dahin, wo das Senkblei den Grund noch findet, hellgrün, mit dem Anfang des eigentlichen Meeres dunkelgrün ſich färbte. Die Menge der Seevögel wurde ſparſamer und verſchwand bald gänzlich, außer den kleinen Seeſchwalben, von denen einzelne während der ganzen Reiſe faſt täglich bei gutem oder ſtürmiſchem Wetter unſere Schiffe umkreiſten.

Während der beiden letzten Tage hatten wir das kleinſte unſerer Schiffe, die Sultana aus den Augen verloren, aber zu aller Freude ſtieß es hier wieder zu uns; und zu meiner größten Verwunderung geſchah auf unſerer ganzen Reiſe niemals ſolche zufällige Trennung wieder, obgleich bei den häufigen Stürmen und nächtlicher Dunkelheit ein beſtändiges Zuſammenbleiben kaum möglich ſchien. Es kam ſogar niemals vor, daß ich an einer geforderten ärztlichen Viſite auf einem der andern Schiffe durch zu große Unruhe des Meeres verhindert worden wäre. Auf der ganzen Reiſe machte ich bei allen Schiffen auf offener See einige zwanzig ärztliche und nicht ärztliche Beſuche.

Das Erſte, was uns das Meer an Intereſſantem darbot, war eine ungeheure Schaar von Delphinen, Delphinus Delphii, welche, mit großer Haſt von Nordweſt kommend, Wind und Wellen folgten und immer paarweiſe hoch über die Waſſerfläche emporſprangen. So weit das Auge ſehen konnte, ergötzten ſie uns mit ihren muntern Sprüngen, wobei ſie, wie es ſchien, bemüht waren, von einer ſchäumenden Wogenſpitze zur andern hinüber zu ſpringen. Tags darauf harpunirte in unſerer Nähe ein portugieſiſches Schiff ein ungeheures Exemplar von Mondfiſch, Orthagariscus Mola, deſſen Gewicht, nach ſeiner Größe, gegen 400 Pfund geſchätzt wurde. Die zahlloſen Mengen der Meduſen und Clionen gaben an windſtillen Tagen Gelegenheit genug zur intereſſanten Jagd, während ſonſt für den, der an dieſer Art von Beſchäftigung kein Gefallen findet, namentlich der Anfang einer größeren Seereiſe viel Langweiliges hat.

Kaum hatten wir die nördlichſte Spitze von Spanien erreicht, als wir ſo glücklich waren, in den ſogenannten portugieſiſchen N. O. Paſſatwind zu kommen, der, freilich ſonſt gewöhnlich erſt beim ſüdlichen Ende Portugal's oder Spanien's anfangend, uns mit regelmäßiger Fahrt in wenig Tagen nach der kleinen Inſel Porto Santo, zu den Madeiras gehörig, führte, welche wir am 28. Juli erreichten. Sechs bis acht geographiſche Meilen war uns dieſes kleine aber hohe und felſige Eiland ſchon anſichtig geweſen, aber die nördliche und öſtliche Küſte ließ weder menſchliche Wohnungen noch irgend eine Spur menſchlicher Cultur auf dem verbrannten Lavaboden entdecken; und auch das einzige kleine Städtchen, welches an der ſüdweſtlichen Küſte in einer kleinen Bucht gelegen iſt, ward unſern Augen nicht ſichtbar.

Da es in Herrn dos Santos Plänen lag, in Madeira bei der Stadt Funchal auf einige Tage anzulaufen, ſo wurde in etwa einer Engliſchen Meile Entfernung von Porto Santo beigedreht, um mich auf den beiden Schiffen Vasco da Gama und Sultana, welche für den Beſuch auf Madeira beſtimmt waren, eine ärztliche Viſite machen zu laſſen und darauf trennten wir uns von jenen, um direct nach den Inſeln des grünen Vorgebirges zu ſegeln, wo wir, nachdem die Inſel St. Anton von uns berührt, in dem

trefflichen Hafen von St. Vincent wieder alle zuſammentreffen ſollten. Wegen des allzu ſchwachen Windes paſſirten wir erſt gegen Abend, als es ſchon angefangen zu dunkeln, das reizende Madeira mit ſeinen kleinen Nachbarn, den nördlichen und ſüdlichen Deſertas.

Von hier bis Cap verde weht ewig derſelbe Paſſat und mit einiger Sicherheit konnten wir demnach ſchon auf die Zeit unſerer dortigen Ankunft rechnen. Am 30. Juli ſahn wir ſchon gegen Abend die nordweſtlichſte der Canariſchen Inſeln, Palmas, die an verſchiedenen Stellen ihrer, aus grauer Lava beſtehenden Höhen faſt die ganze Nacht hindurch helles Feuer ſehen ließ, um welches die friedlichen Dorfbewohner ſich gelagert haben mochten. Noch am folgenden Morgen erkannten wir am Horizonte die öberen Umriſſe von Palmas, während wir in einer Entfernung von wenigen Meilen die Inſel Ferroe zur Linken hatten. Vergebens mühte ich mich ab, den fernen Pick von Teneriffa zu entdecken, der mit ſeiner 11,394 Fuß hohen Spitze nicht ſelten über 25 geogr. Meilen weit geſehen wird; der Himmel war mir diesmal ungünſtig, indem er ihn durch dichte Wolken vor meinem Blick verbarg. Der Anblick der Inſel Ferroe zeigt in einiger Entfernung wenig Unterſchied von Palmas und den Madeiras; ein ſehr hoher Bergrücken, aus dunkelgrauer Lava beſtehend, hin und wieder mit niedrigem dunklem Geſtrüpp bedeckt, wird an einzelnen Stellen von weißen Streifen, anſcheinend Kreide, durchzogen.

Wenig Meilen ſüdlich von Ferroe erblickten wir die erſten fliegenden Häringe, welche an Zahl ſo ſehr zunahmen, daß wir ſchon am folgenden Tage öfter viele taufende zur Zeit ſich aus dem Waſſer heben ſahn. Viele traf, wenn ſie der Gefräßigkeit des ſie verfolgenden Haifiſches zu entgehn, ihren Luftflug machten, das nicht minder harte Schickſal auf unſer Verdeck zu fallen und von uns verſpeiſt zu werden. Unſer Frühſtück beſtand häufig zum größten Theil aus dieſen ſchmackhaften Fiſchen.

In der Nacht vom erſten zum zweiten Auguſt gingen wir aus der gemäßigten Zone über in die heiße, indem wir den nördlichen Wendekreis, den 23° N. B. durchſchnitten. Nur die Berechnungen des Capitains, nicht aber eine erhöhte Temperatur ließ

uns dieſen Schritt erfahren und an der Mitte des erſten Tages hatten wir nicht mehr als 20° R., dennoch war der Tag viel wärmer als die nächſtfolgenden. Heute ſahen wir den erſten Haifiſch in der Nähe unſers Schiffes ſchwimmen, aber bei der großen Trägheit dieſes gefräßigen Scheuſals kam er uns bald aus dem Geſichte, da unſer Schiff 7 bis 8 Meilen in vierſtündiger Wache durchlief, während dieſe Beſtie nie ſich abmüht, einem Schiffe nachzuſchwimmen, welches über 2 Meilen ſegelt. Wenige Stunden ſpäter trieb eine große Rieſenſchildkröte, Testudo midas, auf der ſchäumenden Waſſerfläche an uns vorüber, in einer Entfernung von wenig Schritten. Pflegmatiſch ſteckte ſie den Hals aus der Schaale, um unſer Schiff zu betrachten, aber eben ſo ruhig zog ſie ihn wieder ein, ohne furchtſam unterzutauchen. Vielleicht hatten wir ſie im ruhigen Schlaf geſtört, den ſie ſogleich wieder fortſetzte, als ob ſie wüßte, daß der Wind uns nicht erlaubte, Jagd auf ſie zu machen. Das nächſte Land, woher ſie ſtammen konnte, waren die Canariſchen Inſeln, von denen wir ungefähr 100 Meilen entfernt waren, zu welcher Reiſe die Schildkröte, bei der großen Langſamkeit ihrer Bewegung, wenigſtens mehrere Monate gebraucht haben mußte. Wind und Wellen gaben ihr jetzt die Richtung nach den Capverd-Inſeln, 80 Meilen entfernt, zu welcher Reiſe wiederum Monate erforderlich waren; nothwendig alſo mußte ſie während wenigſtens eines halben Jahres ihre Hauptnahrung entbehren, da die Schildkröten auf dem Meeresgrund in der Nähe der Küſten Seepflanzen zu weiden pflegen.

Ankunft auf St. Anton.

Am frühen Morgen des fünften Auguſt ſahen wir hoch in den Wolken die Spitzen der Inſel St. Anton, die, aus grauer Lava beſtehend, mit den Madeiras und den Canarien viele Aehnlichkeit hat. Bei hellem Wetter iſt dieſe nördlichſte der Capverd-Inſeln in einer Diſtance von 10 bis 15 Meilen deutlich zu erkennen, aber Nebelluft hatte ſie vor uns verhüllt, bis wir auf wenige Meilen nahe gekommen waren. Bald wurden die hohen Wellen des freien Meeres kleiner, die Seefläche ebnete ſich und die trübe Nebelluft veränderte ſich zu einem reinen, heitern Himmel als plötzlich das Eiland wie ein ungeheurer Lavablock, bis über die Wolken emporragend, hier mit zuckerhutähnlichen Spitzen, dort zackig und verriſſen, bald mit gleichmäßig fortlaufendem Rücken, bald mit tiefen Schluchten und bis an's Meer ſanft ſich ſenkenden Thälern nahe vor unſerm Auge lag. Der in der Entfernung durchaus kahl und nackt erſcheinende Felſen ließ uns bald an vielen Stellen das heiterſte Grün, viel Gebüſch und, wo der Blick in tieferes Innere dringen konnte, ſogar dichte Wälder entdecken; an den ſchroff ſich ſenkenden Ufern und an den losgetrennten Felstrümmern, die in's Meer hinabgerollt und nur zum Theil über die Fläche emporragten brach ſich die hochſchäumende Brandung mit Wuth und ſcheuchte Schaaren von Seevögeln auf.

Bald kam das kleine Negerdorf Ponto do Sal, in welchem der Agent des Santos'ſchen Hauſes wohnte, zum Vorſchein und eine aufgeſteckte portugieſiſche Flagge zeigte uns ſein Haus. Für

einen des dortigen Ankerplatzes Unkundigen ist das Anlaufen mit Schwierigkeit und Gefahr verbunden, da die Lavamassen sich namentlich gerade vor dem Dorfe ziemlich weit in's Meer hinauserstrecken, allein unser Capitain, der schon mehrmals dort gewesen war, wußte mit Genauigkeit einen Spalt im Felsen als Signal zu benutzen, vor welchem wir, einen guten Büchsenschuß in nordöstlicher Richtung von Ponto do Sal entfernt, vor Anker gingen. Die vollkommen freie Küste, welche dem ewigen Nordostpassat ausgesetzt ist, giebt übrigens nur einen unsichern Ankerplatz und das ununterbrochene starke Schaukeln des Schiffes macht den Aufenthalt höchst unangenehm.

Herr Fonseca, so hieß unser dortiger Agent, kam sogleich, von vier Schwarzen gerudert, zum Willkomm zu uns an Bord und ließ uns an seiner leichten Tracht und sonneverbranntem Gesicht bald erkennen, daß St. Anton in der heißen Zone gelegen. Mit Neugier betrachteten wir seine schwarzen Begleiter, die durch ihre wenig intense Farbe und die eigne nicht unangenehme Gesichtsbildung deutlich verriethen, daß ein Gemisch von afrikanischem und europäischem Blut in ihren Adern floß, dessen größerer Antheil aber natürlich von nordafrikanischen Mohren abstammte.

Mit einiger Ungeduld ließ ich mich von den vier Negern an's Land setzen, die mit vieler Geschicklichkeit der Brandung und den Steinen oder Lavaklumpen an der Küste auszuweichen verstanden. Eine, wenige Fuß breite, Einfahrt führte in ein kleines Bassin, dessen vulkanische Einfassung aber von so geringer Höhe war, daß die Wellen der Brandung theilweise noch hinüber schäumten und zur Ergötzung der dort sich badenden Negerkinder nicht wenig beizutragen schienen. Kinder von vier bis sechs Jahren zeigten schon eine große Bekanntschaft und Vertraulichkeit mit dem feuchten Element, in welchem Jung und Alt einen großen Theil des Tages zubringt und in der Kunst des Schwimmens eine große Fertigkeit erlangt. Das bimsteinartige Lavaufer war überdeckt von Schaalthierresten und die kleinen Spalten im Stein waren angefüllt mit Seeigeln, die mit ihren scharfen Stacheln den bloßen Füßen der Badenden häufig gefährlich werden; von Sand war am Strande nicht eine Spur.

Die kleine Bewohnerschaft des Negerstädtchens lief mit lautem

Jubel zu unſerm Empfang an den Strand und umarmte mit kindiſchem Ungeſtüm den mich begleitenden Schlachter, der vor faſt zwei Jahren einige Monate unter dieſen freundlichen Inſulanern zugebracht hatte. Männer und Frauen drängten ſich ihn zu umfaſſen und alles ſchrie: Viva Signor Jacob. Die eben aus dem Waſſer Geſtiegenen ließen ſich nicht Zeit die wenigen Kleider umzuthun, ſondern folgten gänzlich nackt, dem Zuge, der uns zu den nahe am Strande gelegenen Häuſern führte.

Das Haus des Herrn Fonſeca gehörte zu den beſten des Ortes, wenn es gleich zu ſehr vielen Wünſchen berechtigte. Man führte uns durch eine 6 Fuß hohe Mauer, nachläſſig aus Steinen errichtet, worauf wir in den viereckigen Hof kamen, der wie ein Noahkaſten von Eſeln, Mauleſeln, Ziegen, Schweinen, einem Pferde, Affen und vor allem von Hühnern und einer Art Enten, den ſogenannten türkiſchen, wimmelte. Man denke ſich, dieſen Augiasſtall muß jeder paſſiren, der in's Haus will. Eine etwas gefährliche ſteinerne Treppe führte uns zum erſten Stock, dem eigentlichen Wohnhauſe, während das Paterre, angefüllt mit Handelsgegenſtänden, vorzüglich Brantewein und leichten Zeugen, zum Speicher diente. Die Madame Fonſeca, eine hohe, ſchlanke Engländerin bewillkommte uns in engliſcher Sprache, es als ſelbſtverſtändig betrachtend, daß dieſe uns geläufig ſei und hoch erfreut die Töne ihrer Mutterſprache nach anderthalbjähriger Abgeſchiedenheit einmal wieder zu hören. Mit ihrem Manne führte ſie immer noch die Converſation mit Hülfe eines Lexicons, da ihrer Zunge die portugieſiſche Sprache noch ſehr ſchwer fiel. In ihrer ächt europäiſchen Tracht, mit ſchleppenartig langem Kleide bildete ſie mit ihrer dürftig bekleideten Umgebung einen nicht geringen Contraſt. Das Innere der Wohnung glich einem alten Gefängniß, deſſen plumpe und dicke Wände, aus rohen Lavaſtücken, inwendig ſparſam mit Kalk überlegt, beſtehend, nur nach der See hin eine große Fenſteröffnung ließ, die Nachts mit einigen Brettern geſchloſſen wurde und für den Tag eine herrliche Ausſicht auf das unendliche Meer bot. Obgleich die Entfernung von der Küſte wohl 200 Schritte betragen mochte, ſo trug dennoch oft der ſtarke Nordoſtwind den Schaum der hochſpritzenden Brandung durch das Fenſter in's

Zimmer und ſtörte den Genuß der herrlichen Ausſicht. Zur Ungemüthlichkeit des Zimmers trug das gänzliche Fehlen einer Bodendecke vieles bei, indem der Raum zur Spitze des Daches, welches aus Bambusſtäben gebildet war, reichte. Das eine Ende war mittelſt einer dünnen Rohrwand abgekleidet und trennte das Schlaf- vom Wohnzimmer.

Die an den Portugieſen ſo ſehr gerühmte Gaſtfreundſchaft ließ die freundliche Wirthin uns im vollſten Maaße erfahren, indem ſie uns von allem, was der beſchränkte Haushalt zu bieten im Stande war, willig vorſetzte. Wer eine Zeit von vier langen Wochen in dem engen Raum eines Schiffes auf der See zubrachte, dem iſt friſche Koſt auf dem Lande, ſelbſt die anſpruchloſeſte, überaus willkommen, wenn auch das Eſſen an Brod und die Verproviantirung durchaus luxuriös zu nennen war; um ſo mehr aber mußte ſie es uns ſein, die wir zum erſten Male die Früchte, unter einer heißen Sonne gereift, die Producte der torriden Zone genießen ſollten. Die Beſtandtheile unſers Frühſtücks waren aus vier Welttheilen zuſammengeholt, als Brod diente amerikaniſcher oder braſilianiſcher Keaks, zu welchem Thee gereicht wurde; der Stolz der Hausfrau war hamburger Rauchfleiſch, dem das warme Clima aber nicht ſonderlich bekommen zu ſein ſchien, portugieſiſche Würſtchen mit Eiern accompagnirten dieſes und die größtmögliche Auswahl einheimiſcher Früchte bildete das Ende des Mahles. Der ſelbſtfabricirte Wein wollte übrigens keinem von uns recht munden, obgleich uns verſichert wurde, daß er auf Flaſchen gezogen und mehrere Jahre alt ſei; einem ſchlechten Liſſabon-Wein gab wenigſtens ich den Vorzug. Die unangenehme Mode den Wein in Flaſchenkürbis zu conſerviren und in kleineren Calabaſſen zu verabreichen, thut ſelbſt dem beſſern Wein bedeutenden Abbruch, da die von der innern Markmaſſe ſelten ganz freie Schaale der Frucht natürlich immer dem Getränk einen eigenthümlichen Beigeſchmack giebt. Der treffliche Geſchmack der dortigen Traube, die an Größe allen ſpaniſchen bei Weitem nachſteht, läßt übrigens vermuthen, daß bei einiger Sorgfalt in ihrer Cultur die Inſel bald beſſeres Product liefern wird. Bis zu einem gewiſſen Grade verſteht jeder dortige Neger ſich auf die Weinfabrikation, und jeder einiger-

maaßen Begüterte bereitet ſich aus ſeinen meiſt ſehr reichen Weinbergen den eigenen Bedarf.

Sogleich nach dem Frühſtück ſchickten wir uns an, eine kleine Excurſion zu machen und unter lautem Gelächter der Einwohner machten wir uns mit Botaniſirkapſeln und Inſectenketſchern auf den Weg.

Wenige Schritte von Ponto do Sal entfernt waren drei kleine hölzerne Kreuze errichtet, welche die Grabſtätte hier verunglückter Engländer bezeichneten. Vor etwa einem Jahre war nämlich ein großes engliſches Fahrzeug, ich glaube eine Brigg, aus Oſtindien kommend, mitten an einem heitern Tage gerade vor Ponto do Sal auf den Klippen geſcheitert. Die beiden geretteten Matroſen erzählten, daß in Folge einer Feſtlichkeit die ganze Mannſchaft mit dem Inhaber des Steuers, der auf ſeinem Poſten umgefallen und eingeſchlafen war, in gleich trunkenem Zuſtande geweſen ſei. Der Kampf mit dem Tode, den die Geretteten in der Brandung beſtanden hatten, war nicht im Stande geweſen, ihren Rauſch vollkommen zu tilgen. Von den Leichen waren nur die dort beerdigten drei an's Ufer geworfen worden.

Eine Tour hart an der Meeresküſte läßt jeden Augenblick auf Schwierigkeiten ſtoßen und geht deshalb äußerſt langſam von Statten; bald zwingen herabgerollte Lavablöcke zu gefährlichen Paſſagen und bald ſteigt das Ufer aus tiefem Waſſer mit unerſteiglich ſchroffen Abhängen hoch in die Luft, ſo daß wir öfter beſchwerliche und weite Umwege überklettern mußten, um an einer andern Stelle wieder an's Ufer zu gelangen; und zu wiederholten Malen ſuchten wir mit vergeblicher Haſt den fern geglaubten Wellen zu entfliehen, die noch nach ihrem Sturz mit der letzten ſchwachen Kraft die Küſte ſo weit als möglich zu überfluthen ſtrebten und häufig uns tüchtig benetzten. Als wir etwa eine Stunde in dieſer Weiſe uns nur wenig von der Stadt entfernt hatten, mußten wir wegen der Höhe des Waſſers und der ſchroffen Küſte die Weiterreiſe aufgeben, ſo daß wir, unbekümmert über unſere gänzliche Durchnäßung und zufrieden mit der an Cruſtaceen gemachten Ausbeute quer in's Gebirge hinein zu klettern beſchloſſen. In Kurzem hatte die Sonne

unſere Kleider wieder getrocknet und wir mühten uns ab, der höchſten Höhe des Gebirges ſo nahe wie möglich zu kommen. Unſer Wunſch, von einer hohen Spitze das Innere der Inſel überſehen zu können, blieb indeß unbefriedigt; die immer ſteiler werdenden Wände wurden uns zuletzt unerſteiglich; die Sträucher, unter denen Baumwolle am gewöhnlichſten vorkam, fanden ſo dürftigen Boden, daß ſie beim Klimmen faſt gar keine Stütze boten, ſo daß wir endlich, ziemlich ermüdet mit geringer Ausbeute nach Hauſe eilten, von Durſt und Hunger nicht wenig geplagt.

Außer dem Herrn Fonſeca war auf der ganzen Inſel nur noch ein europäiſcher Kaufmann, ein junger Portugieſe, Sr. Burnay, der in Liſſabon Compagnon eines nicht unbedeutenden Hauſes war, aber dennoch, obgleich er in Strasburg erzogen und Jahre in Paris gelebt hatte, das Leben auf St. Anton jedem Aufenthalt in den größten europäiſchen Städten vorzog. Er ſelbſt kam uns auf dem Nachhauſewege entgegen und lud uns mit großer Freundlichkeit zum Mittageſſen ein, das, als wir in ſeine Wohnung kamen, ſchon bereit ſtand. Die deutſche Sprache war ſeiner Zunge zwar etwas entfremdet, aber wenigſtens doch ziemlich geläufig, ſo daß er als Dolmetſcher häufig von mir in Anſpruch genommen wurde. Was ein dortiger Tiſch zu bieten vermag, fanden wir vor; außer Hühnern, die in ſolcher Menge vorhanden ſind, daß ſelbſt die Aermeren täglich davon eſſen, die herrlichſten Fiſche. Der ſchön gefärbte Pilot, Centronotus ductor, mit hellblauer Farbe und dunkleren ſenkrechten Linien, hatte noch auf der Schüſſel ein hübſches Blau, und der wunderſchöne Rei do mar, der Seekönig, prahlte noch gekocht mit dem lebhafteſten Roth. Beide Fiſche haben einen angenehmen Geſchmack und ſcheinen häufig an den Küſten von St. Anton gefangen zu werden. Ein großer Reichthum von einheimiſchen Früchten bildete den Nachtiſch und zum erſten Male machten wir Bekanntſchaft mit Bananen, Ananas, Gojavas, Papaias und Mamaias, dieſen trefflichen Producten der Flora einer heißen Zone. Die Weinrebe war eben zur Reife gediehen und Herr Burnay hatte faſt den ganzen Hof und ſein Wohnhaus mit den ſchmackhaften, ſüßen Trauben bedeckt, um einen Verſuch zu machen, Roſinen daraus zu bereiten. Die

ſchönſten Apfelſinen und eine kleine Art Citronen waren in reichlichem Maaße vorhanden.

Schon hatte ſich die Nachricht von unſerer Ankunft über den größten Theil der Inſel verbreitet und manche Bewohner der ungefähr zwei Stunden entlegenen Hauptſtadt Grande Ribeira kamen aus Neugier nach Ponto do Sal, unter denen viele waren, die mich um ärztlichen Rath und Beiſtand angingen; ich mußte ſogar das Verſprechen geben, am folgenden Tage die Hauptſtadt beſuchen zu wollen, um mehren Kranken dort Viſite zu machen. Noch niemals hatte ſich ein Arzt unter dieſen friedlichen und gutmüthigen Inſulanern aufgehalten und das überaus geſunde Clima machte einen ſolchen auch ziemlich überflüßig, allein jetzt mußte die ſeltne Gelegenheit benutzt werden und jeder ſuchte irgend ein Leiden hervor, deſſen Abhülfe er vertrauensvoll von mir hoffte.

Als der Abend herankam und die ziemlich große Hitze des Tages in angenehme Kühle umwandelte, lud uns Herr Burnay zu einem Bade an der Küſte ein. Es ſcheint, als ob die Natur die Ufer der Inſel ſpeciel für Badende eingerichtet hat, denn welche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit die Kunſt mit Mühe ſonſt zu erzielen ſtrebt, alle dieſe ſind in der natürlichen Formation der nur aus Lava beſtehenden Küſte ſchon gegeben. Die ſchroffen Abhänge haben an vielen Stellen Höhlungen, die zum Theil künſtlich ausgehauenen Niſchen gleichen und den ſich zum Bade Rüſtenden einen ſchattigen Aufenthalt bieten; der Boden ſelbſt hat überall eine Menge Höhlen, wie künſtliche Baſſins, die mit dem klarſten Seewaſſer, das nur eben über den weit hinaus ſich erſtreckenden Grund geſpült wird, angefüllt ſind und ſomit jede Gefahr von Seethieren als z. B. dem gefräßigen Haifiſch durchaus verſchwinden laſſen. Es iſt ſehr zu beklagen, daß dieſe herrliche Badeanſtalt den ſich darnach ſehnenden Europäern zur Benutzung gar zu fern liegt. Sogar von den Nachbarinſeln, die, wie z. B. St. Jago, alljährlich von bösartigen Fiebern heimgeſucht, und während der gefährlichen Jahreszeit von den wohlhabenden Bewohnern verlaſſen werden, die dann auf Brava und Tuego eine Zuflucht ſuchen, kommen ſelten Kranke oder Geſunde aus Geſundheitsrückſichten nach St. Anton, während dieſe Inſel unter Allen der

Gruppe wenigſtens doch zu den geſundeſten gehört. Es würde indeß nicht große Mühe und keinen bedeutenden Koſtenaufwand verurſachen, den Badenden einen temporären Aufenthalt möglichſt angenehm zu machen.

Erſt ſpät am Abend trennten wir uns von unſerm freundlichen Wirth um auf dem, von den Wellen der Brandung, ſtark geſchaukelten Schiffe nicht die ruhigſte Nacht zu verbringen. Mit dem Anbruch des Tages ließen wir uns an's Land ſetzen, wohlverſehen mit den nöthigen Apparaten zur Einſammlung von Naturalien und gefaßt auf die Strapazen der unbequemen Tour nach Grande Ribeira, zu der uns freilich Eſel und Mauleſel hinlänglich geboten wurden, allein, um weniger genirt zu ſein, traten wir den Weg zu Fuße an, nur von einem ſchwarzen Führer geleitet.

Rund um die ganze Inſel führt ein ſchmaler Fußweg faſt überall ſo nahe an der Küſte entlang, daß die meiſt ſchwindelnde Höhe einen Sturz in die Meeresbrandung befürchten läßt, während mit Ausnahme einer einzigen Stelle das Innere wegen des unerſteiglich ſchroffen Gebirges durchaus unzugänglich erſcheint. Hin und wieder ſieht man wilde Ziegen umherklettern und wilde Eſel, welche letztere, von den Eingebornen gezähmt, ſichern Fußes dieſe über die gefährlichen Wege tragen. An mehreren Stellen plätſcherten kleine Bäche mit raſchem Fall von der Höhe in's nahe Meer und einzelne Neger hatten an den heitern grünen Ufern ihre Hütten erbaut und zogen zum eigenen Bedarf Kaffe, Zucker und Mais. Die herrliche Indigopflanze wucherte überall, aber wenige Schwarze befaſſen ſich mit der Bereitung des koſtbaren Blaus, welches in fauſtgroßen Klumpen mir mehrfach zum Kauf angeboten wurde, allein nur wenig ſorgſame Behandlung verrieth, indem ſie viel Sand und Blätter noch beigemiſcht hatten. Aus dieſem Grunde haben auch die nach Europa geſchickten Proben an dem Markt ſo wenig Glück gemacht, wenngleich die genauern Unterſuchungen ergaben, daß dieſe Sorte Indigo keineswegs vor der beſſern zurückſteht. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts hat man angefangen, auf den Capverd-Inſeln die Indigopflanze zu cultiviren, einem Berichte des dortigen Gouverneurs Caetano

Procopio Godinho de Vasconcellos zufolge, der im Jahre 1819 gemacht wurde.

Der nach Liſſabon zurückkehrende Gouverneur D. Antonio Salgado brachte die erſten Indigoproben mit, die wegen ihrer Unreinheit zwei königliche Verordnungen veranlaßten, vom 24. Mai und 10. December 1703, denen zufolge nur die reifen Pflanzen geſammelt und aus ihnen der Indigo in mit Waſſer angefüllten Baſſins bereitet werden ſollte. Noch finden ſich Spuren auf St. Anton von jenen Reſervoirs. Die Regierung ſelbſt ließ auf San Jago und San Antonio eine Indigo-Fabrik anlegen, allein bei einer ſchlechten Verwaltung*) ſind beide längſt faſt ſpurlos untergegangen. Der letzte Verſuch zur Wiederaufnahme dieſes Fabrikats wurde im Jahre 1825 von einem gewiſſen Luiz Marim, aus Turin, gemacht, der mit beſondern Privilegien verſehen auf St. Anton ſich niederließ; allein, geblendet von den größeren Vortheilen eines Handels an der Küſte des Continents ſelbſt, verließ er St. Anton und ging nach Senegambien, wo er, wie man mir in Grande Ribeira erzählte, allerdings reichere Früchte vom Sclavenhandel geerndtet habe. Seitdem iſt nun die Indigobereitung wiederum gänzlich in Vergeſſenheit gerathen, nur wenig Neger bereiten noch auf rohe Weiſe ein ſchlechtes Präparat, das im Handel keinen weiteren Abſatz findet.

An vielen Stellen begegneten uns Neger und Negerinnen, die auf dem Kopfe große Mengen von Früchten und Gemüſen nach Ponto do Sal zum Verkauf trugen und jeder uns den vollen Gruß der Portugieſen im Vorbeigehen gab mit den Worten: „Lauvado seja nosso Senhor Jesu Cristo“, worauf die übliche Antwort „Para sempre“ lautet.

Nach einem zweiſtündigen ermüdenden Marſch ſtanden wir plötzlich auf einer freien Höhe, von der aus wir die zu unſern Füßen liegende Stadt und das ganze Thal überſehen konnten. Ein reizendes Gebirgsthal, von ſchroffen Felsabhängen rund be-

*) Memoria do João da Silva Feijo. 1797. In ſelbiger iſt die Geſchichte der Indigocultur der Capverd-Inſeln ausführlich gegeben. Die verſchiedenen Species der Mutterpflanze ſind indeß nicht einmal genannt.

gränzt, alle Wände bedeckt von Weinbergen, jedes Häuschen mitten in einem paradieſiſchen Garten, deſſen hochſtämmige Palmen und großblättriger Piſang kleineres Gebüſch dick beſchattete, ſetzte uns in freudiges Erſtaunen und fröhlich folgten wir dem ſich ſenkenden rauhen Weg in die Stadt. Eine alte Bettlerin, die von unſerer Ueberraſchung nicht geringen Vortheil zog, gab uns Auskunft über den bequemſten Weg in die Mitte der Stadt. Daß unſere Ankunft zu den außergewöhnlichen Ereigniſſen gehörte, bewies uns die große, raſch zuſammengelaufene Volksmenge, die uns mit Vertraulichkeit und übergroßer Freundlichkeit über eine ſandige und ſteinige Vorebne in das Innere der Stadt begleitete. Alle Straßen waren nur wenige Fuß breit, ſo daß zwei Perſonen nur mit Mühe neben einander gehen konnten. Jedes Haus lag am Ende eines Gartens von der Straße entfernt und eine hohe Steinmauer, die hin und wieder von den üppigen Gartengewächſen überragt wurde die das öde und triſte Anſehn der Gaſſen etwas erheiterten, entzog die Wohnungen unſerm Blick. Die uns noch ungewohnte Hitze machte in uns den Wunſch nach Getränken lebhaft rege und wider Erwarten führte uns ein freundlicher Neger in eine Weinſchenke. Der Wirth ſah ſich zu wiederholten Malen genöthigt, etwas ernſthafte Maaßregeln in Anwendung zu bringen, um ſein Haus und uns gegen das ungeſtüme Eindringen der neugierigen Menge ſo viel als möglich zu ſchützen. Beim Anblick der erſten Europäer hätte das allgemeine Erſtaunen kaum ein größeres ſein können als bei unſerm Erſcheinen und dennoch hat die Inſel einen portugieſiſchen Officier zum Gouverneur, der in Grande Ribeira wohnt. Unſere Kneipe war äußerlich und innerlich gleich ungemüthlich eingerichtet und ſchmutzig und machte in keinem Stücke die geringſten Anſprüche auf Eleganz; dafür aber war unſer Wirth auch ebenſo anſpruchslos als es an's Bezahlen ging, indem er für zwei Flaſchen Wein, der natürlich am Orte fabricirt war, und für die Mühe die wir ihm durch wiederholtes Herbeiſchaffen von Waſſer, wozu er ſich immer durchgeſägter Calabaſſen bediente, veranlaßt hatten, im Ganzen nur 6 Vintims forderte. Kaum hatten wir unſern Durſt geſtillt, ſo kam ein anſtändig gekleideter, dicker Neger in unſere Hütte, ſich erkundigend,

wer unter uns der Arzt ſei, den er geſtern hatte zu ſich bitten laſſen. Auf's freundlichſte faßte er mich bei der Hand und zog mich durch die Menge mit ſich fort. Daß er zu den Honoratioren des Orts gehörte, erkannte ich bald an der Weiſe, wie jeder vor uns auszuweichen ſuchte und an der ariſtokratiſchen Miene, womit er jeden Gruß erwiederte. Auch ſein Haus war durch eine dicke Gartenmauer verdeckt, und einer ſeiner Untergebenen, einer der wenigen Sklaven, die ſich auf St. Anton finden, ließ uns durch eine Thür in den Garten. An dem gerade gegenüber liegenden Hauſe führte eine alte ſchöne Allee, die abwechſelnd aus Kokus-, Dattelpalmen und Piſang beſtand. Alle Bäume trugen Früchte, aber nur Kokusnüſſe waren reif und wenig Bananen. Die übrigen Anpflanzungen beſtanden meiſt aus Maniok, Apfelſinen und Gojavas. Die hübſche Ordnung des Gartens und Hauſes verrieth Wohlſtand des Beſitzers, der mich ſogleich ſtolz vor eine große altmodiſche Nürnburger Wanduhr führte, die mit jeder abgelaufenen Stunde Kukuk rief und, wie er mich verſicherte, das einzige Exemplar auf der Inſel ſei. Mein freundlicher Wirth machte mir nach der Landesſitte ein Compliment, das er mit den gaſtfreundlichen Worten: So lange du in meinem Hauſe biſt, werde ich dein Gaſt und du mein Wirth ſein! begleitete. Ein großer Tiſch ward auf ſeinen Befehl mit Frühſtück beſetzt, und als die beiden Naturforſcher ſammt dem Schlachter aus der Schenke geholt waren, ſtrömte mit ihnen eine Maſſe Volks in unſere Wohnung, ungebeten an dem reichen Frühſtück theilzunehmen, unbekümmert ob dem Wirthe willkommen oder unwillkommen.

Was nur der Luxus der Inſel aufzubieten im Stande war, fanden wir reichlich vorhanden, und der Wirth, welcher bei Tiſche ein gutes Beiſpiel zu geben eifrig bemüht war, ließ ſich ein faſt unausgeſetztes Auffordern nicht verdrießen. Hätten wir gute europäiſche Kartoffel gehabt, an deren Statt in Scheiben geſchnittene, gebratene Bananen dienen mußten, und beſſeren, als den einheimiſchen Wein, ſo hätte unſer Mahl hinter einem guten europäiſchen durchaus nicht zurückſtehn dürfen; an der Stelle des Brodes wurden kleine Braſilianiſche Zwieback präſentirt und ſogar europäiſche Butter dazu verabreicht. Mit wunderbarer Eile brachte

der Wirth ein Hoch nach dem andern den anwesenden Gästen, wobei der Anstand die jedesmalige, völlige Entleerung des Glases gebot und der Beweis, daß die Trinkerpflicht gehörig erfüllt sei, durch ein wiederholtes Klopfen mit dem Glase auf den Tisch geführt wurde. Fast alle Arten eingemachter Südfrüchte, von denen die meisten aus Amerika stammen mochten, circulirten bei jedem Gerichte. Zu meiner größten Verwunderung blieb das Benehmen aller Tischgenossen in den Gränzen des Anstandes und trotz der Menge des genossenen Weines zeigte Niemand davon die geringsten Folgen.

Als unser Wirth zuerst die Tafel aufhob, entfernten sich die Meisten; mich aber bat er, ihn in den Theil des Hauses zu begleiten, in welchem die Frau und Töchter, deren keine uns zu Gesichte gekommen war, in beständiger Abgeschiedenheit wohnten. Diese Trennung des männlichen und weiblichen Geschlechtes und die Scheu des letzteren vor den Anblick eines Mannes, mußte natürlich meine volle Bewunderung erregen, da diese Sitte einem Insulanervolke, wie dieses, dessen Zierde eben kindliche Unbefangenheit und unschuldige Natürlichkeit ist, durchaus fremd erscheint, allein der Verkehr, den die Capverdischen Inseln noch jetzt und ehedem weit lebhafter mit den nordafrikanischen Küstenländern hatten, hat diese muhamedanische Sitte auf die kleinen Nachbarinseln verpflanzt. Die Vielweiberei aber scheint nicht mit eingewandert zu sein, wenigstens wird sie nicht geduldet. Nur in den wenigsten, den vornehmsten Häusern Grande Ribeira's, wird dieser Brauch beobachtet, denn bei den Aermeren traf ich überall Männer und Frauen zusammen, nur bei Tische findet immer strenge Trennung statt, indem zuerst die Männer und darauf die Frauen speisen.

Mein Eintreten veranlaßte eine große Verlegenheit, die mir beim Krankenexamen nicht unbedeutende Schwierigkeit brachte; dazu kam noch meine geringe Kenntniß der portugiesischen Sprache und das Fehlen eines Dolmetschers. Nur durch vollkommen unbefangene Fragen und selbst durch ungenirte Berührungen und manuelle Untersuchungen erzwang ich mir bald offene Vertraulichkeit und das Zutrauen zu der von mir versprochenen Medicin.

Jetzt kamen von allen Theilen der Stadt Einladungen an

mich, deren Annahme mich leider den ganzen Tag beschäftigte und mich abhielt, die so reizende Umgegend der Stadt zu durchstreifen. Meine Reisegenossen machten indeß eine interessante Excursion, während ich, von einem großen Negerschwarm begleitet, bis zur Ermüdung practiciren mußte. Gern nahm ich gegen Abend die Einladung eines meiner Führer, eines Mulatten, Joaquim, der fast gar nicht von meiner Seite gewichen war, an, mit ihm in seine Wohnung zu gehn und der Ruhe zu pflegen. Unterwegs stießen wir wieder zusammen mit den zurückkehrenden Naturforschern, die sich auf Joaquim's Einladung gern anschlossen. Die Größe unserer Gesellschaft füllte fast das ganze Haus und ließ den neugierigen Eindringlern wenig Raum übrig, ein kleiner Vorhof aber war beständig gedrängt voll. Unser Wirth stellte zuerst seine Frau vor, eine allerliebste Mulattin, die mit so vielem Anstand und Grazie die Honneurs machte, daß man hätte glauben müssen, sie habe in dem vornehmsten französischen Institut ihre Erziehung erhalten. Bei sichtlicher Armuth war das Innere der kleinen Hütte überall wohl geordnet und die freundliche Aufmerksamkeit unserer Wirthsleute ließ leicht alle kleinen Unbequemlichkeiten vergessen, die vorzüglich durch das gänzliche Fehlen der Stühle, an deren Stelle eine zu kurze Bank, nicht für uns alle ausreichend, diente, veranlaßt wurden. Auf meine besondere Bitte nahm die gute Frau gemeinschaftlich mit uns ein aus Hühnern und vielerlei Früchten bestehendes Abendessen ein, wobei der selbstfabricirte Wein keine geringe Rolle spielte.

Rasch eintretende Dunkelheit zwang uns wegen des gefährlichen Weges unsere Rückreise nach Ponto do Sal bis zum Aufgang des Mondes zu verschieben und die Zeit sollte nun bis dahin mit Tanzen, wozu jeder sogleich bereit war, gekürzt werden. Ein Zollbeamter von der Insel Boa Vista, ein dunkler Mulatte, wußte sich eine Violine zu verschaffen, deren Saiten er die kläglichste Tanzmusik zu entlocken verstand. Sobald sich die Freude der Tanzenden durch lauten Jubel und Gesang zu verkünden angefangen, strömte die ganze Nachbarschaft in solcher Menge herbei, daß der enge Raum der Hütte durchaus nicht mehr genügen konnte. Leicht war indeß die Abhülfe dieses unbedeutenden Uebel-

ſtandes beſchafft, indem die ganze Geſellſchaft ſogleich auf den von Joaquim gemachten Vorſchlag einging, der nämlich anrieth nach dem geräumigen Hauſe eines ſeiner Nachbaren zu ziehen. Obgleich nun dieſer nicht einmal gegenwärtig war, und man es auch nicht für nöthig hielt, ihn zuvor zu benachrichtigen, ſo war dennoch in wenigen Augenblicken der Umzug gemacht und Joaquim, der Anführer unſeres Zuges weckte mit kräftigen Schlägen an die Hausthür die ſchon in tiefem Schlafe begriffenen Bewohner des Nachbarhauſes. Ich hatte mich ganz darauf gefaßt gemacht von dem aus dem Schlafe Geweckten, entweder verdrießlich angenommen, oder doch wenigſtens nicht gar freundlich empfangen zu werden; allein, als der Mann ſchlaftrunken den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre ſteckte und vor ſich eine ſo große luſtige Menge, deren Orcheſter ihn mit einigen Saitenſtrichen begrüßte, ſah, öffnete er ſchnell die Thür, forderte jeden auf hineinzutreten, weckte ſogleich ſeine Frau, ſeinen Sohn und ſeine vier erwachſenen Töchter, zündete mehrere Lampen an und nach wenigen Momenten tanzten alle Mitglieder in der größten Heiterkeit. Leider konnten wir nicht ſogleich Theil daran nehmen, da uns allen die beiden aufgeführten Nationaltänze ganz unbekannt waren, doch ergab ſich ſpäter daß zwei der Damen Walzer und Gallopaden zu tanzen verſtanden, welches ſie von engliſchen Matroſen auf Boa Viſta gelernt haben wollten, und von dieſen aufgefordert, mußten wir zur allgemeinen Freude öfterer damit aufwarten, während viele, die einige mißlungene Verſuche damit machten, herzlich verlacht wurden. Der eine jener Landestänze glich ſo ziemlich einem Fandango, der nur von einem Paare aufgeführt wurde, das bei beſtändigem Händeklatſchen mit graciöſen Bewegungen bald avancirt, retirirt und ſich gegenſeitig umkreiſt, ohne je ſich zu berühren. Die einzige Begleitung dieſes Tanzes war unſere Violine und Zuſchauer und Tänzer enthielten ſich dabei jedes Geſanges. Die zweite Art des Nationaltanzes war ungefähr eine Ecoſſaiſe, von zwei ſich gegenüberſtehenden Colonnen getanzt; dabei keine Inſtrumentalmuſik, nur ununterbrochener Geſang und Fingerklatſchen. Dieſer hatte nur zwei Strophen Text, in die ſich beliebig die Tanzenden theilten; in der einen Strophe ſchien eine

Antwort auf die in der andern ausgedrückte Frage zu liegen, die aber schon begonnen wurde, ehe letztere vollendet war. Die ganze Gesellschaft mischte sich in diesen Tanz, der, aus scheinbar unregelmäßigen Touren bestehend, fast eine Stunde dauerte.

In dieser muntern Gesellschaft, die noch durch den fortwährend gereichten Wein ihre Heiterkeit steigerte, brachten wir einen so großen Theil der Nacht hin, daß uns die Lust verging noch in dem nächtlichen Halbdunkel die beschwerliche Rückreise anzutreten, und die herzliche Einladung Joaquim's, bei ihm zu übernachten, war unserer Müdigkeit ein willkommenes Anerbieten, das dankbar von uns angenommen wurde. Man kann sich schwerlich einen Begriff machen von der außerordentlichen Gastfreundschaft, mit der die guten Leute bemüht waren uns allen, die wir ohne unsern Führer, der die Nacht unter freiem Himmel im Hofe zubringen mußte, vier an der Zahl waren, in ihrer beschränkten Wohnung ein Nachtlager zu bereiten. Ich war nicht im Stande sie davon abzuhalten sich selbst aller Matten und kleiner Kissen, die sie in einer Art Bett für sich und die kleinen Kinder liegen hatten, zu berauben, um für uns auf flacher Erde ein Lager daraus zu bereiten, während nun die ganze Familie theils auf dem harten Boden, theils auf den harten Brettern des unbedeckten Bettes die Nacht zubringen mußte. Ich hatte indeß am Bord im beweglichen Bett lange nicht so schön geschlafen als auf diesem ziemlich unbequemen Lager, welches ich am folgenden Morgen fünf Uhr, von der Hausfrau geweckt, die schon den Kaffe bereit hatte, erquickt verließ. Einige kleine Geschenke an Perlen und Ringen für die Kinder, ein Taschentuch, von rother Seide, zum Kopftuch für die Frau und eine geringe Geldentschädigung für den Hausherrn war das einzige, womit ich meine Erkenntlichkeit für die genossene Gastfreiheit beim Abschiede zu erkennen geben konnte. Mit der stillen Hoffnung, vor meiner gänzlichen Abreise von St. Anton noch einmal dies gemüthliche Städtchen mit seinen freundlichen Bewohnern besuchen zu können, verließ ich diesen, in so kurzer Zeit mir lieb gewordenen Ort, nachdem ich noch zuvor zweien alten Frauen auf Verlangen einen ärztlichen Besuch gemacht hatte. Fünf bis sechs meiner gestern erworbenen Freunde, zu denen auch

Joaquim gehörte, gaben uns das Geleite und ließen ſich nicht eher bewegen uns zu verlaſſen, als kurz vor Ponto do Sal, bis wohin ſie darauf drangen unſere geringe Bagage, aus zwei Flinten und drei Botaniſirkapſeln beſtehend zu tragen. Wenig von der Stadt entfernt war in der letzten Nacht der ſchmale Fußweg durch Herabrollen großer Lavamaſſen faſt unwegſam geworden, ſo daß wenigſtens für Pferde und Eſel die Paſſage ſehr gefährlich erſchien und der Gouverneur noch ſelbigen Tags ſeine ſchwarzen Soldaten hinbeordern mußte, um den Stieg wieder wegſam zu machen. Die Begleiter nahmen ſogleich die von mir verordneten Medicamente für die verſchiedenen Patienten in Grande Ribeira mit, denen ich für viele die herzlichſten Grüße beifügte, zumal mir vom Capitain erklärt wurde, daß unſere Abreiſe auf morgen feſtgeſetzt ſei, und ich demnach auf einen zweiten Beſuch verzichten mußte.

Bei einem Bade, welches ich am Abend mit Herrn Burnay nahm, hatte ich die Unannehmlichkeit durch die, faſt überall das Geſtein überziehende Serpula lumbricalis, im Ballen des einen Fußes verletzt zu werden, indem einige ſcharfe Spitzen darin ſitzen blieben und durch die darauf folgende Entzündung und Geſchwulſt mir das Gehen in einigen Tagen faſt unmöglich machten. Den Negern war dieſer Unfall ſehr bekannt und ihr dagegen angewandtes Mittel beſteht in warmen Verband aus gebackenen Bananen, womit ſie einige Tage fortfahren. Die Befolgung dieſes Rathes befreite mich auch in kurzem von den heftigen Schmerzen. Meinen beiden Freunden, den Naturforſchern war an demſelben Tage, als ſie einige Stunden früher als ich ſich gebadet hatten, ein nicht minder unangenehmer Fall begegnet; als ſie nämlich, noch naß vom Seewaſſer und unangekleidet am Strande nach dem Bade umhergingen, Conchylien und Mollusken ſammelnd, hatten ſie während längerer Zeit den unbedeckten Rücken den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, worauf ſie ſogleich ein heftiges Fieber befiel und einige Tage nachher noch der ganze Rücken, wie nach einer ſpaniſchen Fliege, wund war. Dieſe verſchiedenen kleinen Unglücksfälle gaben uns für die ſpätere Zeit eine recht nützliche Warnung.

Herr Fonseca hatte in den wenigen Tagen so ziemlich alle seine Habseligkeiten an Bord geschafft um im Interesse des Hauses nach Benguela oder Loanda sich überzusiedeln und mit unserm Schiffe dahin die Reise zu machen. Seine Frau vergoß tausend Thränen über den Schmerz des Abschiedes von einem so gesunden Lande wie St. Anton, an dessen stille Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Begebnissen sie während fast zweier Jahre sich so sehr gewöhnt hatte, daß sie nicht einmal diesen Aufenthalt mit dem in ihrem Vaterlande zu vertauschen wünschte. Dazu kam noch die Angst vor einem ungesunden Klima an der Küste, dessen Gefahren der Mann sich gierig unterzog und gar keine Rücksicht nahm auf die Abneigung seiner Frau, indem er keine weitere Hoffnung hatte und kein anderes Ziel sich stellte, als dort in Kurzem ein reicher Mann zu werden. Mit funkelnden Augen erzählte er manche Geschichte auf unserer späteren Reise von geringem Werth des Goldes in Congo und dessen leichtem Erwerb. Kaum angekommen in Loanda, that er sogleich die geeigneten Schritte zu Erlangung seines einzigen Lebenszweckes, indem er mit dem Sklavenhandel sich besudelte, dessen Früchte ich nicht Gelegenheit hatte lange zu sehen, aber eine Nachricht, die ich in Europa von seinem Tode erhielt, läßt mich wenigstens annehmen, daß ihm nie der Genuß des Erfolges seines schändlichen Bemühens geworden ist.

Die überflüssigen Sachen des Herrn Fonseca wurden in seinem Hause am vorletzten Tage öffentlich, d. h. vor vier bis fünf Mulatten und Herrn Burnay versteigert und am 8. August fand die Einschiffung unserer neuen Passagiere statt, in deren Gefolge ein junger Handlungsdiener, von den Azorischen Inseln hieher verschlagen, und eine schwarze Sklavin, an deren Gesellschaft die Frau sich gewöhnt hatte. Schon die kleine Tour durch die bewegte Brandung machte Herrin und Dienerin so seekrank, daß beide nur durch die Ueberredung und selbst Gewalt des Mannes am Bord zurückgehalten werden konnten.

Es pflegt die kleine Tour von Ponto do Sal nach der Insel St. Vincente in einem Tage gemacht zu werden, da aber der sonst so günstige Passatwind fast gänzlich pausirte, so erreich-

ten wir den Hafen erſt am folgenden Tage. Indeß bot der Anblick der reizenden Inſel St. Anton, mit ihren freundlichen, zerſtreut liegenden Dörfern und einzelnen Wohnungen, in deren Umgebung fruchtbare Plantagen; mit ihren bis über die Wolken ragenden Spitzen eine ununterbrochene, intereſſante Unterhaltung. Gegen die Südküſte hin dacht ſich das Gebirge langſam etwas ab und zeigt ſtatt der, in den nördlichen Theilen ſo häufigen ſchroffen, kahlen, durchaus unfruchtbaren Felsparthien, eine überaus fruchtbare ebene Abflachung, in welcher eine Menge kleiner Zucker- und Kaffeplantagen ſind und einſt auch eine Indigofabrik gelegen war. Die häufig vom Gebirge herabrieſelnden Bäche geben jedem Fleck eine ſolche Fruchtbarkeit, daß ein grüner Teppich das Ganze zu überdecken ſcheint. Einer der fruchtbarſten Oerter an der Südküſte iſt das kleine Städchen Santa Cruz, deſſen freundliche Häuſerchen im dicken Schatten von Piſang, Kokus und Wein zu liegen ſcheinen. Dort wächſt der beſte Kaffe, am meiſten Zucker und die ſchönſte Traube, aber der traurige Zuſtand des Handels und der Induſtrie benutzt dieſe Artikel kaum in ſo weit, als es der Bedarf der Inſel fordert, obgleich namentlich der Kaffe in Europa einen guten Namen hat.

Auffallend verſchieden iſt der Anblick der, drei engliſche Meilen entfernt liegenden Inſel St. Vincente, deſſen ſonnenverbranntes, faſt ſchwarzes Geſtein, mit wellenförmig abgerundeten Höhen, frei von jeder Vegetation, einen traurigen Contraſt bildet mit der bewachſenen, waſſerreichen Nachbarin St. Anton. Die höchſten Spitzen der letzteren erſcheinen beſtändig in dichte Wolken gehüllt, während der Himmel über St. Vincente, ewig heiter und rein, faſt nie mit befruchtendem Regen den lechzenden Boden tränkt. Zwar ſind die Gipfel des Gebirges mit Flechten, vorzüglich den farbegebenden Rocella-Arten, ziemlich reichlich bewachſen, allein in dürren Zeiten, wie gegenwärtig, wo in drittehalb Jahren kein Regen gefallen war, entdeckt in geringer Entfernung das Auge davon keine Spur. Trotz alle dem aber gilt St. Vincente für die geſundeſte aller Capverdiſchen Inſeln, deren Einwohner, obgleich bei der größten Armuth, faſt nur von Seefiſchen lebend, dieſes Urtheil durchaus beſtätigen.

In der Mitte der nordwestlichen Küste bilden die schroffen Lavaufer eine kleine Bai, die mit ihrem tiefen Sandgrunde einen sichern Ankerplatz giebt, der von allen Seiten durch die hohen Ufer und die gegenüberliegende Insel St. Anton geschützt, einen der besten Hafenplätze in der Welt giebt. Grade im Eingange des Hafens, ungefähr in der Mitte desselben steht ein isolirter, über hundert Fuß über die Wasserfläche emporragender, spitzer Felsen, der, einer Schildwache gleich, die Einfahrt bewacht und in zwei fast gleiche Theile theilt, deren jeder zum Einlaufen den Schiffen durchaus gefahrlos ist. Tausende von Seevögeln hatten diesen Lavablock in Besitz genommen und ihn mit ihren Exkrementen derartig überdeckt, daß er in der Ferne wie überkalkt erschien, wodurch er den Schiffen ein leicht zu erkennendes Merkmal abgiebt. Die Neger von St. Vincente nannten diesen Felsen den „Vogelfels". Während die Seiten des halbrunden Hafens mit, bis an's Meer sich erstreckenden abschüssigen Steinufern umgeben sind, bleibt in der Mitte der Hafenküste eine flache Strecke, die mit dem von der Sonne ausgetrockneten Seesand dick überdeckt ist; auf diesem unfruchtbaren Sandboden, in dem nie eine Pflanze, nicht ein Grashalm zu grünen fähig ist, steht das klägliche Negerstädtchen Porto Grande, die Hauptstadt der Insel.

In dem Hafen lag nur ein einziges Schiff, das uns mit der dänischen Flagge begrüßte und einem apenrader Kaufmann angehörte; es lag hier schon vierzehn Tage, mit Steinkohlen befrachtet, um ein londoner Dampfboot, auf seinem Wege nach China, mit Kohlen zu versehen. Der Capitain besuchte uns sogleich und beklagte sich gar sehr über die Dürftigkeit des Landes, die es ihm unmöglich gemacht hatte sich in Besitz einiger Lebensmittel zu setzen. Schon einmal war er mit einem Boot nach St. Antonio gewesen, um Hühner und Schweine einzukaufen.

Am südlichen Ende der Stadt liegt ein kleines Fort mit drei alten Kanonen zur Beschützung des Hafens, aber nicht immer ist so viel Pulver vorhanden, als nöthig ist nur einige Schüsse zu thun; und der Gouverneur war genöthigt, als unsere Schiffe später fortsegelten, Herrn dos Santos um ein Fäßchen Pulver

zu bitten, damit er unsere Abschiedsgrüße mit einigen Schüssen erwiedern könne. Dieses sogenannte Fort ist übrigens nichts anderes, als ein einfacher, natürlicher Vorsprung des Felsens, an dem keine weitere Kunst verschwendet worden ist. An dem entgegengesetzten, östlichen Stadtende, in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten, liegt einsam die Wohnung des Gouverneurs, eines liebenswürdigen portugiesischen Officiers, der in der Gesellschaft seiner Frau und einer ziemlichen Reihe von Kindern, die nach Art der Negerkinder, d. h. nur mit einem Hemde angethan, im Sande umherspielten, ein trauriges, isolirtes Leben führt. Augenblicklich bestand die Zahl der ihm zu Gebote stehenden Soldaten aus drei Negern, deren Quantum noch in Fällen der Noth, wenn ich nicht irre, verdreifacht werden konnte. Eine Mannschaft, die nicht einmal im Stande wäre, den Angriffen des kleinsten Kriegsschiffes sich zu widersetzen.

Das ganze Städtchen, nur aus schlecht gebauten Bretterbaracken bestehend, ist das Bild der allergrößten Armuth, daher denn auch die Betteleien unerträglich wurden, wenn gleich mit einer Cigarre, oder etwas Taback, Geld hatte wenig Werth, manche Freundschaft erkauft werden konnte. Die Sterilität des Bodens producirt nur für Ziegen ein klägliches Futter, und bei der gegenwärtigen Dürre war die Vegetation der höheren Felspartien so sehr verschwunden, daß ich bei einer Tour quer durch die Insel nahe an 30, vor Hunger und Durst umgekommene Ziegen fand, die mit ihrem faulenden Cadaver zum Theil weit hin die Luft verpesteten und zahllose Mengen von Mistkäfern herbeigelockt hatten. Auf Veranlassung des Gouverneurs bekamen wir zwei Kühe, für deren Fütterung man Binsen und Gräser von St. Antonio hatte herbeischaffen müssen, doch hatten die bemitleidungswürdigen Geschöpfe dabei so wenig Gedeihen gefunden, daß sie eher einem mäßigen Kalbe, als einer Kuh glichen, und einzeln, ohne große Beschwerde, von einem Manne in's Boot getragen werden konnten. Es wurde mir erzählt, daß auf der ganzen Insel keine Quelle außer der, welche wenige Schritte hinter der Wohnung des Gouverneurs gelegen, vorhanden sei, was mir aber dennoch unwahrscheinlich vorkommt, da

ich an den entlegenſten Puneten überall Spuren von Ziegen vorfand, die bei ihrer großen Scheu vor Menſchen ſchwerlich immer in ſo große Nähe derſelben ſich wagen würden. Neben jener uneingefriedigten Quelle hat man noch einen, 30 Fuß tiefen Brunnen gegraben, zu welchem, als das beſſere Waſſer enthaltend, ſich beſtändig ein kleiner Zug junger Negerinnen bewegt, der unter lautem Singen mit gefüllten Kalabaſſen auf dem Kopfe wieder zurückkehrt. Dies ſcheint faſt die einzige Beſchäftigung der dortigen Schönen zu ſein, die, während der Mann ausſchließlich dem Gewerbe der Fiſcherei nachgeht, keine andere Arbeit kennen, als Fiſche kochen oder trocknen und in träger Ruhe von den brennenden Sonnenſtrahlen ſich beſcheinen zu laſſen.

Auch hier iſt, wie wohl überall die Fruchtbarkeit des Weibes ein Attribut der Armuth, und eine große Kinderſchaar ſpielt den ganzen Tag am Strande, wo alle ſich ſchon früh eine große Fertigkeit im Schwimmen anzueignen ſuchen, wovon wir eine Probe ſahen, indem mehrere Neger neben unſerm Schiffe den Verſuch machten, ein hinabgefallenes Schlüſſelbund durch Untertauchen wieder heraufzuholen, welches nur deshalb nicht zu gelingen ſchien, weil die muthmaßliche Lage deſſelben nicht genau beſtimmt werden konnte. Beim jedesmaligen Untertauchen ſchlug der kühne Schwimmer ein Kreuz, wodurch er gegen die Gefahren, von Haifiſchen gefreſſen zu werden, ſich ſichern zu können glaubte.

Die Stadt Porto Grande hat eine Kirche, deren Dach aber vor zwei Jahren eingefallen war, und nun ſchon ſeit vier Jahren von keinem Prediger betreten war, weil dieſer, der eigentlich in Ribeira Grande auf St. Anton wohnte und dort ſeine Hauptkirche hatte, auf ſeiner Reiſe hierher, die er alljährlich zweimal unternehmen mußte, durch Umſchlagen des Bootes in den Wellen ſein Grab gefunden hatte. Der gegenwärtige Pater auf St. Anton hat ſeitdem dieſe gefährliche Fahrt nicht wieder unternehmen wollen. Es mag übrigens die Kirche urſprünglich nicht ganz übel geweſen ſein, groß genug war ſie jedenfalls und hatte ſogar einige Bilder von Heiligen; aber die heilige Lampe ewig zu unterhalten, war bei der allgemeinen Armuth nicht möglich zu machen. Mitten in der Stadt liegt ein Häuschen, das

ſich von den übrigen nicht weiter unterſcheidet, als durch ſeine beſondere Kleinheit; das iſt die von der Regierung beſtimmte Erziehungsanſtalt der Jugend; da aber der Präceptor wegen Alterſchwäche nicht mehr ſeinen Pflichten nachkommen kann, ſo bleibt die augenblickliche Generation ganz ſich ſelbſt überlaſſen, bis durch den Tod des Alten der Poſten erledigt und neu beſetzt werden wird.

Bei meinen häufigen Excurſionen, die bei der großen Hitze und den rauhen Felswegen nie ohne große Anſtrengung und Mühe gemacht wurden, blieb der Ertrag an geſammelten Naturalien ein verhältnißmäßig ſehr geringer. Nur die Meeresküſte wimmelte von Schaalthieren, Fiſchen, Korallen und Korallenmooſen, indeß mein noch immer kranker Fuß war mir ein nicht geringes Hinderniß; auch die beiden Naturforſcher litten noch an den Folgen ihres Sonnenſtiches und waren nicht im Stande, das Land zu betreten, wie groß auch ihre Luſt dazu war.

Nach viertägigem Aufenthalt liefen die beiden Schiffe Vasco da Gama und die Sultana in den Hafen ein, um ſchon am folgenden Morgen mit uns weiter zu ſegeln. Herr dos Santos hatte nicht einmal Luſt, das Terrain einer von ihm auf eigene Koſten, wenige Schritte von der Stadt entfernt, in's Werk geſetzte Anpflanzung näher zu inſpiciren, aus Verdruß über die bedeutenden, vergeblich gemachten Ausgaben. Noch jetzt wurde ein Neger dort unterhalten, um Aufſicht zu führen und die jungen Pflanzen zu bewäſſern, allein der kräftige Seewind hatte den weißen Küſtenſand wie eine dicke Decke über die ganze Anlage getragen, zwei mühſam gearbeitete Brunnen faſt gänzlich ausgefüllt und aus den friſch gepflanzten Stauden und Sträuchern todtes, verdorrtes Reis gemacht. Das Gelingen des urſprünglichen Planes, Bauhölzer dort anzupflanzen, wäre in der That von unberechenbaren Folgen geweſen, doch dazu war der ſchlechteſte aller Plätze auf der ganzen Inſel gewählt, eben wegen des dahin gerichteten ewigen Paſſatwindes; auch zweifle ich überhaupt ſehr daran, daß ein ſolches Unternehmen jemals irgendwo auf St. Vincente wird gelingen können. Der einzige Erwerb, der möglich erſcheint, wäre die Bereitung des Seeſalzes, wozu an vielen

Stellen die Küſten ſich trefflich eignen; bisher aber ſind noch keine derartige Verſuche gemacht, während doch die einzelnen Nachbarinſeln, namentlich Sal, bedeutenden Handel damit treiben, und allein daraus große Vortheile ziehen.

Die Höhen des kahlen Gebirges waren zum Theil mit Färbermoos bedeckt, aber keiner der Neger ſchien mit der Nützlichkeit dieſer Pflanze bekannt und Niemand wußte ſich zu erinnern, daß dieſer Artikel jemals ausgeführt ſei.

In geringer Entfernung von der Oſtküſte ſieht man deutlich die gleichfalls kahlen Lavafelſen der kleinen, weniger hohen Inſel Santa Luzia, an deren ſüdlichen Spitzen die Ruinen eines früheren Städtchens ſichtbar ſind, welches, wegen der nach und nach gänzlich verſiegenden Süßwaſſerquelle von ſeiner kleinen Einwohnerſchaft verlaſſen werden mußte. Das ganze Eiland, deſſen Länge eine gute viertel Meile betragen mag, hat keinen Fleck, der im Stande wäre, einen Strauch oder Gras zu ernähren und dient nur einer großen Menge verſchiedener Seevögel zum ungeſtörten Aufenthalt; außerdem finden ſich viele Seeſchildkröten an der Küſte.

Nach den gewöhnlichen pulververſchwendenden Begrüßungen verließen unſere drei Schiffe den Hafen von St. Vincente, um jetzt ohne Unterbrechung den längſten Theil unſerer Reiſe nach Benguela anzutreten. Die hohen Gebirge von St. Vincente und St. Antonio waren bald aus dem Auge verloren; wir mußten uns gefaßt machen, auf lange Zeit nur Himmel und Meer zu ſehen und des erquickenden Anblicks einer benachbarten Küſte zu entbehren. Während acht voller Wochen trug uns die kleine Flotte kreuz und quer, bald auf himmelanſtürmenden Wellen, bald auf ſpiegelglatter Fläche, über die ungeheure Ausdehnung des atlantiſchen Oceans. Man ſollte glauben, daß ſo lange Fahrt für den des Seelebens ungewohnten Landmann viel Langweiliges hätte, indeß giebt es der Unterhaltung immerhin genug; bald kommt ein mächtiger Wallfiſch luftathmend an die Oberfläche und ſprützt eine weiße Schaumſäule hoch in die Luft, öfter ſo nahe an unſerm Schiffe, daß das ganze Verdeck überſprützt wurde; die zahlloſen Mengen der ſchön, in

Blau und Roth ſpielenden, blaſenförmigen, großen Holothurien, der ſogenannten portugieſiſchen Manuare, Physalia megalista, geben dem über die unabſehbare Fläche ſchweifenden Blick ein immer intereſſantes Schauſpiel.

Am erſten September durchſchnitten wir den Aequator unter 5° 44′ W. L., fühlten jedoch ſo wenig Wärme, daß wir, ob es gleich mitten am Tage war, zu wärmerer Bekleidung Luſt bekamen. Zur allgemeinen Beluſtigung ward von den Matroſen die allbekannte Ceremonie der Neptunstaufe vollzogen, aber nur an den zur Mannſchaft gehörenden Perſonen, die zum erſten Male die Linie paſſirten, von den Paſſagieren hatte faſt keiner von dieſer, etwas rohen Sitte zu leiden. Es war die Abſicht der Capitaine, in möglichſt gerader Richtung von hier nach Benguela zu ſteuern, aber der beſtändig conträre Wind ließ uns bald davon abſtehen und ſtatt deſſen einen Cours wählen, der uns bis zum 27. September auf den 29° 18′ S. B. und 5° 49′ W. L. geführt hatte. Wir gingen ſüdlich an St. Helena vorüber und beklagten uns über die Dunkelheit der Nacht, die uns um den Anblick dieſer hochfelſigen Inſel brachte. In dieſer Gegend ſahen wir die mehrſten Seevögel auf der ganzen Reiſe, Kap'ſche Tauben, viele Albatroſſe, deren wir zwei mit einer Angel fingen und viele Seeſchwalben; von dort aber wurden mit jedem Tage dieſe uns oft lange begleitenden Thiere der hohen See ſeltener, bis uns ihre wieder zunehmende Menge endlich die Nähe der Küſte zu allgemeiner Freude verkündete.

Benguela.

Als wir am 10. October 1841 zum erſten Mal die afrikaniſche Küſte zu Geſichte bekamen, hatten wir bereits 106 lange Tage auf dem Meere zugebracht, und groß war der Jubel, als „Land“ gerufen ward. Wir waren wenig ſüdlich von der Stadt Benguela und durften hoffen, noch heute ſie zu erreichen. Da die Tiefe des Meeres an jener Küſte überall ſo bedeutend iſt, daß ſelbſt die größten Schiffe dem Lande auf 1 bis 2 engliſche Meilen mit Sicherheit nahe kommen können, ſo kamen auch wir in Kurzem dahin, die Küſte mit allen ihren Abwechſelungen, mit Baum und Strauch, mit Hügel und Thal, mit bloßen Augen deutlich ſehen zu können. Smith in Tuckey's Reiſe findet eine große Aehnlichkeit einzelner däniſcher Inſeln mit jener Küſte, und in der That könnte man die ſchroffen Kalkabhänge von Möhn oder Stevensklint dort zu erkennen glauben. Die bis hart an das Meer reichenden Bergabhänge waren auf der Höhe, wie die von ihnen gebildeten Thäler mit dem lieblichſten Grün bedeckt; hier hohe Palmen, dort niedriges Geſträuch; hier ragen die Rieſen unter den Pflanzen, die mächtigen Adanſonien, hoch über die benachbarten Zwerge hervor, dort ſtehen maſtenhohe Kaktus, verwitterten Baumſtämmen aus weiter Ferne vergleichbar, kurz überall eine Ueppigkeit und Schönheit der Gegend, die bei dem Gedanken an Mittel-Afrika, womit unwillkürlich Bilder von Wüſteneien oder von einer, der Gluth der Sonne erliegenden Pflanzenwelt ſich verbinden, überraſchend mit meiner Vorſtellung contraſtirte.

Schade, daß jene Küſtengegenden ſelten nur von Menſchen bewohnt werden, daß ſelbſt die rohen Negerſtämme nur einzeln dieſe herrlichen Einöden durchziehen, wenn Handelsgeſchäfte ſie aus dem Innern an die Küſte locken; daß nur der Löwe, der Panther, der Elephant und vor allen die Hyäne, große Schaaren von Antilopen, Zebra und Büffel in dieſen vaſten Strecken hauſen.

Mit Hülfe des ſchwachen Seewindes und des Stromes kamen wir Benguela nur langſam näher, ſo daß die raſch eintretende Dunkelheit uns das Einlaufen in den Hafen bis auf Morgen zu verſchieben zwang. Nur die ungeheure Brandung, die mit dem Geräuſche eines entfernten Donners an ihrer Küſte ſich brach, gab während der Nacht uns das Zeichen ihrer Nähe.

Am 11. October liefen wir in den herrlichen Hafen ein, der gegen alle Winde ſchützt, und an der weſtafrikaniſchen Küſte wenigſtens zu den beſten gehört.

Die Stadt Benguela macht, beſonders von der Seeſeite betrachtet, einen lieblichen Eindruck. In einem reizenden Thale, von hohen, zum Theil ſandigen Bergen der erſten Küſtenterraſſe umſchloſſen, ſcheinen die einzelnen Dächer, von dickem Grün umgeben, gleichſam aus einem üppigen Garten wie Luſthäuſer hervorzuſehen. Ein nicht ſehr ferner Fluß, der Catumbella, giebt dieſem ſchon ſumpfreichen Bergkeſſel einen ſolchen Grad von Fruchtbarkeit, daß die mannigfachſte Abwechslung der überreichen Pflanzenwelt jede Phantaſie des europäiſchen Neulings bei Weitem übertrifft. Hochſtämmige Kokuspalmen verdecken den größten Theil der Stadt, nur die verfallene Feſtungsmauer, das Gouvernementsgebäude und wenige Privathäuſer entdeckt das Auge zuerſt. Noch bevor wir in der nöthigen Ferne vom Lande die Anker geworfen hatten, kam ein ſchlecht uniformirter weißer Zollbeamter, von vier faſt nackten Negern gerudert, zu uns an Bord und ertheilte nach kurzer Inquiſition die Erlaubniß, frei an's Land gehen zu dürfen.

Groß iſt die Unbequemlichkeit des Landens für alle europäiſchen Böte, da die Brandung trotz der geſchützten Lage des Hafens niemals ganz fehlt und bei lebhaftem Seewind es ſogar unmöglich macht, an's Land zu kommen. Ein Schwarm ganz und halbnackter Neger lag an der gewöhnlichen Landungsſtelle in

dem heißen Sande, allein daraus ein Geſchäft machend, die Europäer durch die Brandung aus und in die Böte zu tragen. An derſelben Stelle hat der Gouverneur ein großes offenes Dach aus Ziegel und Brettern erbauen laſſen, um den Europäern bei etwaigem Warten auf ihre Fahrzeuge als Schutz gegen die Sonnengluth zu dienen; indeß keiner der Neger hatte dieſen kühleren Schatten geſucht, indem er auf dem heißen, weißen Seeſand faſt zu braten vorzog. Bis an die Bruſt in's Waſſer watend, kamen ſie uns entgegen, mit wildem Lärmen und Geberden, mit muthwilligem Geſchrei, Gelächter, tanzend und jauchzend, Einer den Andern ſtoßend, ſchlagend, um ſich den kleinen Gewinn für's Tragen vorweg zu nehmen. Der Eindruck, den derjenige empfindet, welcher zum erſten mal ein Negerland betritt, iſt natürlich durchaus kein erfreulicher, und nicht ohne Widerwillen ſetzte ich mich auf den Rücken eines ſolchen, im Geſicht mit röthlicher Erde beſtrichenen Schwarzen, in ſeinem widerlichen und ſchmierigen Haar mich feſthaltend.

Unſer erſter Weg war zum Gouverneur, zu deſſen ſogenannten Pallaſt ein Neger uns willig führte. Vor dieſem Regierungsgebäude hielt ein Mulatte Wache, und in weißer, leinener Jacke und Beinkleidern, mit einer abgetragenen Militärmütze ohne Schirm, ein plumpes Gewehr unbehülflich im linken Arm haltend, ging er ſtolz auf dem brennenden Sande auf und ab. In ſeiner Nähe lagen einige Neger in demüthiger Stellung, vielleicht aus großer Ferne gekommen, des Augenblicks gewärtig, wo es Sr. Excellenz gefallen würde, ihr kleines Anliegen zu vernehmen. Oft läßt man dieſe Armen Tage lang in der glühenden Sonne auf dem Sande liegen und ſchickt ſie dennoch endlich, kaum angehört, mit brutalem Hochmuth wieder fort.

Das Aeußere wie Innere des Gouvernementspallaſtes iſt ſo wenig anſehnlich, daß dies Gebäude in Deutſchland recht gut die Rolle eines Viehſtalles oder einer Wagenremiſe übernehmen könnte, wie, wenn man in alten Ritterburgen in die Gefängniſſe tritt, ein heimlicher Schauder uns überfällt, ſo ungefähr war beim Eintritt meine Empfindung. Die Wände alle ſehr dick, Spuren von ehemaligem Kalk, der Fußboden die bloße Erde, Alles ent-

ſetzlich ſchmutzig, die Thüren nur halb oder gar nicht ſchließend, theils altmodiſch, theils modern, wie aus allen Welttheilen zuſammengetragen. — Die Ordonnanz meldete uns an, und wir bekamen ſogleich Zutritt. Der Gouverneur, der früher als Officier in Portugal gedient hatte, war irgend eines Vergehn's wegen an dieſe Küſte geſchickt, und lebte, von ſeiner Frau und Kindern, welche in Loanda wohnten, für einige Zeit getrennt, in Benguela, wo von allen Oertern an der Küſte Angola, zumal in ſeiner Stellung, am ſchnellſten ſich ein Vermögen erwerben läßt. Freundlich empfing er uns und gab den Herren Großbendner, Wrede und mir volle Erlaubniß, überall, wo wir wollten, zu jagen.

Meine Neugierde ließ mich zuerſt einen Weg durch die Stadt machen, deren Umfang wegen der weitläuftigen Bauart viel bedeutender war, als ich geglaubt hatte. Die Straßen ſind breit, regelmäßig und gerade, zeigen jedoch faſt mehr Ruinen, als bewohnte Häuſer. Vor 5 bis 6 Jahren nämlich hatte ein wilder Stamm, wahrſcheinlich die Jagga's, einen Ueberfall gemacht, Alles zerſtört, geraubt und gemordet, und darauf mit vieler Beute ſich wieder zurückgezogen. Man findet zum Theil recht niedliche Häuschen, zwar nur von Lehm und Palmzweigen erbaut, aber doch mehr oder minder in europäiſcher Form; nur an den Enden der Stadt ſind viele eigentliche Negerhütten, die aus Palmblättern oder Binſen gemacht, meiſt die Form eines ſpitz zu laufenden Bienenkorbes haben. Neben den Wohnungen der Europäer ſind immer zwei bis drei Höfe, von einer ungefähr 10 Fuß hohen Mauer rings umzogen, worin die Handelsſklaven aufbewahrt werden. Einzelne Straßen werden ſogar rechts und links nur durch ſolche Mauern gebildet, indem die Wohnhäuſer dann der andern Straße zugekehrt ſind. Dieſe Wege haben natürlich ein äußerſt triſtes Anſehn, während namentlich die, welche ausſchließlich von Negern bewohnt werden, theils durch ihr geſelliges Leben auf der Gaſſe, theils durch die mannigfachen Waaren, welche ſie zum Verkauf ausbieten, intereſſant und ſehr unterhaltend werden. Mitten in der Stadt ſind zwei große regelmäßige Plätze, rund herum aber nur von den Hofmauern und wenigen, von Europäern

bewohnten, Häuſern begränzt, wodurch ſie leer und tod erſcheinen; nur einzelne Kuppeln aus 5 bis 6 an einander geketteten Sklaven, welche dem Gouvernement zugehörten, ſtanden hie und da, mit der Hacke die Wucherpflanzen vertilgend, während ein Soldat, nur mit einem Säbel bewaffnet, die Arbeitenden bewachte.

Die ſchwarze Einwohnerſchaft der Stadt macht keinen behaglichen Eindruck, ihre Körperform und Geſichtsbildung iſt zwar nicht häßlich, oft gar ſchön, aber die abenteuerliche Haarfriſur, das wunderliche Anmalen des Geſichtes mit rother und weißer Erde, das Tatuiren über den ganzen Körper, die meiſt eigenthümlichen anderweitigen Verzierungen durch Pelze, Vogelfedern, Thiergebiſſe, Glasperlen u. ſ. w. giebt ihnen zu oft ein abſcheuliches Anſehn; kommen nun noch einzelne Handelskarawanen aus fernen Gegenden hinzu, die durch Waffen, Trachten und Phyſiognomien meiſt ſehr ſich auszeichnen, ſo hat des Fremden Auge ein höchſt intereſſantes Schauſpiel. Ueberall ſieht man auf der Straße Geſellſchaften in ausgelaſſener Heiterkeit nach einer ſchlechten Muſik die obſcönſten Tänze tanzen, dazu hört man ſie in ihrer immer melancholiſchen Weiſe Lieder ſingen, die oft Stunden lang dauern, und doch nichts weiter ſagen, als z. B. Benguela iſt eine ſchöne Stadt und hat ſchöne Frauen.

Die bisher faſt brennende Hitze hatte jetzt gegen Abend eine behagliche Temperatur angenommen, welche Zeit denn auch von den dort wohnenden Europäern ausſchließlich zum Spaziren und Reiten benutzt wird; Letzteres jedoch wenig, weil nur drei Einwohner im Beſitze eines Pferdes ſind, welche behaupten, daß dieſe aus Braſilien ihnen zugeführten niedlichen Thiere das Clima nie länger, als ein, höchſtens zwei Jahre, ertrügen. Mit der einbrechenden Dunkelheit eilt Jeder beſorgt nach Hauſe, ſelbſt der Neger verläßt die Straße, oder liegt bei hochbrennendem Feuer vor den Thüren, oder geht mit brennender Fackel in der Hand, um ſich gegen die Gefahr von wilden Thieren zu ſchützen. Die Stille der Nacht wird hin und wieder unterbrochen durch das Geſchrei eines Raubthieres, meiſtens der Hyäne, deren Anweſenheit in der Stadt man ſogleich an dem Heulen und ängſtlichen Verkriechen der Hunde erkennt. Während den neuangekommenen

Europäer die Nähe ſolcher Beſtien mit Angſt und Schauder erfüllt, macht ſie auf den daran Gewöhnten durchaus gar keinen Eindruck, wenn gleich die Fälle nicht gar ſelten vorkommen, daß Menſchen die Beute eines Raubthiers werden; ſo war z. B. acht Tage vor unſerer Ankunft eine Sklavin hart neben der Stadt, mitten am Tage, von einem Löwen gefreſſen worden.

Das Schauerliche der Nacht läßt bald der angenehme Morgen vergeſſen, in dem heiterſten Grün prangt die ganze Natur und die behagliche Kühle ladet ein zu ihrem Genuß. Von 5½ bis 8 Uhr, wo die Sonne nach und nach die nebelartig über den Erdboden ausgebreitete Dunſtſchicht durchbricht, iſt für den Europäer die angenehmſte Zeit des Tages; der Kaufmann beſorgt dann ſeine Geſchäfte, der Arzt beſucht ſeine Kranke, der Neger beſorgt ſeinen Mais oder Tapiock, wenn er überall, was freilich ſelten iſt, ſich ſolchen baut, oder er fährt auf den Fiſchfang. Bald aber verändert ſich wieder das ganze Bild, die Sonne beginnt ihre ſenkrechten Strahlen herabzuſchicken und der Europäer, wie die Peſt die Sonne fürchtend, zieht ſich in ſein Haus für den ganzen Tag zurück, der freie Neger legt ſich vor ſeiner Hütte nieder, raucht Taback und ſonnt ſich, man hört ihn jetzt weder ſingen noch tanzen, die Menge der Vögel verſchwindet, der kleine Papagei, der afrikaniſche Colibri ſuchen das dickſte Laub, die Sänger der Luft verſtummen, die eben noch ſo kräftig daſtehenden Pflanzen ſenken matt ihre Blätter, kurz es entſteht eine unheimliche Todtenſtille, die, verbunden mit der drückenden Hitze, unangenehmer wie die Nacht iſt; beim Blick in's Freie iſt die Luft in flimmernder Bewegung, das Auge erträgt ungern den Schein des Lichtes und dennoch iſt die Sonne niemals frei, ihre Umriſſe immer mit Nebel verdeckt, das Thermometer ſteigt dann im Schatten gewöhnlich auf 27 bis 28° R., bisweilen gar auf 31 bis 32°. In dieſer Zeit ruht Alles, man kann dann ohne große Gefahr die einſamſten Gegenden beſuchen, weil ſelten ein wildes Thier ſeinen Schlupfwinkel verläßt, nur dem unglücklichen Sklaven gönnt die Grauſamkeit des Europäers auch um dieſe Zeit keine Ruhe. Man hört durch die Stille des Mittags das Kettengeklirre der vorüberziehenden Sklaven, die entweder Waſſer holen aus dem

etwa 2 Legoas entlegenen Fluß Catumbella, oder Waaren an's Meeresufer hinabtragen, zu 8, 10 bis 15 an eine Kette geſchmiedet. Dieſe Unglücklichen bieten dann, oft noch den Schmuck und die ſtolze Haarfriſur aus ihren glücklichern Zeiten beibehaltend, das Bild des allergrößten Elends. Die Meiſten ſind noch nicht gewöhnt an ihre jetzige Lage, weil des Beſitzers Habſucht ſie bald möglichſt nach dem Einkauf abzuſetzen ſucht, und deutlicher zeigt ſich da der Jammer in ihrem Geſicht. Andere, ſchon länger in der Sklaverei, ſcheinen reſignirt, der ganze Körperzuſtand aber zeigt deutlich genug, wie kläglich man ſie behandelte, und abgemagert, halb verhungert, tragen ſie oft noch die Spuren der Grauſamkeit ihres Beſitzers auf ihrem nackten Rücken. Geht man nun vollends in die eigentlichen Sklavenhöfe, ſo ſtellt ſich das Bild noch weit ſchrecklicher heraus. Dieſe Höfe ſind gewöhnlich ungefähr 60 Fuß lang und breit, und enthalten oft 150 bis 200 Neger, die der Sonne, dem Regen und Thau gleich ſehr ausgeſetzt ſind, unter ihnen gewöhnlich einige Schweine oder Ziegen, für deren beſſeres Gedeihen aber natürlich kleine Schutzdächer aufgerichtet ſind. Mit unmenſchlicher Gleichgültigkeit wird man von dem portugieſiſchen Kaufmann in dieſe ſeine eigentlichen Speicher geführt und beim Anblick dieſes herzzerreißenden Menſchenelendes kennt ſein Herz nur die Freude über den Beſitz, wie der Reiche ſeine Schätze mit Wohlbehagen überſchaut.

Die Sklavenhändler in Benguela ſind nur Portugieſen und zwei oder drei Italiener, unter ihnen aber gedeiht der Handel ſo gut, daß nach der Verſicherung mehrer unter ihnen z. B. im Jahre 1838 ungefähr 20,000 Sklaven ausgeführt wurden. Daß dieſe bedeutende Anzahl ſich in den letzten Jahren verringert habe, iſt durchaus nicht anzunehmen, vielleicht eher das Gegentheil, die genaue Angabe iſt indeß ſehr ſchwierig, weil wegen der Wachſamkeit der engliſchen Kriegsſchiffe die Ausfuhr der Sklavenſchiffe aus dem Hafen Benguela's ſelbſt gefährlich geworden iſt und man deshalb nun vielfach in benachbarten Küſtenpuncten die Einſchiffung bewerkſtelligt. Einzelne ſchicken ſogar unter Umſtänden im Eilmarſch die ganze Sklavenfracht hinunter zu der beinahe 20 Meilen ſüdlich gelegenen, noch ziemlich neuen portugieſiſchen Co-

lonie Moſſamedes, welche gleichfalls einen trefflichen Hafen haben ſoll.

Das Gouvernement Benguela ſteht unmittelbar unter dem Generalgouverneur von Loanda und hat im Innern ein ſogenanntes Präſidium, Fort-Caconda. Die beherrſchten Diſtricte ſind: Bailundo, welches an Pungoandongo ſtößt; Dombe grande da Quinzamba; Hambe, Galangue, Quilengues e Sambos, Quilengues e Huita und Bihé.

Die Stadt Benguela *), auf dem 12° 34′ S. B. und 13° 20′ O. L. gelegen, hat nach der Meinung des Gouverneurs gegen 3,000 Einwohner, wovon ein Drittheil aus Weißen und Mulatten beſteht; von den Erſteren waren nach ſeiner Ausſage nicht mehr als gegen 300 vorhanden, deren Anzahl aber alljährlich bedeutend variirt, indem zu Zeiten der Tod unter ihnen ſo ſehr wüthet, daß z. B. von den weißen Soldaten zwei Drittheil in der ſogenannten Carneirade, der Zeit des großen Regens, ein Opfer des Climas werden. Das Militair beſteht aus einem Bataillon Linientruppen und einer Compagnie Artillerie, jedoch ſollen beide Theile niemals vollzählig ſein, und man ſcheint faſt jenen feindlichen Ueberfall der rohen Horden aus dem Innern vergeſſen zu haben; ſogar hatte man ein, gegen die Landſeite ſchützendes, Fort, welches damals vollſtändig ruinirt wurde, im Laufe dieſer 6 Jahre noch nicht wieder aufzubauen begonnen. Gleichfalls bleibt ſchon mehre Jahre bei dem Hauptfort, nahe am Hafen liegend, der Theil des Walles, welcher an der Waſſerſeite liegt, großentheils verfallen, und das Generalgouvernement, welches ſolche Bauten erſt bewilligen muß, ſcheint auf die wiederholten Vorſtellungen der Kammer in Benguela gar nicht eingehen zu wollen, während etwas beſſere Befeſtigung zur Sicherheit der Stadt Benguela doch durchaus nothwendig erſcheint. Nicht, einmal nur wegen der etwaigen neuen Ueberfälle wilder Negerſtämme, ſondern ſogar auch wegen der großen Elephantenſchaaren,

*) Das jetzige Benguela heißt B. nova, während B. velha, Altbenguela, etwas nördlich von Novo Redondo, längſt von Europäern verlaſſen iſt.

die, wenn im Innern Dürre herrſcht, zuweilen in unzähligen Maſſen die Ebne von Benguela überziehn und den Hütten gefährlich werden, wären einige Forts nach der Landſeite ſehr zu wünſchen. Schon öfter hat ſich der Fall zugetragen, daß die Artillerie gegen dieſe mächtigen Eindringler beordert ward. Glücklicher Weiſe ſind um die Stadt keine Plantagen, mit Ausnahme einer einzigen Baumwollepflanzung, da alle derartigen Anlagen bei ſolchen Gelegenheiten natürlich gänzlich zerſtört werden würden.

Während Benguela unter dem Niveau des Meeresſpiegels gelegen iſt, in der Nähe von Sümpfen und in geringer Entfernung vom Fluſſe Catumbella, leidet es dennoch ſehr an Waſſermangel. Man braucht zwar nur wenige Fuß tief zu graben, um Waſſer zu bekommen, dieſes iſt aber von ſo ſchlechter Beſchaffenheit, daß die Europäer deſſen Genuß ſorgfältig meiden und lieber alle Tage zu dem zwei Legoas entlegenen Catumbella eine Kuppel Sklaven ſchicken, von denen jeder ein kleines Tönnchen gefüllt auf dem Kopfe wieder nach Hauſe trägt. Aber auch dieſes Waſſer wird in den meiſten Häuſern erſt durch Steine filtrirt und ſelbſt dann noch von den Europäern nur bei gleichzeitigem Genuß von Branntewein, oder mit ſelbigem vermiſcht, getrunken. Für die Sklaven findet ſich in jedem Hofe eine kleine Grube und in der Nähe der Stadt überall deren genug, um das wenige Vieh, welches die Reicheren dort weiden laſſen, zu tränken. Die üppige Vegetation würde eine bedeutende Viehzucht ſehr begünſtigen, und die ſchönen Kühe mit ihren oft 4 bis 5 Fuß langen Hörnern lohnen ſich wohl der Mühe, dennoch iſt dieſe Art Hornvieh ſo ſelten, daß kaum für vieles Geld Rindfleiſch zu kaufen iſt, während in der Regel täglich nur eine Kuh auf Gouvernementskoſten geſchlachtet wird, wovon die Hälfte an das gewöhnlich im Hafen liegende Kriegsſchiff geliefert und der Reſt unter die Beamten oder die Reichen der Stadt vertheilt wird. Dagegen giebt es der ſchönſten Ziegen genug, wovon man auf den meiſten Tiſchen findet, der größte Reichthum beſteht aber in trefflichen Schweinen. Wenn gleich Antilopen in ungeheurer Menge, häufig in der Nähe Benguela's ſich blicken laſſen, ſo gehört doch das ſchmackhafte Fleiſch dieſer rehartigen Thiere zu den größten Seltenheiten.

Trotz der vielen wilden Büffel, der Cebra's, der wegen ihres ſchmackhaften Fleiſches ſo ſehr gerühmten Elephanten, trotz mehrer Arten Haſen, ſah ich dennoch niemals bei einem Europäer Fleiſch von dieſen Thieren auf dem Tiſche. Der eßbaren Vögel giebt es genug, vorzüglich Perlhühner, aber niemand macht des Fleiſches wegen Jagd darauf. Von allen wilden Thieren ſcheint die Lachtaube faſt das einzige zu ſein, welches für den Tiſch benutzt wird, und in der Regel wird man neben Schwein-, Ziegenfleiſch und Haushühnern einige gebratene Lachtauben finden, deren zahlloſe Menge ſie ſo wohlfeil macht, daß die Neger häufig deren 30 bis 40 für einen ſpaniſchen Thaler zum Verkauf ausbieten. Wenige Schritte außerhalb der Stadt hört man in jedem Gebüſch die heitere und klare Stimme dieſes faſt einzigen Sängers jener Wälder. An der nahen Seeküſte giebt es der beſten und größten Schildkröten ſehr viele, und mehre Male wurden uns damit Geſchenke gemacht, aber ich ſah niemals, daß man ſie zu Eſſen benutzte, höchſtens gebraucht der Neger ihre koloſſalen Schaalen zu Gefäßen oder zu Thüren vor ſeiner Hütte, wie auf der Inſel St. Anton. Die Producte des Meeres ſcheint man mit Ausnahme einzelner weniger Fiſcharten durchaus zu meiden, und jeder weiß eine Menge von Vergiftungsfällen, beſonders durch Fiſche veranlaßt, zu erzählen. Dennoch beſteht die Hauptnahrung der Neger überhaupt aus Fiſchen und die Verkaufsneger bekommen von ihrem Herrn nie etwas anderes, als dieſe, ſo daß der Fiſchfang den einzigen Erwerb der ärmern freien Neger ausmacht. Jeden Morgen ſieht man in aller Frühe eine Menge Kanoes, deren ich zu Zeiten über 50 zählte, auf den Fiſchfang fahren, wovon ſie nach weniger Stunden Verlauf mit reicher Beute zurückkehren, einen Theil an die vor Anker liegenden Schiffe verkaufen und die übrigen dann ſogleich, nachdem ſie wie Stockfiſche aufgeſchnitten ſind, auf dem bloßen Sande der Sonne ausſetzen und ſo die in wenig Tagen gedörrten an Sklavenbeſitzer verkaufen oder an Caravanen des Innern verhandeln. Einer der beliebteſten Fiſche giebt, wenn er Nachts in großer Anzahl um die Schiffe herumſchwimmt, einen ſo lauten knurrenden Ton von ſich, daß er förmlich am Schlafen hindert und man von einem

froschreichen Sumpf sich umgeben glaubt. Auf den Schiffen hat man den ganzen Tag das interessanteste Schauspiel der vielen Seevögel vor Augen, welche jeden Augenblick aus der Luft in's Wasser hinabstürzen, unter ihnen vorzüglich eine Art, von der Größe einer Gans, mit weißer Brust und schwarzen Flügeln, welche mit solcher Schnelligkeit hinabfällt, daß der Blick den Vogel kaum verfolgt, der durch seinen Fall das Wasser hochspritzen läßt, wenige Augenblicke vollkommen untertaucht und dann oft mit mehrpfündigen Fischen davonfliegt.

Nichts scheint dem europäischen Ankömmling gefährlicher, als der reichliche Genuß von einheimischen Früchten, die in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit für den, der auf langer Seereise alles derartige entbehren mußte, außerordentlich verführerisch sind. Der Vorsichtige aber läßt die schönsten Ananas, die süßesten Weintrauben, die herrlichsten Apfelsinen, Bananen, Mangos ꝛc. an sich vorübergehn, eingedenk der zu oft gehörten Warnung vor ihrem Genuß. Die Traube muß übrigens sehr aus der Art geschlagen sein, wenn es anders wahr ist, daß vor etwa 100 Jahren 18pfündige auf dem Markt dort verkauft wurden, da die jetzigen nur selten ein Pfund schwer werden. Der Geschmack ist aber vortrefflich und sie würden vielleicht einen guten Wein geben, wenn man sich die Mühe gäbe, die Rebe sorgfältig zu ziehn. Auf dem höhern Binnenlande sollen freilich einzelne Europäer außer Palmwein auch guten Rebenwein bereiten. Frühere Schriftsteller behaupten von allen dortigen Landesproducten, daß sie für den Ausländer geradezu giftig und meist tödtlich wären, allein die absolute Wahrheit dieser Meinung widerlegt sich schon durch die an mir selbst gemachte Erfahrung. Frei von jeglicher Furcht vor dem Climafieber, voll von dem Interesse für die Producte des Landes und seine Bewohner, wagte ich es, im Vertrauen auf die eigne Constitution, jenen vermeintlichen Schädlichkeiten, wenn auch mit einiger Vorsicht, doch unbesorgt, mich auszusetzen, so daß ich sogleich in den ersten Tagen meines dortigen Besuches keinen Anstand nahm, fast täglich am Lande zu essen und zu trinken, was und wie es sich mir bot, ohne davon die geringsten Folgen zu vermerken. Ich aß sogar ohne Ausnahme alle mir gebotenen

Früchte, wenn gleich mit einiger Mäßigkeit und etwas Auswahl, indem ich allen andern Mangos vorzog, deren kräftiges Adſtringens den gewöhnlichen, ſchädlichen Wirkungen der meiſten andern Tropenfrüchte zu widerſtreben ſchien, obgleich gerade dieſe Frucht von den Einwohnern mir als beſonders gefährlich geſchildert wurde. Herr dos Santos war in den erſten Tagen ſo beſorgt, daß er es faſt niemals wagte, auch nur eine Kleinigkeit am Lande zu genießen, und bei einem verſchwenderiſchen Diner in dem Hauſe eines dortigen reichen Mulatten erbat er ſich nur eine Portion Reis, der aus Braſilien eingeführt war, zu ſehr alle übrigen Gerichte fürchtend, während alles, was die Production des Landes zu bieten vermochte, aufgetiſcht war.

Benguela hat einen großen Reichthum an faſt allen europäiſchen Gartengemüſen, unter welchen beſonders der Kohl einen ſolchen Ruf ſich erworben hat, daß er weit und breit an der Küſte verſchickt wird; ſomit findet man denn auch auf allen Tiſchen eine Menge verſchiedener Salate, die, weil mit ſchlechtem Palmöl zubereitet, den Magen des Ankömmlings immer auf einige Tage verderben. Im friſchen Zuſtande iſt zwar dieſes ein treffliches Surrogat der Butter, welche letztere, häufig aus Braſilien gebracht, urſprünglich vom Kap herſtammt, allein gewöhnlich in ſchmutzigen Ziegenfellſchläuchen aus dem Innern an die Küſte gebracht, gewinnt es einen ſo unangenehm ranzigen Geſchmack, daß mein Gefühl immer noch einige Tage mich daran zurückerinnerte. Daß man gleichzeitig ſtatt aller ſonſt gebräuchlichen Tiſchweine einen ſtarken Liſſaboner überall vorfindet, ſcheint eine recht praktiſche Maaßregel und der Climaconſtitution entſprechend.

Die Himmelsluft in Benguela, ſagt Carlis, der um 1666 dort war, und ſchon einen portugieſiſchen Statthalter und Beſatzung vorfand, in ſeiner Reiſe Seite 260, ſei ſo ſchlecht und gebe den Speiſen des Landes eine ſo ſchädliche Eigenſchaft, daß diejenigen, welche bei ihrer erſten Ankunft davon eſſen, gewiß ſterben, oder ſich wenigſtens eine gefährliche Krankheit zuziehen. Indeß ſo große Gefährlichkeit haben wir bei unſerm erſten Beſuch dort keineswegs gefunden, es befand ſich ſogar auf all unſern Schiffen nicht ein Kranker, ſo daß Carlis vermuthlich in der

großen Regenzeit ſich dort aufgehalten hat, wo freilich faſt immer alle Europäer am Climafieber darnieder liegen, und viele eine Beute des Todes werden. Wer in der geſunden Jahreszeit, wie wir, nach Benguela kömmt, iſt ſehr geneigt, die Erzählungen von ſo großer Sterblichkeit für übertrieben zu halten, da ſich alle dort wohnenden Europäer mäßig wohl befinden und die Hitze bei weniger körperlicher Anſtrengung nicht eben unerträglich iſt, mir ſogar angenehm war; allein das ſchlechte Aeußere aller dortigen Europäer verräth doch bald, wie ſchlecht ihnen das Clima bekomme, ſo daß der eben angeführte Carlis ſagt: „Sie ſehen aus, als wenn ſie aus dem Grabe gekommen wären. Ihre Stimme iſt ſchwach und ſie halten ihren Athem gewiſſermaaßen zwiſchen den Zähnen.“ Sehr viele unter ihnen haben in Folge des mehrfach überſtandenen Climafiebers *) ſo dicke Bäuche, wie eine ſchwangere Frau, und zwar durch die Vergrößerungen der Milz, woran ſie faſt beſtändig mehr oder minder leidend ſind. Ein ſo leidender Portugieſe, der ſchon 23 Jahre ſich an der Küſte und meiſtens in Benguela aufgehalten hatte, gab mir auf die Frage, wie er ſich hier im Allgemeinen befände, zur Antwort, daß ein ſolcher Tag, an dem er frei von jedem Unwohlſein wäre, ihn beſonders ängſtige, und Furcht in ihm erwecke.

Selbſt den eingebornen Negern bekommt das Clima nicht beſonders, da ſie zur Zeit des kleinen Regens häufig an Wechſelfiebern leiden, die auch bei ihnen oft die bedeutendſten Milzentartungen zurücklaſſen. Merkwürdig iſt, daß die Weißen in dieſer Zeit, ſelbſt wenn viel Regen fällt, ſich weit wohler fühlen, als zu irgend einer anderen Jahreszeit, welches wieder umgekehrt mit dem Neger in der großen Regenzeit der Fall iſt.

---

*) Das in Benguela und Loanda einheimiſche Fieber iſt faſt durch Nichts vom Abdominaltyphus unterſchieden, nur frappirt der unglaublich raſche Verlauf. Das Stadium der Vorläufer macht ſich oft mit kaum merklichen, gaſtriſchen Erſcheinungen erkennbar und dennoch zeigt der Patiente bisweilen ſchon am zweiten Tage das deutlichſte Bild des Typhus. Die Reconvaleſcenz wird häufig durch Wechſelfieber Jahre lang ausgedehnt; es bilden ſich Fieberkuchen, mit denen die Unglücklichen in der Regel bei dem zweiten Befallen des Fiebers zu Grunde gehn.

Wegen des gefährlichen Climas hat natürlich jeder Deportirte das Verlangen nach einem Ortswechsel, so daß manche unter ihnen, welche unternehmend genug waren, sich einen Wohnsitz im Innern suchten und oft über 30 Tagereisen von der Stadt Benguela entfernt wohnen. Nicht genug wissen diese Auswanderer, wenn Geschäftsbeziehungen sie an die Küste rufen, von der sie möglichst bald immer wieder forteilen, die Schönheiten der innern höheren Gegenden und deren gesundes Clima zu rühmen. Ihre einzige Gefahr ist die, von wilden Horden überfallen zu werden, doch der Talisman, den jeder Sklavenhändler durch die Qualität seines Geschäftes von selbst erwirbt, veranlaßt ein günstiges Vernehmen mit seinen Nachbarn. Nur vor den Jaggas, die lieber das Fleisch ihrer Gefangenen fressen, als selbige verkaufen, wenn man gleich einzelne wohl den sklavenführenden Caravanen beigemischt sieht, hat der Sklavenhändler als solcher keine weitere Sicherheit. Zum Glück jedoch streift dieses nomadisirende Volk in so tiefem Innern umher, daß ein Ueberfall in den mehr bekannten Küstenländern zu den Seltenheiten gehört; und jene einzeln wohnenden Europäer versicherten mich, daß sie in ihrer Abgeschiedenheit unbesorgt ein ruhiges Leben führten.

Schon seit mehren Jahren arbeitet man daran, das Gouvernement Benguela's nach der südlichern Colonie Mossamedes zu verlegen und nur das Generalgouvernement von Loanda zögert mit der Bewilligung, dennoch aber steht dieser Ortswechsel zu erwarten und die neue Colonie mit ihrem trefflichen Hafen, ihrem Reichthum aller afrikanischen Producte, mit ihren friedlichen Negerstämmen und vor allen Dingen mit ihrem gesunden Clima, würde zu den allerschönsten Hoffnungen berechtigen. Der augenblicklich dort stationirte Gouverneur, oder Commandant, der viele Jahre als portugiesischer Officier auf verschiedenen Forts des Innern commandirte, ist mit der Tochter eines Negerkönigs, der von Mossamedes gegen Osten ungefähr 10 Tagereisen entfernt wohnt, verheirathet, und mit Sprache und Sitten dieser Völker so sehr vertraut, daß er bei der Unterstützung seines Schwiegervaters kein Bedenken trägt, sich bis gegen 50 Tagereisen ins Innere hineinzuwagen. Es ist sehr zu bedauern, daß es ihm bis

dahin noch nicht gelungen iſt, eine intendirte Entdeckungsreiſe quer durch Afrika bis nach Mozambic zu machen, die in jeder Beziehung von ſo hohem Intereſſe wäre, zumal wir über einen ſolchen Durchſchnitt Südafrikas zur Zeit noch keine Nachrichten haben, wenn gleich zwei Beiſpiele bekannt ſind, daß Negerſklaven, in Mozambic geboren, in Loanda verkauft worden ſind.

Vor wenigen Jahren ſchickte das Generalgouvernement von Loanda zwiſchen 50 und 100 weiße Soldaten nach Moſſamedes, um dort an den Wällen eines neu einzurichtenden Forts zu arbeiten, und während einer Zeit von ungefähr drei Monaten erkrankte von all dieſen Europäern kein einziger in Folge climatiſcher Einwirkungen, obgleich ſie bei angeſtrengter Arbeit wenig Bequemlichkeiten oder Schutz gegen Tageshitze und Nachtkälte hatten; und, was überall an der Küſte für ſehr lebensgefährlich gehalten wird, ſich täglich an dem Meeresufer badeten.

Gewiß giebt es auf der ganzen bekannten Küſte keinen Punct, der ſich beſſer für geographiſche Entdeckungsreiſen eignete, oder wo dem Naturforſcher mehr Gelegenheit ſich böte, bei wenig Kampf mit Gefahren, für ſein Bemühen ſo reichen Lohn zu ernten, als gerade in Moſſamedes. Jede andere Nation, als die Portugieſen, würde längſt aus einem ſolchen Küſtenpuncte bedeutende Vortheile gezogen haben.

Nächſt dem reichlichen Genuß friſcher und beſonders roher Lebensmittel des Landes hält man es gleichfalls für ſehr gefährlich, ſich der Einwirkung der Sonnenſtrahlen direct auszuſetzen, oder von Thau und Regen durchnäßt, oder gar vom Seewaſſer befeuchtet zu werden. Das letztere Vorurtheil, wenn ich es ſo nennen kann, geht ſogar ſo weit, daß ſelbſt der Neger dem Europäer ernſtlich anräth, wenn dieſer ſo unglücklich war, vom Meerwaſſer naß zu werden, ſogleich ſich die befeuchteten Theile mit Rum oder Branntewein zu waſchen, indem er hinzuſetzt, daß uns Weißen leicht daraus eine gefährliche Krankheit entſtände. Als ich eines Abends von einer ſtrapazanten Tour heiß und erſchöpft zurückkehrte und die Brandung ſo ſtark war, daß mein Träger ihr keinen Widerſtand leiſten konnte, fiel ich mit jenem kopfüber in's Waſſer. Aus Vorſicht legte ich mich, an Bord angekommen,

ſogleich zu Bette und verſuchte, durch reichlichen Genuß ſtarken Portweins den möglichen Folgen einer ſo plötzlichen Hauterkältung vorzubeugen. Obgleich ich nun hierauf am folgenden Tage mich des beſten Wohlſeins erfreute, ſo fand ich dennoch bei allen Bekannten am Lande herzliches Mitleid wegen meines Schickſals, und ſpäter erfuhr ich, daß man mich für ein Kind des Todes gehalten habe.

Während der Neger nackt und oft mit ganz kahl geſchornem Kopfe unbeſorgt ſich der ſtärkſten Sonnengluth ausſetzt, iſt der Europäer ängſtlich beſorgt, gegen jeden Sonnenſtrahl ſich zu ſchützen. Zu dieſem Zwecke iſt gewöhnlich jeder mit einem ſo breit gerandeten Strohhut verſehen, daß ſelbſt noch die Schultern von ſeinem Schatten bedeckt ſind. Auf Märſchen und ſelbſt bei kleinen Touren in der Stadt läßt ſich der Weiße in einem Palankin, der dort gewöhnlich Tipeua genannt wird, tragen. Der ſo Getragene liegt darin gewöhnlich der ganzen Länge nach und wird durch ein Leinen- oder Seidendach vollkommen gegen die Sonne geſchützt. Auf dieſe Weiſe macht der Europäer mit großer Bequemlichkeit täglich eine Reiſe von 5 bis 6 Legoas und legt ſo ſelbſt große Strecken zurück.

Um in den Häuſern die oft ſtarke Hitze leichter zu ertragen, ſind nach allen Seiten die Fenſterläden geöffnet, und der Luftzug, der Abends ſogar läſtig kalt werden kann, hat freien Strom. Die Kleidung iſt, dem Clima entſprechend, ſehr dünne und leicht, in der Regel weiße Beinkleider, Hemd und Jacke von feiner Leinewand. Die Geſellſchaftstracht iſt freilich nach franzöſiſcher Sitte ein ſchwarzer Frack, allein, in der Geſellſchaft angekommen, wird von einem Sklaven ſogleich einem Jeden Jacke oder leichte Blouſe gereicht. Rund um den Tiſch gehn bei den Vornehmeren gewöhnlich einige Sklavinnen mit großen Fechern, die in beſtändiger Bewegung gehalten werden, theils zur Abkühlung und theils zur Verſcheuchung der häufigen Fliegen und Mücken. Einzelne Negerhäupter laſſen ſogar während der ganzen Nacht von Sklavinnen ſich anfächeln, um gegen Muskitoſtiche geſchützt zu ſein. Bei den Europäern wird dieſe Vorſicht wegen der dichten Netze, oder vielmehr Kattun- oder Gasumzüge durchaus überflüſſig.

Bei dieſer Gelegenheit will ich zugleich über die Kleidung und den Schmuck der Neger meine Beobachtungen mittheilen.

In den meiſten Fällen iſt ein Stückchen Kattun, zwei bis drei Ellen lang, gewöhnlich von blauer Farbe, das um die Hüften geſchlagen und von einem Stricke oder durch einen Knoten in ſich gehalten wird, die ganze Kleidung. Ueber dieſen Schurz trägt gewöhnlich noch jeder Neger das Fell eines Thieres, meiſt der Tiegerkatze, darin einen Fetiſch verehrend, und zwar ſo befeſtigt, daß es vorn vom Bauche, oder dem oberen Rande des Schurzes herabhängt. In der Regel iſt dieſes Fell kurz hinter dem Kopfe des Thieres getrennt und umgekehrt wieder zuſammengenäht, damit das über den Strick oder Schurz herabhängende Kopfende wiederum wie der übrige Theil des Felles ſeine rauhe Seite nach Vorn wende. Iſt der Neger ein Jäger, ſo beſteht ſein Stolz darin, zu dieſem Schmuck ein Tieger- oder gar ein Löwenfell verwenden zu können, welches dann der Beſitzer oft lang auf der Erde nachſchleppen läßt. Sehr viele begnügen ſich übrigens zu dieſem Zweck mit einem Affenfelle.

Die reicheren Negerinnen ſind mit jenem einfachen Schurze nicht zufrieden, ſondern tragen noch außerdem ein großes viereckiges Gewand, das, an der Stirne anfangend, über den Kopf und die Schultern herabgleitet, und bis zur Erde, nur das Geſicht freilaſſend, die ganze Figur verhüllt. Es pflegt dieſe Tunika von ſchwarzer Farbe zu ſein, bei beſonderen Feſten aber ſind die reichen Schönen mit mehren ſolchen Laken umhangen, von ganz verſchiedener Farbe, immer aber ſo gehalten, daß entweder auf der Bruſt oder in der langen Schleppe die verſchiedenen Farben alle ſichtbar werden.

Bei denjenigen Frauen, welche ſchon einmal geboren haben, herrſcht dieſelbe widerliche Sitte, von der Dr. Epp uns auf der Inſel Banca erzählt, daß ſie nämlich die lang herabhängenden ſchlaffen Brüſte kurz über der Warze durch eine feine Schnur ſtraff an die Bruſt binden. Dadurch werden die Brüſte in Kurzem ſo ſchlaff, daß ſie wie zwei Lappen, faſt ohne Hervorragung, anliegen und einen ekelhaften Eindruck machen.

Mehr als die eigentliche Kleidung liegt den Negern und

Negerinnen das Ausſchmücken ihres Körpers am Herzen, ſo daß ſie oft bis zur lächerlichſten Uebertreibung mit allerlei Kleinigkeiten ſich behangen haben. Die vorzüglichſte Rolle ſpielen immer Glas- oder Porzellanperlen, deren zahlloſe Schnüre den Hals oft ſo vielfach umzogen haben, daß die Verdünnung zwiſchen Kopf und Schultern faſt ausgeglichen wird. Kleine Kinder tragen außer dieſen Halsbändern oft noch Perlſchnüre um den Oberarm, Unterarm und Handgelenk, ſo wie gleichfalls drei dieſer Bänder um die entſprechenden Stellen an den Beinen. Bei Erwachſenen ſieht man die letzten Verzierungen oft aus Elephantenhaaren künſtlich geflochten. Goldene oder meſſingene Ohrringe ſind wenigſtens bei den Reicheren faſt allgemein.

Bei den Negern und Negerinnen, vorzüglich aus der Nachbarſchaft von Benguela, iſt es gewöhnlicher Gebrauch, um die Fußknöchel und das Handgelenk eine Anzahl fingerdicker Ringe aus Kupfer oder Eiſen zu tragen, welche gewöhnlich nicht zuſammenhängen und dann bei jeder Bewegung lautes Geräuſch machen. Die Anzahl dieſer Ringe deutet zugleich den Stand oder den Reichthum des Inhabers an, ſo daß nicht Jeder mit einer beliebigen Zahl ſich verſehen darf. Den vornehmſten Schmuck bilden die ſpiralförmigen drei- bis achtfachen Ringe, welche letzteren ausſchließliches Privilegium der Könige ſind.

Die Cultur des Haares und deſſen Friſur iſt unendlich mannigfach und richtet ſich ſo ſehr nach individuellem Geſchmack, daß kein Stamm oder Ort eine beſtimmte Mode darin hat. Die Frauen mit jenen Togen haben ihr Haar immer glatt abgeſchoren, indem ſie ſorglich ſtets den Kopf bedeckt halten. Dieſe Art ſieht man aber auch ſehr häufig bei Männern, die, weil der Kopf unbedeckt bleibt, dadurch dem europäiſchen Auge nicht eben ſehr zu gefallen im Stande ſind. Die Frauen tragen übrigens häufiger wie die Männer das Haar in ihrer ganz natürlichen Form, dann aber meiſt darin einen hölzernen Kamm, von eigner Hand gemacht, oder einen zierlichen hölzernen Stecken, oder einen Stachel des Stachelſchweins u. ſ. w., theils um ſich mit dieſen Dingen zu ſchmücken, theils aber um ſich damit zu kratzen, zu welcher letztern Beſchäftigung manche Stunde des Tages in Gemüthlich-

keit verwandt wird. Eine beſonders mühſame Weiſe von Haarflechten, welche mehr den innern Stämmen anzugehören ſcheint, aber faſt beſtändig in Benguela geſehen wird, iſt die, das Haar in mehre tauſend ganz kleiner Flechten zu trennen, deren Anfertigung bei der eigenthümlichen Natur des Negerhaars beſonders kunſtvoll erſcheint. Viele unter dieſen ziehen auf das Ende jeder Flechte eine rothe, gelbe, oder blaue Perle, oder, was faſt noch häufiger iſt, ziehn auf jeden Strang ſo viele verſchiedene Perlen, als es ihnen möglich iſt. Die ſo beſchwerten und herabhängenden Haare machen natürlich bei allen Bewegungen etwas Geräuſch, während jene perlenfreien Geflechte nach allen Seiten ſich ſteif erheben und dem, einem Meduſenhaupte nicht unähnlichen Kopfe, ein wahrhaft ſcheußliches Anſehn geben. Hinter den Ohren, oder mitten auf dem Kopfe dieſer ſo Geſchmückten findet ſich noch zum Ueberfluß eine ſchöne Vogelfeder.

Der mehr gewöhnliche Kopfputz beſteht darin, einzelne beliebige Partien des Kopfes ganz von Haaren zu befreien, und durch das verſchonte Geſtrüpp oft die lächerlichſten Anlagen zu bilden. Einzelne ſchuren z. B. alle Haare glatt ab, bis auf einen kleinen Büſchel, der dann wie ein wollener Quaſt mitten auf dem Scheitel ſtehen bleibt. Es ſcheint faſt, als ſollte dies eine Nachahmung der Chineſen ſein, nur daß beim Neger das Haar nie ſo lang wird und ungeflochten bleibt. Andere Neger laſſen von der Stirn bis zum Nacken mitten über den Kopf einen ſchmalen Strich ſtehn; offenbar in der Abſicht, die Mähne eines wilden Thieres nachzuahmen. Der Zweck, dadurch ein recht wildes und kriegeriſches Anſehn zu gewinnen, wird wahrlich nicht verfehlt. Einige raſieren die eine Hälfte, entweder die eine Seite, oder nach Hinten oder Vorn und laſſen die andere Hälfte in ihrer natürlichen Form ꝛc. ꝛc. Es iſt faſt unmöglich alle Einzelheiten beſonders zu erwähnen, da nirgends hierin eine beſtimmte Sitte herrſcht, ſondern die bloße Phantaſie des Einzelnen. — Hüte oder andere Kopfbedeckungen werden gar nicht getragen; und iſt dennoch in ſeltenen Fällen ein Neger im Beſitz eines Hutes, ſo kann man immer annehmen, daß dieſer viel zu klein für ihn iſt und bei jedem Lüftchen abgeweht wird, wenn nicht ein langer Dorn oder eine Nadel ſelbigen

an das Haar befeſtigt. Niemals ſtrebt aber hiebei der Schwarze darnach, ſich das Geſicht zu beſchatten.

Das Anmalen des Geſichtes findet hier, wie an der ganzen Küſte allgemein Statt, wenigſtens faſt immer bei den Frauen, die noch durch ihre Schönheit einen Eindruck zu machen im Stande ſind. Man bedient ſich dazu eines weißen Kalkes und einer fetten, mit einem Eiſenoxyd rothgefärbten Erde. Mit der weißen Schminke werden gewöhnlich zwei bis drei horizontale Striche über die Stirn gemacht, ein dicker rother Strich geht von den Augenbraunen längs dem Rücken der Naſe bis zu deren Spitze und zwei große, rothe Flecke zieren die beiden Wangen, während auf der Spitze des Kinns noch ein weißer Fleck prangt. Schade, daß die beiden Arten Schminke von ſo rohem Stoff gemacht ſind, daß die bemalten Stellen immer mit groben Sandkörnern bedeckt bleiben. Das Ganze giebt ein äußerſt poſſierliches Anſehn.

Außer dem Geſichte pflegen ſich noch Neger und Negerinnen die Fußſohlen mit rother Farbe zu bemalen, wodurch die Füße wie mit Sandalen verſehen erſcheinen. Gegen jede Art von Schmerzen werden gleichfalls jene Färbungen benutzt und wenn man einen Neger mit roth angeſtrichener Stirne, oder halbbemaltem Geſichte ſieht, ſo darf man beſtimmt annehmen, daß er an Kopf-, Geſicht-, oder Zahnſchmerzen leidet.

Anſtatt jenes Thones wird häufig das feingepulverte Holz von Pterocarpus santalinus L. als Heilmittel benutzt, zu welchem Ende das Pulver mit Palmöl zu einem Teige gerieben, und etwa längs dem ganzen Rücken, Bauch ꝛc. eingeſchmiert wird. Man ſieht nie eine Caravane, die nicht einzelne ſo beſtrichene Mitglieder führte.

Die Sitte des Tätowirens herrſcht unter den Bewohnern der Stadt Benguela allgemein, ſo wie gleichfalls unter allen Stämmen des Innern, die mit dieſem Küſtenpunct Verbindung haben. Meine ſpäteren Beſuche der verſchiedenen Oerter der Küſte Angola ließen mich in dieſem Brauch der Neger keine beſondere Abweichungen wahrnehmen. — Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die mehr civiliſirten Neger, d. h. die, welche den meiſten Umgang mit Europäern pflegen, auch die wenigſten

Abzeichen dieſer Art an ihrem Körper tragen; ja oft ſind dieſe Narben ſo ſparſam, daß nur ein aufmerkſames Auge ihrer anſichtig wird. Häufig ſieht man z. B. einen Benguelenſer, oder eine ſeiner ſchönen Landsmänninnen nur mit einem feingeſchnitzten, regelmäßigen Kreiſe, oder einem kleinen Stern auf jeder Wange, oder mitten vor der Stirne; dagegen aber wieder einzelne, welche außer dieſer Zeichnung faſt an allen Theilen des Körpers verſchiedene Figuren zeigen. Von Benguela bis zur nördlichen Gränze des Gebietes Loanda glaube ich nicht, daß ein Neger exiſtirt, der frei von ſolchen Narben wäre; in Cabinda dagegen, deſſen Bewohner, obgleich faſt keine Europäer unter ihnen wohnen, auf weit höherer Culturſtufe ſtehen, als die Neger der ſüdlichern portugieſiſchen Provinzen, ſcheint dies nicht ſo allgemeine Sitte zu ſein, da ich häufig, beſonders in Loanda, Neger dieſes Landes ſah ohne irgend eine künſtliche Narbe. Außer dieſem kleinen Volke nun hat jeder Stamm ſeine beſtimmte Weiſe im Tätowiren, und jeder Einzelne unter ihnen trägt mit der allgemeinen Figur ſeines Stammes gewiſſermaaßen das Wappen deſſelben in ſeinen Körper eingeſchnitzt. In der Regel befindet ſich dieſe charakteriſtiſche Figur auf dem Rücken an den beiden Schulterblättern, und erſt nachdem eine Caravane vorübergezogen iſt, kann der Wappenkundige ihr Vaterland angeben. Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, an einem Neger aus Benguela oder Loanda die ausgebreitete Kenntniß dieſer Charaktere zu bewundern, indem täglich aus den entlegenſten Ländern Einzelne vorkommen. Leider fehlen uns bis dahin noch die Reſultate eines näheren Studiums über dieſen Gegenſtand, die für die ethnographiſchen Verhältniſſe dieſer eben ſo bedeutenden als noch wenig bekannten ausgedehnten Länder von nicht geringem Erfolge ſein dürften.

Schon in den erſten Jahren nach der Geburt erhält der Neger durch die Hand des Vaters das Volkswappen, worauf beliebige anderweitige Verzierungen der ſpäteren Phantaſie des Einzelnen überlaſſen bleiben. So wird denn häufig der ganze Körper ſo ſehr mit Narben bedeckt, daß buchſtäblich nicht Platz für neue Figurenbildung da iſt; und oft ſieht man noch den ſeiner Freiheit

beraubten Sklaven mit blutenden Stellen, an denen er, seiner Eitelkeit opfernd, noch eine Verschönerung anzubringen sucht.

Die Farbe dieser Narben ist natürlich immer etwas heller, als die benachbarte Haut, und kann nur dann unserm Auge hübsch, oder wenigstens nicht häßlich erscheinen, wenn der frischen Wunde entweder die übliche rothe oder blaue Farbe beigemischt wurde. Letzteres geschieht durch Indigo, der, wenn er gleich, trotz seiner Gemeinheit, im Handel nicht vorkommt, dennoch von den Negern vielfach benutzt wird. Zur Vollziehung der Operation wird entweder ein scharfer Stein, oder ein eisernes Instrument benutzt, so daß man häufig um eine Lancette oder Messer zu diesem Gebrauch ersucht wird.

Eine nicht unähnliche Mode ist das Befeilen der Zähne, welches fast an allen Negern geschehen ist; sogar die Einwohner von Benguela selbst üben bis zu einem geringen Grade diese Sitte, es ist jedoch bei ihnen wenig augenfällig, da nur die beiden vordern Schneidezähne der obern Kinnlade bis ungefähr zur Mitte durch einen kleinen schrägen Ausschnitt von einander getrennt sind. Auch hierin richten sich die einzelnen Stämme, wie beim Tätowiren, nach bestimmten Principien, so daß wiederum mit Bestimmtheit hieraus das Vaterland des Negers erkannt werden kann. Jedoch die große Frequenz der fernsten Caravanen, und die große Mannigfaltigkeit der Abweichungen läßt den Neuling in kurzer Zeit nicht leicht darin bestimmte Unterschiede erkennen, wenn gleich dem Neger fast immer dieses sehr leicht wird. Den menschenfressenden Horden des Innern, behauptete man, gehöre allein die Form, wo einzelne Zähne vollkommen abgebrochen sind, und zwar so, daß Zahn um Zahn fehlt und jeder vorhandene einer Lücke gegenüber steht. Da aber diese Verstümmelung immer nur an den Schneide- und Augenzähnen stattfindet, so wird ein scheerenartiges Ineinandergreifen, durch die unverletzten Backenzähne verhindert, natürlich durchaus unmöglich, so daß Römer's Erzählungen (L. F. Römer's Nachrichten von der Küste Guinea) von Gebissen, die einer Fuchsscheere zu vergleichen wären, wohl eine Fabel oder Täuschung sein möchte. Das scharfe Zuspitzen der Eckzähne sieht man hier, wie Golberry in seiner

Reiſe von den Negern der Sierra Leona berichtet, gleichfalls ſehr häufig; eben ſo die zwei- und dreitheilig gefeilten Zähne, von denen Iſert in ſeiner neuen Reiſe Pag. 194 berichtet, jedoch ſah ich ſie hier niemals der Politur gänzlich beraubt.

Bei den ſo vielfachen Gefahren, in denen der Neger aller Provinzen ſich ſein ganzes Leben hindurch faſt ununterbrochen bewegt, höchſtens darf man die freien Neger der portugieſiſchen Städte ausnehmen, indem ſelbſt in der Nachbarſchaft von dieſen der Menſchenraub keine Seltenheit iſt, ward es für ihn Nothwendigkeit, durch Bewaffnung auf die eigene Sicherheit bedacht zu ſein. Somit unternimmt denn auch niemals ein einzelner Neger, ohne gut bewaffnet zu ſein, ſelbſt nur kleinere Reiſen, und die Caravanenzüge, die viele Diſtricte zu durchwandern hatten, ſind oft bis zur Uebertreibung mit Waffen aller Art behangen. Man ſieht nicht ſelten einen einzelnen Neger in die Stadt kommen, der außer einem Leibgurt, in dem er Meſſer und Keule trägt, nicht auch noch eine Lanze oder Wurfſpieß und noch dazu Bogen und Pfeile bei ſich führte. Einen Schildträger ſah ich niemals, in einzelnen Fällen aber hat der Neger einen Parirſtock, von 5 bis 6 Fuß Länge, in deſſen Mitte ein Bügel von einem breiten Stück Rinoceros- oder Elefantenfell zum Schutz für die Hand befeſtigt iſt. Feuergewehre gehören noch zu den größten Seltenheiten und ſogar die ſchwarzen Soldaten verſtehn nur ſchlecht mit ihnen umzugehn. Zwar iſt das Schießpulver ein nicht unbedeutender Handelsartikel, doch ſcheint es faſt nur von den Negern, welche in der Nachbarſchaft europäiſcher Etabliſſemente wohnen, gebraucht zu werden, unter welchen viele ein Geſchäft aus Elefantenjagd machen und reichlich den Markt mit Elfenbein verſehen. Ich ſah einen ſolchen Jäger in Benguela ſeine Zurüſtungen machen, die einzig darin beſtanden, daß er eine Anzahl Patronen mit gleich daran befeſtigter Kugel bereitete; und ſo, mit einem Dolch im Gurt, durchzieht er während einer Zeit von mehren Monaten, ohne irgend eine weitere Begleitung, die wildeſten und einſamſten Gegenden, auf ſein etwas rohes Gewehr ſich verlaſſend. Seine genaue Kenntniß des Landes und deſſen Producte macht ihm jede Verproviantirung entbehrlich, ſo daß er es ſogar für überflüſſig

hält, ein Waſſergefäß bei ſich zu führen. Die wildwachſenden Früchte und rohen Wurzeln befriedigen alle ſeine Bedürfniſſe und nach den Strapazen des Tages erquickt ihn der Schlaf auf einem hohen Baume, den er natürlich Nachts immer ſuchen muß, um vor den reißenden Thieren geſchützt zu ſein. Die erbeuteten Felle und Elefantenzähne werden dann an die Hauptſtraßen der Caravanen gebracht und von den geführten Sklaven zur Küſte getragen. Ich konnte nicht genug ſeine Kühnheit und Muth bewundern und ſuchte öfter die Gelegenheit, mich mit ihm in ſchlechtem Portugieſiſch zu unterhalten, indem ich ihm meine große Luſt geſtand, ihn auf ſeinen Streifereien begleiten zu können, wozu er ſehr bereitwillig war. In ſeinem Schutze hatte gleichfalls Herr Wrede den Plan, eine ſolche Excurſion einmal mitzumachen, allein bald nachdem rief leider ihn der Tod ab und vereitelte die ſchönſten Hoffnungen.

Die Neger machen faſt alle ihre Waffen mit eigner Hand, nur hin und wieder ſieht man einen europäiſchen Säbel, dem übrigens keineswegs die beſſern afrikaniſchen an Güte nachſtehn. Einzelne Stämme in ſüdöſtlicher Richtung, welche metallreiche Länder bewohnen, haben ganz beſondern Ruf in der Anfertigung von Waffen und allerlei ſonſtiger Schmiedearbeit. Die Küſtenbewohner ſind im Allgemeinen fremd in dieſer Kunſt.

Am ſchönſten pflegen die Wurfſpieße gearbeitet zu ſein, welche bei einer durchſchnittlichen Länge von 5 Fuß, ganz aus Eiſen beſtehn und von der Mitte bis nah an das hintere Ende mit langhaarigem Ziegenfell überzogen ſind. Mit großer Genauigkeit und Kraft weiß der dortige Neger dies Inſtrument zu gebrauchen und kühn greift er hiemit ſelbſt größere Thiere an. — Der Bogen, aus einem langen, faſt geraden, ſehr zähen Bügel beſtehend, mit einem aus Schweinsleder gedrehten Strang verſehen, hat einen weit roheren Anſtrich, und man begreift kaum, wie der Neger mit ſo ungeheurer Kraft durch ihn die kleinen leichten Rohrpfeile fort zu ſchleudern im Stande iſt. Der Ungeübte kann kaum halb ſo weit damit ſchießen, als der damit Vertraute. Wo es auf genaues Schießen ankommt, wirft ſich der Neger immer raſch auf's rechte Knie nieder, und dann mit der linken Hand den Bogen

faſt ſenkrecht haltend, wird der linke Ellenbogen auf dem linken Schenkel geſtützt, und ſo iſt der Schütze im Stande, ziemlich genau zu zielen. Die Pfeile beſtehen immer aus zwei Stücken, einem harten feinen Stock, woran die beliebig geformte, meiſt mit Wiederhaken verſehene eiſerne Spitze befeſtigt iſt, und einem längeren hohlen Rohr, in welches das eiſenfreie Ende jenes Steckens geſchoben wird. Am Ende des Rohres ſind einige Vogelfedern angebracht, um dem Pfeile gerade Richtung zu geben. Viele Stämme ſollen, namentlich wenn ſie in den Krieg ziehen, die Pfeilſpitzen vergiften, wozu meiſt Pflanzengifte benutzt werden. Die Lanzen, welche oft die einzige Bewaffnung eines Negers ausmachen, ſind gewöhnlich ungefähr 6 Fuß lang; an dem langen, aus hartem Holz gemachten Stiel ſitzt ein ſpannlanges Eiſen in Form eines zweiſchneidigen Dolches, welches, da das Metall nicht immer gehörig gehärtet iſt, ein Fehler, den die meiſten der Waffen mir zu haben ſcheinen, oft ſo wenig Steifigkeit oder Elaſticität beſitzt, daß man nicht wohl begreift, wie das Inſtrument ſeinen Zweck gehörig erfüllen kann. Oft erſetzt dieſe Waffe die Stelle des Wurfſpießes, wozu ſie häufig bei den Uebungen benutzt wird.

Was die Keulen der Neger anbetrifft, ſo hatte ich mir, durch die mannigfachen Abbildungen verleitet, einen ganz falſchen Begriff gemacht. Die Größe derſelben entſprach bei Weitem nicht meinen Erwartungen. Sie ſind niemals länger, als etwa zwei Fuß, und bis auf den Endknollen ſelten dicker, als ein Zoll im Durchmeſſer; ſelbſt das dickere Ende hat gewöhnlich nur doppelten Umfang; allein da dieſe Keulen immer aus ſehr ſchwerem Holz, gewöhnlich Guajack, gemacht ſind, ſo werden ſie, bei der Bequemlichkeit, mit der ſie gehandhabt werden, doppelt gefährlich und ſcheinen zu einer tödtlichen Verletzung wenig Kraft zu erfordern. Das kolbenförmige Ende, welches gewöhnlich länglich rund iſt, hat nicht ſelten mehre ſcharf geſchnittene Ecken und Kanten, während das Ganze mit allerlei Figuren bunt ausgeſchnitzt iſt. Es giebt einige Negerſtämme des tieferen Innern, die ſich allein dieſer Waffen bedienen ſollen, und dennoch mit den Jaggas, welche gleichzeitig mit Pfeil und Bogen umzugehn verſtehn, die blutigſten Kriege führen. Bei fernherkommenden Cara-

vanen ſieht man gar oft einzelne Neger, die nur eine Keule an der linken Seite ihres Schurzes bei ſich tragen, während andere mit vielerlei Waffen behangen ſind. Vorzüglich bei den Keulengefechten ſcheinen jene angeführten Parirſtöcke im Gebrauch zu ſein, da ich ſolche nur bei den Keulenträgern gewahrte.

Es giebt an der ganzen Küſte keinen Ort, in welchem man den Mangel der Künſte und Induſtrie mehr fühlt, als in Benguela, und dennoch iſt kein Land ſo reich, wie dieſes, an den ſchätzbarſten Produkten des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs. Im Intereſſe für jene herrlichen Ländereien, die an vielen Puncten ſelbſt dem Europäer geſundes und behagliches Clima bieten, kann man keinen Wunſch lebhafter hegen, als den der gänzlichen Abſchaffung des Sklavenhandels; denn nur dieſer kann als Urſache des ſo traurigen Zuſtandes eines ſo üppigen Landes und einer ſo kräftigen Nation betrachtet werden. Viel Gewinn und wenig Arbeit iſt der Wahlſpruch der dortigen Portugieſen; des Negers höchſtes Glück gleichfalls ein Leben ohne Arbeit. Dem Letzteren bietet die verſchwenderiſche Natur ungebeten die Hand zur Erreichung ſeiner Bedürfniſſe und ſeine Liebe zum Luxus findet in der geringen Betheiligung beim Sklavenhandel hinlängliche Befriedigung. Der Europäer aber hat nur einen Wunſch, der iſt Geld; nur ein Bedürfniß, wieder nach Geld, außer der Befriedigung dieſer Leidenſchaften kennt er, außer viehiſchen kein anderes Verlangen; ob ſeine Umgebung ein Paradies iſt, ob eine Wüſtenei, beides gilt ihm gleich; ob das Mittel zur Erreichung ſeines höchſten Zieles ein Frevel iſt, ob eine Tugend, iſt für ihn durchaus gleichgewichtig, das Erſtere wird gewählt und gilt für beſſer, wenn letzteres weniger einbringt. Schon Michael Angelo *) ſagt in der aus ſeinen Briefen zuſammengeſetzten Reiſe: Verbrecher werden aus Liſſabon nach Angola und Benguela verbannt, daher die dortigen Weißen die verruchteſten und untreuſten unter allen Menſchen ſind. Lebte er noch, vielleicht würde er heutigen Tages daſſelbe ſagen. Von dem ehemaligen beſſeren Betrieb der

*) Michael Angelo von Gattinara, Reiſe nach Congo, in den Jahren 1666 und 1667.

Stadt Benguela findet man noch einige Spuren, wohin vorzüglich die Ruinen zweier Ziegelbrennereien gehören, welche schon längst verfallen und unbenutzt sind; gleichfalls brannte man früher auch Kalk aus Seemuscheln, allein auch dieses hat aufgehört. Man findet zwar einige Häuser aus Backsteinen mit Dachziegeln, allein beide Artikel wurden eingeführt, während man zur Aufführung der geringeren Häusermauern die bloße fette Erde oder Lehm, der häufig in der Nachbarschaft gegraben wird, benutzt. Zu den Dächern werden, nebst Palmblättern, Schilf und Binsen gebraucht. Viele kleine Negerhütten, vorzüglich an den Stadtenden, ermangeln gänzlich der Mauern und bestehen nur aus einem spitz oder rund zulaufenden Dach, das aus Schilf und Palmzweigen künstlich construirt ist. Diese sind die Wohnungen der Aermeren und dienen fast nur zum nächtlichen Aufenthalt, da im Laufe des Tages die ganze Familie sich im Freien vor der Hütte aufhält.

An einem der ersten Tage meines Dortseins besuchte ich gerade in der Mittagsstunde diese Stadttheile um die Weise des Mittags zu beobachten. Diese war zwar originell, hatte aber im Ganzen wenig Abweichendes. Alle hatten Farinha, was freilich Bohnenmehl sein soll, aber in Benguela fast immer nur die pulverisirte Wurzel von Maniock ist, womit die Neger ihren Hunger um diese Tageszeit stillten. Die gewöhnliche Weise war die, daß jedes Glied der Familie von dieser Farinha eine Handvoll bekam, damit sich irgendwo in den Schatten setzte und ohne irgend etwas anderes dabei zu genießen, aus der Hand dies trockne Mehl verzehrte, statt jedes Instruments sich der Finger der rechten Hand bedienend. Gewöhnlich wurde nicht einmal Wasser dabei getrunken. Es blieb mir immer unbegreiflich wie eine geringe Quantität von Mehl für einen kräftigen und erwachsenen Manne zum Mittagsmahl hinreichend sein konnte; indeß später sah ich immer etwas ähnliches, sogar bei solchen Negern, welche zu starken Arbeiten benutzt wurden. Bei so leicht zu befriedigenden Ansprüchen erscheint die unerhörte Dürftigkeit, mit welcher die Sklaven vor der Fahrt nach Amerika in den Höfen gehalten werden, noch um so grausamer. Die Unglücklichen sind in der Regel schon vor

Antritt der Seereiſe ſo ſehr abgemagert aus Mangel an Nahrung, daß man ſich wahrlich nicht über die große Sterblichkeit an den Schiffen mehr wundern darf.

Die vielleicht etwas Vornehmeren oder die mehr gebildeten dieſer kleinen Baracken geben ſich die Mühe das Maniockmehl erſt ein wenig zu röſten, wozu das der Geſellſchaft entſprechende Quantum in ein, über einem Feuer befindliches irdenes Gefäß gethan wurde, und unter beſtändigem Umrühren, während die Köchinn von Zeit zu Zeit etwas Waſſer mit der Hand darüber ſprützte, ſo lange darin blieb, bis es etwas braun geworden war. Von dem Erkalteten erhielt ein Jeder eine Hand voll, die wie ſonſt das rohe Mehl ohne weitere Zuthat verzehrt wurde. Nach dieſer Mahlzeit wurden an einzelnen Stellen etwa eine Spanne lange Stücke Zuckerrohr vertheilt, die wie eine Art Deſſert vernaſcht wurden. Letzteres mochte, wenn es gleich allgemein beliebt iſt, darum ziemlich ſelten ſein, weil es einige Legoas entfernt an den pflanzenreichen Ufern des Catumbella wächſt, von wo der Transport wenigſtens einige Mühe koſtet. An dieſem Fluße wächſt dieſes nützliche Rohr in einer ſolchen Vollkommenheit und Menge, daß einige Cultur daraus reichen Gewinn ziehen könnte; leider aber läßt die Indolenz der Europäer dieſen bedeutenden Erwerbsquell durchaus unbenutzt; und bezieht lieber für hohe Preiſe den nicht geringen Zuckerbedarf aus Braſilien. Die Maniockpflanze wuchert überall um Benguela, ſo daß der Neger mit leichter Mühe genug für ſeinen Bedarf aus der Erde ſcharren kann; nur einzelne wenige unter ihnen haben neben ihrer Wohnung größere eingefriedigte Maniockfelder, indem ſie mit dem Mehl Handel treiben.

Mais wächſt gleichfalls an vielen Orten wild, wird jedoch gewöhnlich nur zum Viehfutter gebraucht, und in ſeltenen Fällen bereitet ſich der Neger ein, wenig ſchmackhaftes, aber ſehr weißes Brod daraus, welches der Form nach einem ſehr dicken Pfannekuchen gleicht.

In ganz Benguela fehlen alle Handwerker, während doch jeder unter ihnen mit Sicherheit auf ein glänzendes Fortkommen

rechnen konnte. Ein gewiſſer Herr Joze Luiz da Silva Vianna, der den beſten Garten neben ſeinem Hauſe hatte, den ich in Benguela geſehen habe, verſicherte mich, daß er ſich bemühe um einen europäiſchen Gärtner, dem er allein für die Beaufſichtigung gern ein Jahresgehalt von 6 bis 800 Dollars geben wolle. Zur Beſchaffung der körperlichen Arbeiten waren natürlich überflüſſig Hände da, indem in dem Garten beſtändig einige Dutzend Handelsſklaven umherlagen.

Umſonſt ſieht man ſich nach Tiſchlern, Schmieden, Schneidern ꝛc. um; zu dem Nöthigen werden gewöhnlich die Zimmerleute oder ſonſtigen Handwerker der zufällig im Hafen liegenden Schiffe erbeten, oder man verſchreibt ſolche ſich aus Loanda. In großer Verlegenheit befindet man ſich, wenn man ſo unglücklich war eine Uhr in Unordnung zu bringen, oder ſonſt eine Maſchienerie zu zerbrechen, da alles dergleichen erſt den Weg nach Braſilien machen muß, um wieder in Stand geſetzt werden zu können. Man denke ſich, der vorerwähnte Herr Vianna wollte eine Reiſe nach Rio Janeiro machen, um ſich dort einen Zahn ausziehen zu laſſen, während doch ein ſogenannter Arzt am Orte ſelbſt wohnte, der dieſe Operation nicht übernehmen konnte. Mit der Ausziehung jenes Zahnes machte ich ihn ſehr glücklich und ſicherte mir ſeine Freundſchaft.

Bei dieſer Gelegenheit will ich des Hospitals und deſſen Arztes Erwähnung thun. Das Gebäude gehört zu den beſſeren der Stadt, hat ziemlich ſolide Mauerwände und ein Ziegeldach. Die Länge beträgt 250 Fuß und die Breite ungefähr 40. Zwei große Thüren, vor welchen eine etwas verfallene Treppe iſt, führen von der Straße aus hinein, und hinter dem Hauſe liegt der große Garten, der aber wegen Vernachläſſigung ſo dicht bewachſen iſt, daß die Benutzung deſſelben unmöglich wird, nur die einzelnen regelmäßigen Pflanzengruppen, welche mit Mühe aus dem wuchernden Dickicht hervorſehen, erinnern daran, daß einſt menſchliche Hände daran thätig geweſen waren. Zwiſchen dieſem Garten und dem Gebäude ſelbſt iſt ein bedeckter Gang, der für die Spatziergänge der Reconvalescenten beſtimmt iſt, am Ende deſſelben das Laboratorium, welches dort den Namen „Küche“ führt

und faſt nur als ſolche benutzt wird. Das ganze Haus enthält acht Zimmer, wovon eins für die Apotheke, eins für den Apotheker, ein kleines zur Waarenniederlage und die übrigen fünf für die Kranken benutzt werden.

Jedes dieſer Krankenzimmer hatte Raum genug für 15 Patiente und die fehlenden Betten mitgerechnet, ſtanden auch vorſchriftmäßig ſo viele in jedem Zimmer. Eins war indeß nur vollzählich damit beſetzt, und da gerade nur vier Kranke in Behandlung dalagen, ſo that es ja auch nichts, daß der Arzt ein Bett nach ſeiner Wohnung genommen hatte und auch der Apotheker für ſich eins benutzte. Wo die übrigen Betten waren, in einem waren nur drei, wußte keiner. Sie waren alle aus Holz, hatten Seegrasmatratzen und zur Decke bald ein Laken, bald eine Strohmatte, die Wäſche fehlte faſt überall.

Beim Eintritt in die eine Thür ſtößt man ſogleich auf die Apotheke, die wegen ihres ſcheinbar großen Umfanges viel Beſtechliches hat. Sie beſteht aus einer Maſſe großer Gläſer, recht ſchmutzig und mit einer noch ſchmutzigeren Etiquette nach europäiſcher Weiſe im Halbrund auf Riegen geordnet. Von einiger Ordnung oder Claſſifikation der Präparate war keine Spur zu entdecken. Hier ſtand kohlenſaure Magneſia neben Opium, dort Schwefelſäure neben Ipekakuanhawurzel ꝛc. ꝛc. Der Schein des Reichthums und der Vollſtändigkeit war dadurch herbeigeführt, daß die eine Hälfte des Halbrunds eine vollkommene Wiederholung der andern war; Engliſches Salz ſtand ſogar an dreien Stellen in großen Glashafen. In der Mitte war ein großes aus Holz geſchnitztes Heiligenbild, wodurch natürlich allein die Medikamente Heilkraft genug bekommen mußten. Die ganze Signatur war in portugieſiſcher Sprache und die lateiniſche Nomenklatur dem Apotheker durchaus unbekannt, wiewohl er ſich rühmte in Liſſabon und in Bahia ſowohl auf portugieſiſchen wie engliſchen Apotheken als Gehülfe geweſen zu ſein. Mit dem Arzte ſchien es übrigens nicht beſſer beſtellt zu ſein, ich konnte aber nicht ausmitteln welche Rolle er vorher in einem andern Welttheil geſpielt hatte. Er war bemüht mich glauben zu machen, daß er in Coimbra Medi-

ein ſtudirt habe, allein ſeine gränzenloſe Unwiſſenheit ſtrafte ihn lügen.

Als bei meinem ſpäteren Beſuche der Arzt krank war, vikariirte für ihn der Apotheker und bezog für ſeine Bemühungen die Hälfte des Honorars. Als ich ihn um dieſe Zeit fragte, woher er eigentlich die Kühnheit nehme, gab er mir zur Antwort, daß der Arzt jeden Morgen mit ihm über die Fälle ſpräche und ihm dann das Beſte riethe. Darauf gab ich ihm den Rath ſich lieber unabhängig zu ſtellen, da mehrere Köche leichter, als einer den Brei verdürben. Uebrigens war der Arzt ein ſehr geachteter Mann, denn er war in ſeinen Curen, wie es hieß, ſehr glücklich, und verhältnißmäßig wohlhabend, die allgemeine Sitte in Benguela iſt, jede ärztliche Viſite mit 10 ſpaniſchen Thalern, nur bei Aermeren mit 5 zu bezahlen.

Etwa fünf Minuten außerhalb der Stadt liegt auf einer geringen Erhöhung der Kirchhof „Calundo." Daſelbſt iſt ein viereckiger Platz, deſſen gleiche Länge und Breite ungefähr 150 Schritte beträgt, von einer 10 Fuß hohen ſoliden Mauer umzogen und durch eine Gitterthür verſchloſſen, wodurch die Leichen vor den zahlreichen Raubthieren geſchützt werden. Dieſe Einfriedigung iſt nur für die Europäer beſtimmt. An dem ſüdlichen Ende dieſes Friedhofes iſt ein kleines Dach aufgerichtet, unter welches unmittelbar vor der Beerdigung die Leichen gebracht werden, damit die Umſtehenden, gegen die Sonne geſchützt, die letzten Ceremonien vollziehen können, worauf die ganze Leiche mit ungelöſchtem Kalk überſchüttet und mit einigen Flaſchen Eſſig, zur Beförderung der Verweſung, übergoſſen wird. Leider traf auch uns das Unglück die Reſte eines von unſerer ganzen Reiſegeſellſchaft hochgeachteten und geliebten Mannes, des Herrn dos Santos, des Anführers der ganzen Expedition, an dieſen traurigen Ruheort zu begleiten, wo, mit ihm, alle Hoffnungen für den günſtigen Ausgang eines ſo gewagten Unternehmens zu Grabe getragen wurden. Nur mit größter Wehmuth ſieht man hier viele Denkmäler, die von den betrübten Freunden und Verwandten aus der fernen Heimath der Erinnerung ihrer, in dieſer traurigen Abgeſchiedenheit verſtorbenen Angehörigen geweiht ſind. Ein ſchönes eiſernes Denk-

mal eines früheren Gouverneurs, zeichnet ſich beſonders vor den meiſt einfachen Kreuzen mit Angabe des Namen und Geburtortes aus.

Außerhalb der Mauer dieſes Kirchhofes iſt der Ort, wohin auch die Neger ihre Todten bringen, jedoch iſt dieſer durch kein weiteres Merkmal bezeichnet. Alle im Gouvernement Benguela bekannten Stämme haben die Sitte ihre Leichen zu verbrennen, und hier in Benguela findet auf dem Kirchhofe weiter keine Ceremonie ſtatt, als höchſtens in dem Falle, wo der Verſtorbene ein reicher Mann war, der dann noch nach dem Tode, durch Aufſteckung einiger trockner Büſche neben der Stelle, wo der Körper verbrannt wurde, in welchem der Schmuck deſſelben aufgehängt iſt, ſeinen Reichthum beweiſt. Als ein ſolcher geſtorben war, fand ich eine doppelte Reihe Büſche aufgeſteckt, die mit langen Perlreihen, einigen beſchnitzten Kalabaſſen, mehreren Kuhhörnern und einem, mit Perlen verzierten Kuhſchwanze behangen waren. Wie ſehr auch im Allgemeinen die Neger nach Perlen geizen, ſo hält es dennoch jeder für großen Frevel ſich dieſe Gegenſtände, die einem Todten angehört haben, zu eigen zu machen; daher findet man denn auch an vielen Stellen die größten Perlſchnüre unbenutzt auf Calundo umherliegen.

In Benguela iſt ein beſtimmter Neger, dem das Geſchäft obliegt die Todten zu verbrennen. Da nun nach den üblichen Geſetzen dieſes nicht im Laufe des Tages, ſondern erſt mit untergehender Sonne geſchehen darf, ſo entſteht bei dem Leichenbeſtatter, der ſich dabei allein auf dem Kirchhofe befindet, natürlich die Furcht vor wilden Thieren, deren Hervorkommen aus ihren Schlupfwinkeln nach Sonnenuntergang überall zu befürchten ſteht, und der ängſtliche Schwarze macht ſich ſo leicht und eilig von ſeinen Geſchäften, als möglich. So werden die Leichen, bei denen ich ihn mehre Male beſchäftigt ſah, ſo dürftig mit trocknem Gras und Reiſern überdeckt, daß die Füße oder Arme des todten Körpers unbedeckt geblieben waren und von der ſchwachen Flamme wenig, oder keine Veränderung erlitten hatten. Die Leiche wird immer auf der flachen Erde mit den Füßen gegen die See gelagert, und an dieſem Ende auch der Reiſer angezündet, während

dann der noch ziemlich kräftige Seewind die Flamme bis zum Kopfende unterhält. Nach dieſer Procedur verläßt der Neger eiligſt ſeinen Poſten und hinterläßt die vielleicht kaum angebrannte Leiche den hungrigen Beſtien, deren Gefräßigkeit am folgenden Tage kaum noch die Spuren des Kadavers übrig gelaſſen. Ueberall liegen auf Calundo zerbiſſene und zerbrochene Knochen und Menſchenſchädel umher, ja ſelbſt in jeder Straße und Ruine findet man Reſte davon, und niemand wundert ſich eben ſehr, wenn Morgens vor dem Hauſe ein friſcher Menſchenſchädel gefunden wird, den in der Nacht eine Hyäne *) mit ſich dahin zerrte. Letztere Thiere ſind in und um Benguela ſo häufig, daß es ein Leichtes iſt, in einer halben Stunde hunderte ihrer Löcher aufzufinden, und keine Nacht vergeht, wo das unangenehme Geſchrei nicht ihre Nähe verriethe. Mit großer Kraft weiß ſie in wenig nächtlichen Stunden den von der Sonnengluth erhärteten lehmigen Boden aufzuwühlen und ſich eine unterirdiſche Wohnung zu bereiten. Häufig finden ſich Morgens in den belebteren Stadttheilen dergleichen unvollendete Gruben, deren fernerer Bau nur durch das Geräuſch der erwachenden Menſchen verhindert wurde. Uebrigens iſt die Scheu vor dem Tageslichte bei dieſen Beſtien ſo groß, daß man mit größter Ruhe über jedes Loch, worin die Hyäne liegt, hinweg treten kann; ja ſelbſt durch Geräuſch und Steinwürfe waren wir niemals im Stande die Hyäne aus ihrer Höhle zu locken, zu deren Empfang wir dann zu vieren oder fünfen mit geſpannter Kugelbüchſe bereit ſtanden. Die Höhlen gleichen von außen einem drei- bis viermal vergrößerten Fuchsloche und ziehen ſich einige Fuß tief, etwa 10 bis 15 Fuß, unter der Erde fort, worauf ſie ſich umbiegen, ſo daß das Thier in ſeinem Lager von unſern Steinwürfen auch nicht getroffen werden konnte. Zu den Seltenheiten gehört es immer, wenn bei Tage eine Hyäne anſichtig wird, wie während unſers Aufenthalts in Benguela der

*) Es kommen alle drei Sorten Hyänen hier vor, jedoch ſind die gewöhnlichſten die Hyaena brunea Thunb. und die H. crocuta. Die H. striata iſt ſeltener. Alle drei Arten nennt man in Benguela „Wolf," den Strandwolf.

Fall war, wo nämlich eine vor unſerm Hauſe, welches an einem freien Platze faſt mitten in der Stadt lag, Nachmittags gegen 5 Uhr erſchoſſen wurde. Noch liegend biß ſie mit ſolcher Wuth auf die ihr in den Rachen geſtoßenen eiſernen Lanzen, daß ſie ſich drei der ſtärkſten Backenzähne zertrümmerte.

Es ſcheint übrigens die Hyäne den Ruf der größten Grauſamkeit ganz mit Unrecht zu tragen, da Niemand mir ein Beiſpiel der Art erzählen konnte und im Allgemeinen gar keine Furcht vor ihr herrſcht. Wenn nicht gereizt, oder angegriffen, fällt nach dortigem allgemeinen Urtheil die Hyäne nie einen lebenden Menſchen an, allein die Kirchhöfe ſind ihr liebſter Aufenthalt und Leichen ihre liebſte Nahrung. Nur die Sitte des Verbrennens der Leichen und die nachläſſige Weiſe deſſelben lockt ihrer ſo viele in die Nachbarſchaft der Stadt, und nirgends giebt es ſo viele wie hier. In Loanda, wo die Leichen im Allgemeinen nicht verbrannt werden, kommen Hyänen nur ſelten vor.

Unter den Gebäuden der Stadt fällt dem Fremden vorzüglich die Kirche in die Augen. Früher gab es deren zwei, allein ſeit jenem räuberiſchen Ueberfall des mehrerwähnten Binnenvolkes liegt die eine noch in Trümmern, ohne daß man die Abſicht hat, das Gebäude wieder herzuſtellen. Für die Bedürfniſſe der chriſtlichen Einwohnerſchaft genügt nun auch vollkommen die noch vorhandene, deren traurige Verlaſſenheit deutlich genug ſagt, daß auch dieſe eine vollkommen überflüſſig iſt. Uebrigens iſt ſie durchaus in gutem Stande und hat mehre Heiligenbilder und viele Schnitzwerke. Als vor einigen Jahren der ſogenannte Biſchof von Loanda den moraliſchen Zuſtand Benguela's zu heben beabſichtigte, ward von ihm ein Mulatte als Geiſtlicher hieher geſchickt, allein, nach kurzer Uebernahme ſeiner neuen Würde, verlor ihn die Stadt durch den Tod. In Kurzem folgte ihm ein zweiter und noch in demſelben Jahre ein dritter, welche beide ein gleiches Schickſal erlitten. Dadurch entmuthigt hat die Geiſtlichkeit dieſen Ort gänzlich aus den Augen verloren und ſcheint auch nicht an die Wiederaufnahme ihrer frommen Pläne zu denken. Somit ſteht denn die Kirche ohne Hirten, verlaſſen und beſtändig verſchloſſen da; nicht einmal unterhält man eine ewige Lampe.

Nur dann, wenn die Leiche eines vornehmen Europäers beerdigt werden ſoll, wird der Sarg einige Augenblicke in die Mitte der Kirche geſtellt und mit vielen Wachskerzen umgeben, während das dabei verſammelte Gefolge ein leiſes Gebet verrichtet und darauf den Todten, Jeder eine große brennende Wachsfackel in der Hand, zu Grabe geleitet. Unſer Trauerzug ward gleichfalls in dieſer Form vollzogen, und eine Compagnie Soldaten begleitete uns unter der beſtändigen ſchauderhaften Muſik zweier Hörner und Trommeln. Ich glaube, daß in dieſem Gebrauche die einzige Benutzung der Kirche beſteht, und ſelbſt dabei ging es ſo linkiſch her, daß auch dieſe fromme Ceremonie eine Seltenheit zu ſein ſchien, während dennoch das Clima nur allzu häufig unter den Europäern ſich ſeine Opfer erwählt.

Außer dieſer Kirche wurde, während ich dort war, in einer Niſche, neben einem neuen noch nicht vollendeten Staatsgebäude ein Muttergottesbild errichtet, allein wenn es gleich ſchon ſeiner Vollendung nahe war, ſo ging dennoch jeder ruhig an demſelben vorüber, ohne den geringſten Reſpect davor zu beweiſen; und ſchwerlich werden die Benguelenſer ſich die Mühe machen, ferner weitere Notiz davon zu nehmen.

Jenes obengenannte Gebäude wird ohne Zweifel das ſtattlichſte in dem ganzen Ort und ſoll den Sitz der verſchiedenen Kammern bilden, die bis zur Vollendung deſſelben in dem ſogenannten Schloſſe ſind.

Mit dem gänzlichen Mangel des Kirchenweſens hängt denn auch die Vernachläſſigung des Schulweſens zuſammen. Es findet wirklich im ſtrengſten Sinne des Wortes gar kein Schulunterricht ſtatt, was bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 3000 Köpfen in der That keinen vortheilhaften Schluß ziehen läßt. Die Sprache der Benguelenſer, die nur einer der unzähligen Dialecte der Lingua Bunda, Sprache der Kongoneger, iſt, hat, wie der Stamm, keine Schriftzeichen; ſomit fällt für den Neger die Mühe des Schreiben- und Leſenlernens ganz weg, und ſeine höchſte Wiſſenſchaft, außer der Kenntniß der Sitten und Gebräuche ſeiner Landsleute und einiger Zaubermittel zum mediciniſchen Gebrauch, beſteht in dem Vermögen portugieſiſch zu ſprechen, welche Sprache übrigens

den Negern der Stadt ſelbſt faſt allgemein bekannt iſt. Die Kinder europäiſcher Eltern, oder vielmehr eines weißen Vaters, da es keine fremde Frauen dort giebt, haben es in dieſem Puncte ſogar noch weit bequemer, indem die lingua Bunda ſchon aus Stolz nie Gegenſtand ihrer Studien wird, außer wenn die Vorſicht der Eltern ſie für die erſten Lebensjahre in eine geſundere Gegend, die nur von Negern bewohnt wird, ſchickte. In der letztern Abſicht wählt man gewöhnlich den Nachbarort Catumbella, der trotz ſeiner Nähe, indem man ihn beſtändig mit bloßen Augen ſehen kann, und obgleich er auf gleichem Niveau mit Benguela und eben ſo nahe an der Meeresküſte liegt, dennoch ein weit geſunderes Clima hat; ſo daß dort gewöhnlich die Kinder verſchieden gefärbter Eltern bis zu ihrem ſiebenten Jahre in die Koſt gegeben werden, nach welcher Zeit behauptet wird, daß ihnen der Aufenthalt in Benguela wohl bekomme.

Die Neger Benguela's finden wie alle übrigen der Küſte Angola's großes Vergnügen an Muſik, da aber die muſikaliſchen Inſtrumente dieſelben ſind, wie in Loanda, ſo will ich ihre Beſchreibung bis dahin aufſchieben, es geſchehe hier nur der Klagefrauen Erwähnung, welche ich an keinem Orte wieder geſehen habe. Freiwillig oder gedungen ſchließen dieſe ſich einer Leichenfeier an, wobei ſie unter beſtändigem Klagegeſchrei mit lebendigem Geſtikuliren viele Thränen vergießen. Als wir mit den ſterblichen Reſten des Herrn dos Santos an's Land kamen, empfingen uns ſogleich einige derſelben, die neben dem Zuge bis ganz nach Calundo folgten, unter beſtändigem Weinen und Klagen, während ſie von Zeit zu Zeit in exaltirten Ausdrücken die Tugenden des Verſtorbenen rühmten. Degrandpré, in ſeiner voyage à la côte accidentale d'Afrique, erzählt uns daſſelbe aus Loango, indem er die Meinung ausſpricht, daß dieſe Klagefrauen vielleicht einen eigenthümlich eingerichteten Thränenapparat hätten, da ſie freiwillig eine beliebige Quantität von Thränen vergießen könnten. Vielleicht herrſcht dieſelbe Sitte unter den verſchiedenen Völkerſchaften zwiſchen Loango und Benguela, doch hatte ich nirgends Gelegenheit, ſie wieder zu bemerken.

Es iſt ſehr ſchwierig, über die Sitten und Gebräuche der

Neger im Ganzen etwas Beſtimmtes zu erfahren, und nur mit einiger Sicherheit laſſen ſich ſelbige von denjenigen Afrikanern, welche unter Europäern wohnen, beurtheilen.

Jeder Stamm, deren es unzählige giebt, hat ſeine beſtimmten Religionsgebräuche, ſeine eigenen Sitten, und die vielfachen Landsmannſchaften, die an den Küſten ſich zuſammenfinden, machen eine ſolche Confuſion daraus, daß natürlich die irrigſten Anſichten und lächerlichſten Fabeln über das Leben der Binnenneger unter den europäiſchen Küſtenbewohnern verbreitet ſind. Die wenigen Reiſenden, meiſt wohl nur Portugieſen, welche die Küſtenterraſſen überſchritten, und noch jetzt alljährlich überſteigen, ſind wohl nie von einem andern Intereſſe zu einem ſcheinbar ſo kühnen Unternehmen getrieben worden, als von dem meiſt entehrenden, nämlich dem Sklaveneinkauf.

Unbegreiflich bleibt bei der innigen Verbindung des Küſtenſtriches mit dem fernen und nahen Innern, bei den ſehr bedeutenden Handelsbeziehungen zu den verſchiedenſten Stämmen und bei den dadurch veranlaßten täglichen Caravanenzügen, unſere faſt complete Unkenntniß jener nur geahndeten Länder, die durch ihre Bewohner wie durch die Producte ihres Bodens ſo ſehr das Intereſſe des Wißbegierigen auf ſich ziehn. Nur die Habſucht, die bis zur Wuth geſteigerte Gier des portugieſiſchen Sklavenhändlers nach Erwerb von Vermögen, treibt ihn durch die dichteſten Urwälder, die gefährlichen Sümpfe und über die, bis in die Schneeregion reichenden Gebirgsketten, zu den wildeſten Horden, aber frei von jeglicher Wißbegier, blind und taub gegen alle Eindrücke der Natur. In ganz Benguela war nur ein Europäer, der einigen Sinn für die Landesproducte hatte und Freude an ſeinen Morgenparthien empfand, wenn er mit ſeiner Flinte im Arm die Nähe der Stadt durchſtrich; er hieß Clemente Joaquim d'Abranches, und Niemand kannte ſo gut wie er die verſchiedenen Producte des Pflanzenreiches, er fand zuerſt dort Terra japonica, hatte ſelbſt geſammelte Proben von Aloe, entdeckte zuerſt dort die Ipecacuanha und war der Einzige, der Ichthyocolla in ziemlichen Quantitäten ausführte. Leider war ſeine Conſtitution in Folge des Climas ſo zerrüttet, daß es ihm unmöglich war,

größere Reiſen in's Innere zu machen, wozu er große Luſt hegte. Wenn ich ihn fragte, warum er aus dieſen eben angeführten Producten keinen bedeutendern Handel mache, ſo gab er mir zur Antwort, daß es ſich, ſo lange der Sklavenhandel exiſtire, natürlich nicht der Mühe lohne, und bis zum gänzlichen Aufhören deſſelben alle Culturverſuche des Landes ſcheitern würden. Von der vollkommenſten Wahrheit ſeiner Meinung war ich völlig überzeugt, es wird aber hoffentlich die Zeit nicht mehr ſo fern liegen, wo Afrika die eigenen Hände zur Cultivirung ſeines eigenen Bodens verbraucht und wo die bis zur Erſtickung wuchernde Pflanzenwelt mit ihren Producten die leichte Mühe des Arbeiters reichlich belohnen wird.

Wie geſagt können wir nur beſtimmte Kenntniß der Sitten unter den Negern haben, die entweder unter Europäern, oder doch ihnen nahe wohnen, daher will ich nur von dieſen einiges mir bekannt Gewordene mittheilen. *)

Der unter allen Congonegern verbreitete Fetiſchismus übt auf alle Gebräuche und Ceremonien einen mächtigen Einfluß aus; bei den Hochzeiten, wie bei den Leichenfeierlichkeiten ſpielt er eine gleich wichtige Rolle. Bei erſteren wird die Braut acht Tage vor ihrer ehelichen Verbindung in eine allein liegende Hütte gebracht, in der ſie nur von einem frommen Neger täglich beſucht und jedes Mal mit Oel über den ganzen Körper eingerieben wird. Dieſer fromme Neger hat, jedoch nicht in allen Dorfſchaften, die Verpflichtung, ſeine Schutzbefohlene in allen künftigen ehelichen Pflichten practiſch zu unterrichten und durch Ausübung allerlei religiöſer Ceremonien der Verlobten eine glückliche und kinderreiche Ehe zu ſichern. Nach Ablauf dieſer acht Tage wird die Braut in eine andere Wohnung gebracht, wo ihr während dreier Tage Verlauf von Verwandten und Bekannten

*) Einzelne der hier folgenden Sitten und Gebräuche ſind theilweiſe folgendem Buche entlehnt, finden ſich aber an der ganzen Küſte in aller Portugieſen Mund: Consideraçoes politicas e commerciaes sobre os descobrimentos e possessoes dos Portuguezes na Africa e na Asia. Por José Accursio das Neves.

Lisboa, 1830.

wie einer Königin gehuldigt wird; ſie empfängt nun von allen Seiten Geſchenke, Schmuck und Kleider, zu welchen letztern auch beſonders die Mitgift der Eltern gehört, und nach Ablauf dieſer letzten vorbereitenden Zeit führt ſie der Bräutigam in ſeine Wohnung. In den letzten drei Tagen ſucht man die Braut mit allerlei Religionsgebräuchen und beſonders mit Tänzen, welche meiſt in unkeuſchen Bewegungen beſtehn und das baldige Zuſammenleben mit dem künftigen Manne zum Gegenſtand haben, zu unterhalten. Die ganze Heirathceremonie wird mit dem Namen „Lembamento" bezeichnet.

Bei dem Tode eines Soba, Negerhauptes, oder ſelbſt eines Privatmannes wird oft der Aberglaube Urſache der grauſamſten Barbarei, bei welcher Glück und Leben ſo vieler unglücklicher Neger als Opfer verſchwendet wird. Faſt allgemein, wenigſtens in einigen Diſtricten von Benguela, herrſcht der Glaube, daß der Tod kein natürliches Ereigniß ſei, ſondern die Seele eines früher Verſtorbenen oder der Fetiſch eines noch Lebenden gekommen ſei, um die Seele des eben Verſtorbenen zu holen. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, werden tauſenderlei Manöver mit der Leiche vorgenommen und die Frommſten, die hellſehenden Neger, befragt, wer des Todten Mörder geweſen ſei, bis der Verdacht auf den Fetiſch eines Negers, oder einer ganzen Familie fällt, welche dann das Verbrechen entweder mit dem Leben oder der Sklaverei büßen muß. In einigen Fällen wird der Körper von zweien Negern durch das Dorf, an allen Wohnungen vorüber getragen, bis die Leiche ſelbſt die Hütte des Mörders bezeichnet, indem die Träger behaupten, daß hier die Leiche nicht weiter wolle. Natürlich ſpielt hiebei die Rachſucht der Anverwandten des Verſtorbenen immer die bedeutendſte Rolle, und wehe! dem, der ehedem Feind der Familie geweſen iſt. Der ſo verdächtigte Mörder iſt nicht einmal im Stande, die Unſchuld mit ſeiner Abweſenheit während des Sterbefalls darzuthun, indem angenommen wird, daß ſein Fetiſch nicht an Ort und Zeit gebunden ſei.

Uebrigens giebt es unter den Negern ein Mittel der Reinigung, welches bei jeder Anklage freiſprechen kann, man nennt es Imbolungo. Dieſen Namen führt nämlich eine Pflanze, deren

Wurzel ein narkotiſches Gift enthalten ſoll, auf deren Genuß entweder Erbrechen ohne weitere Vergiftung erfolgt, oder die Erſcheinungen einer Narkoſe eintreten, in welchem letztern Fall der Angeklagte immer des Verbrechens ſchuldig erklärt wird; und der Patient ſtirbt an der Vergiftung, wenn ihm nicht ein bekanntes Gegengift gereicht wird, oder er wird zu Tode geſteinigt. Wer erinnert ſich hiebei nicht an die, ehedem unter den Juden übliche Sitte, den Frauen, welche des Ehebruchs verdächtig waren, einen Straftrunk zu geben, oder an unſere mittelalterlichen Feuer- und Waſſerproben? Die ſchon öfter aufgeſtellte Meinung über einen Zuſammenhang dieſer Völkerſchaften mit den nördlichſten Afrika's zu den Zeiten Carthago's dürfte in dieſen verwandten Sitten und Gebräuchen wohl einige Stütze finden, wenn es gleich an einer hiſtoriſchen Beweisführung bis jetzt durchaus noch mangelt.

Gleichfalls iſt die Circumciſion unter den Negern faſt allgemeiner Gebrauch, ſelbſt bei vielen, welche die chriſtliche Taufe empfangen haben; daher Dr. J. C. Lang in einem Aufſatz über das Arzneiweſen der Neger: „Medic. und naturhiſt. Unterhaltungs-Magazin. Maiheft 1844;" beſtimmt mit Unrecht behauptet, daß dieſe Operation an der Weſtküſte Afrika's nicht ſüdlicher vorkomme, als bei den Cabinda-Negern.

Spuren des extravaganteſten Aberglaubens finden ſich an der ganzen Küſte Angola, ſelbſt in größter Nähe der europäiſchen Etabliſſemente, ſogar nahe bei der Hauptſtadt Loanda, z. B. in Muxima, Bengo, im Dande-Diſtrict und in Calumbo; die roheſten und grauſamſten Sitten finden ſich aber bei den einzelnen Stämmen des innern Benguela, wohin beſonders der Diſtrict Bailundo gehört, deſſen öſtliche Gränznachbaren vollkommene Kannibalen ſein ſollen. So iſt z. B. nach eines portugieſiſchen Beamten Bericht, unter ihnen die grauſame Sitte, bei dem Regierungsantritt eines neuen Soba einen alten und fetten Neger zu ſchlachten, ſein Fleiſch mit dem einer Kuh oder eines Schweines ſo innig zu vermiſchen, daß es nicht mehr zu unterſcheiden iſt; und von dieſem Gerichte ſpeiſt der neue Regent mit allen ſeinen Vaſallen. Erſt nach dieſer ſcheußlichen Ceremonie hat der Soba

die Macht eines unumschränkten Despoten, der gleiche Procedur mit allen seinen Unterthanen vornehmen könnte.

Doch scheint es nicht der Mühe werth zu sein, mehr dieser grausamen und rohen Gebräuche unter den Negern anzuführen, zumal da die vielen derartigen Geschichten, die uns jeder Portugiese an der Küste erzählt, bei der großen Ungenauigkeit hin und wieder wohl einigen Zweifel zulassen, und jedenfalls unsere Kenntnisse des Landes dadurch wenig bereichert werden, da wir nur selten bestimmt wissen, welchen Stämmen und Dorfschaften, die alle in ihren Gebräuchen und Religionsübungen mehr oder minder von einander abweichen, selbige eigenthümlich sind. Im Allgemeinen aber sehen wir daraus, wie unbedeutend die Früchte der Bemühungen so vieler europäischer Missionäre sind, die aus der Zahl der Jesuiten, der hosenlosen Karmeliter, aus dem Orden des St. Domingo, der Franziskanermönche aus Terceira und der italienischen Missionäre zum Theil schon seit Jahrhunderten in die verschiedensten Theile Südguinea's geschickt worden sind. An den entlegensten Puncten finden sich noch viele Ruinen der schon längst verlassenen Missionen. Von allen diesen Religionsboten haben die Jesuiten, deren Zahl aber immer die kleinste war, das beste Andenken hinterlassen und den meisten Nutzen geschafft; leider aber fehlte unter allen, wie das Neves in seinen vorhin citirten Betrachtungen sagt, ein Pater Antonio Vieiro und ein Las Casas.

Reiſe nach Novo Redondo.

Wir waren bereits 17 Tage in Benguela geweſen, als am 28. October Abends 6 Uhr zur Abreiſe die Anker gelichtet wurden. Von unſerer Expedition waren wir die letzten in dieſem Hafen, indem die übrigen beiden Schiffe einige Tage vorher nach Loanda uns vorausgegangen waren; unſer Schiff ſollte auf dieſem Wege erſt noch Novo Redondo berühren, und dann in Loanda mit den übrigen zuſammentreffen. Wegen der unrichtigen Angabe von Novo Redondo, ſelbſt auf den neueſten Seecharten, ſucht gern jeder Schiffscapitain eine mündliche nähere Nachricht über deſſen Lage und etwaige Kennzeichen ſich zu verſchaffen, allein unſer Capitain, durch ſeinen Compaß und Charte vielleicht noch nie verführt, wollte auch hier nur dieſen folgen und wies ſomit jeden mündlichen Rath ſtolz von ſich ab, zu ſeinem und unſer aller ſpäteren Aerger.

Bei der faſt immer günſtigen Richtung des Windes von S. W. wird der Weg von Benguela nach Novo Redondo meiſt in einem Tage zurückgelegt, unter dieſen Umſtänden aber mußten wir drei Tage lang ſuchen. Schon vor Anbruch des Tages ward das Schiff beigedreht, aus Furcht, den Ort zu paſſiren, und man ging der Küſte ſo nah wie möglich, bis das bloße Auge deutlich alles unterſchied. Nach kurzem Spähen zeigte ſich nah an der Küſte dicker Rauch, langſam aus einem Palmenhain ſich hebend, wir nahten uns mehr und mehr, bis wir eine Menge Negerbaracken erkannten und in ihrer Nähe ſogar zwei Häuſer in europäiſchem Schnitt.

Daß dieſer Ort Novo Redondo ſei, fiel natürlich keinem von uns ein, zu bezweifeln; zeigte doch die neueſte Seecharte zwiſchen Benguela und Novo Redondo keinen bewohnten Ort. Es ward alſo ein Boot ausgeſetzt, um nähere Erkundigung einzuziehen. Ich ließ es mir natürlich nicht nehmen, dieſe Entdeckungsreiſe mitzumachen und begleitete mit den Herren Großbenduer und Wrede den Entdecker. Das heftige Brauſen der Brandung hatten wir die ganze Nacht gehört wie fernes Donnern, aber jetzt ſchien mit jedem uns näher führenden Ruderſchlage das Getöſe ſich zu vermehren, trotz der beinah vollkommenen Windſtille, bei anſcheinend ruhiger Meeresfläche. Schroff war überall das Ufer, theils ſandig, theils felſig und einzelne Klippen, kaum über die Meeresfläche hervorragend, an denen das Meer ſich mit furchtbarem Geziſche und hoch ſpritzendem Schaume brach, ſchienen ein Landen hier faſt unmöglich zu machen. Ein kleiner, anſcheinend unbedeutender Fluß durchbrach vor uns die ſchroffen Küſtenberge und ſein ſchmales linkes Ufer, mit dem üppigſten Grün und herrlichen Kokus reich bewachſen, gab der kleinen Negerſtadt im dicken Schatten der Palmen eine höchſt romantiſche Lage. In geraden Reihen lagen die kleinen Häuſer wie Bienenkörbe da, vollkommen eins dem andern gleich; an jedes ein kleines Fiſcherboot gelehnt. Das immer höher brauſende Meer und die an dieſer Stelle ſchroffen Felsufer zwangen uns, den Plan zu landen, gänzlich für heute aufzugeben, wenn nicht die am Lande ſich ſammelnde Menge der Neger, unter die ſich ſpäter zwei Europäer oder Weiße miſchten, uns endlich Hülfe bringen würde. Einzelne unter ihnen machten bald Verſuche, ihre kleinen Böte ins Waſſer zu werfen und raſch ihnen nachſpringend über die erſte Welle ſich hinaus zu ſchieben, allein umſonſt blieb jedes Bemühen; die zu ſchnell ſich folgenden Wellen warfen immer Boot und Schiffer kopfüber an's Ufer zurück. Unſer beſtändiges lautes Rufen blieb zuletzt ganz fruchtlos, bis der Entſchluß gefaßt wurde, heute wieder an Bord zu fahren, die Nacht vor Anker zu liegen, um morgen deſto früher, ehe noch der Seewind zu wehen angefangen, einen neuen Verſuch zu machen. Schon um 3½ Uhr ward die neue Expedition unternommen, es wiederholte ſich ungefähr die geſtrige Scene, nur

nicht ganz ſo wüthend brauſte die Brandung, ſo daß es einem unter den Negern gelang, nach häufigen mißlungenen Verſuchen endlich doch die Brandung zu beſiegen und zu uns zu kommen. Der Geſandte war, wie die übrigen Neger, ganz nackt, ſogar fehlte der gewöhnliche Schurz; um den Kopf trug er ein Tuch, worin er einen kleinen Zettel verwahrt hatte, der in portugieſiſcher Sprache die Fragen enthielt, was für Landsleute wir wären, welchen Namen unſer Schiff trüge, welche Waaren wir führten und welche Handelsabſichten wir hegten. Leider verſtand der Schwarze kein Wort von unſern Fragen, nur als wir fragend wiederholt den Namen Novo Redondo nannten, zeigte er weiter gegen Norden, und wir waren froh, wenigſtens das erfahren zu haben, daß wir den geſuchten Ort noch nicht paſſirt waren. Gern wäre ich mit dem Neger in ſein kleines Boot geſtiegen, um auf einige Augenblicke wenigſtens dieſen Ort zu beſuchen, allein ſo wie ich den Verſuch machte, mit hinein zu ſteigen, drohte es unter zu ſinken, ſo daß ich trotz der Verſicherung eines unſerer Matroſen, dem viele Puncte an der Küſte ſchon aus langer Erfahrung bekannt waren, daß das Boot nicht ganz ſinken würde, doch nicht den Muth hatte, mich dem ſo ſchwachen Fahrzeug anzuvertrauen. Für eine Perſon von nicht zu bedeutendem Gewicht ſind dieſe Böte ganz vortrefflich geeignet, um ſchnell zu rudern und raſch und trocken über die Brandung zu kommen. Das Holz, aus dem ſie gemacht, iſt vollkommen ſo leicht wie Kork, es fehlt ihm aber die Elaſticität, ſo daß man leicht es zerbricht oder mit Stiefeln zertritt. Das ganze Boot beſteht nur aus etwa 5 bis 6 neben einander liegenden Knitteln von dieſem Holze, reichlich mannsarm dick, mit Baſt zuſammengebunden; an den Seiten und nach vorn bildet ein aufgebundener anderer Knittel die Bruſtwehr und giebt die Unterlage ab für die kleinen, immer feſt anhängenden Ruder. Das vordere Ende iſt etwas ſpitz zulaufend, hinten aber ſtumpf und ganz ohne Brüſtung, damit der Ruderer bequem ſeine Beine nachſchleppen laſſen kann, wenn, was gewöhnlich der Fall iſt, das Boot zu kurz für ihn iſt; die meiſten ſchienen mir nicht über 5 Fuß lang zu ſein. —

Wir entließen jetzt unſern Neger, natürlich ohne ihm Ant-

wort mitzugeben, denn Niemand von uns hatte ſich mit Schreibmaterial verſehen, und fuhren wieder an Bord, einigermaaßen beruhigt und überzeugt, daß der erſte Ort, auf den wir jetzt ſtoßen würden, Novo Redondo ſein müſſe. — Durch ſpätere Nachfragen brachte ich heraus, daß dieſer Ort „Inandanha" hieße und derſelbe iſt, den die meiſten Charten viel tiefer im Lande angeben. Es liegt Inandanha aber gerade an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes und zwar an deſſen linkem Ufer, 9 bis 10 Meilen nördlich von Benguela. Die Einwohner ſind nur Schwarze, bis auf zwei Europäer, welche des Handels wegen jeder dort einer Baracke vorſtehen und für Nicolao in Novo Redondo Geſchäfte machen. Natürlich iſt der Gegenſtand des Handels hauptſächlich Sklaven und wenn deren Einſchiffung an dieſem Orte beſchafft werden ſoll, ſo koſtet dieſes ſchon oft einem großen Theil der Unglücklichen das Leben. Was an Waaren, beſonders Elfenbein, hier eingetauſcht wird, geht über Land nach Novo Redondo in die Speicher des Haupthauſes.

Zum zweiten Male wurde alſo unſer Anker gelichtet und wir ſetzten bald nach Mittag unſere Reiſe gegen Norden weiter fort. Gegen Abend ſahen wir wieder nahe am Meer Rauch aufſteigen, und als bald nachher ſich wieder ein europäiſches Haus zeigte, hegte natürlich Niemand mehr Verdacht, daß Novo Redondo noch weiter gegen Norden liegen könne. Der Capitain befahl bald, Anker zu werfen, das Landen aber ward wegen raſch eintretender Dunkelheit noch bis Morgen verſchoben. In der Nacht ſahn wir an vielen Stellen kleine Feuer, ſo daß wir den Ort für ziemlich groß, wenigſtens bedeutender, als Inandanha, halten mußten.

Gegen Morgen wurde wieder wie geſtern ein Boot ausgeſchickt. Da das Land hier langſam gegen das Meer ſich abdachte, ſo mußte auch der Grund weiter hinaus ſich verflachen und unſer Schiff hatte deshalb viel weiter entfernt geankert. Endlich kamen wir näher und weil es noch ſehr früh war und faſt gar keine Brandung, ſo hatten wir die Hoffnung, mit unſerm Boot landen zu können. Längs der Küſte lag in einer kleinen Bucht, die zu allen Zeiten des Tages das Landen möglich macht,

ein großer Wald von Kokuspalmen, ſo dicht gedrängt, daß von der eigentlichen Negerſtadt nichts ſichtbar ward. Ein kleines europäiſches Haus ſtand auf geringer Anhöhe am ſüdlichen Ende des Waldes und darauf ſteuerten wir zu. Als wir landen wollten, kam ein Europäer an's Ufer und klärte unſern abermaligen Irrthum auf, indem wir von ihm erfuhren, daß Novo Redondo noch zwei Leguas gegen Norden läge und dieſer Ort „Quicumbo" hieße. Die dortige Factorei war gleichfalls ein Eigenthum des Kaufmanns Nicolao. Quicumbo liegt in einer überaus fruchtbaren Gegend am Fluſſe Quicumbo, den man auf einigen Charten nördlich von Novo Redondo findet. So weit das Auge reicht, war ſein Ufer von hohen Bäumen umgeben; überall friſches Grün.

Diesmal kehrten wir nicht wieder an unſer Schiff zurück, ſondern dieſe zwei Leguas ſollten rudernd zurückgelegt werden, und der Camoes hatte Ordre, uns zu folgen. Bald erkannten wir an den Flaggen auf dem Fort, daß wir unſerm Ziele nahe waren, der Ort ſelbſt aber blieb uns lange verdeckt durch einen Vorſprung der bergigen Küſte; nur einige Negerbaracken zeigten ſich auf der Höhe. Nach ungefähr zweiſtündiger Fahrt waren wir gerade vor Novo Redondo. Einige weiße Häuſer und eine recht freundliche Kirche laſſen, wenn man von Norden kommt, den Ort ſchon in weiter Ferne erkennen.

Novo Redondo.

Es liegt Novo Redondo nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, auf dem 11° 45′ S. B. und dem 13° 45′ O. L., sondern auf dem 11° 13′ S. B. und dem 13° 45′ O. L., ein Irrthum der unbegreiflicher Weise schon so lange bestand, trotz der vielen Fahrten dorthin und trotz des beständigen Kreuzens der englischen und portugiesischen Kriegsschiffe in jener Gegend.

Der Reichthum an allen afrikanischen Producten könnte diesen Ort zu einem der bedeutendsten an der Küste machen, allein der Mangel eines Hafens verhindert das Aufblühen des Handels, und gewiß auch besonders der Umstand, daß fast aller Handel in den Händen eines einzigen Mannes ruht, der, reich wie ein Krösus, die ganze Einwohnerschaft dominirt. Er ist der schon genannte Nicolao Tabana, ein geborner Neapolitaner, aber portugiesischer Deportirter. Schon seit 23 Jahren lebt er an der Küste, mit den Sitten und Gebräuchen der Einwohner sehr vertraut, häufige und weite Reisen in das Innere machten ihn längst mit der Sprache der Eingebornen bekannt und das Clima, welches so manchen schreckt, ist ihm so lieb und heimisch geworden, daß er aus Furcht vor jedem andern Europa nie wieder besuchen will, obgleich die portugiesische Regierung seine Verbannung längst aufgehoben hat. Er lebt in ehelicher Verbindung mit einer Mulattin und hat viele Kinder und Enkel. Sein Vermögen schätzte man dort auf einige 20 Millionen Piaster.

Bei der Landung, die auch hier oft sehr schwierig ist, kamen uns jene Böte zu Hülfe die ich bei Inandanha beschrieb. Eins

unter ihnen war so groß, daß es mit Leichtigkeit uns alle faßte, wir waren unserer neun. Keiner entging einer Durchnäßung und Herr Fonseco war sogar so unglücklich ganz aus der Bimba (dies ist der hier gebräuchliche Name für diese Art Böte) heraus zu fallen, wobei er Hut und Schuhe verlor. Bei unserm Wirthe Herrn Nicolao angekommen, war dessen erste Sorge uns Kleider zum Umkleiden zu geben, und er schien schon ganz darauf gerüstet. Wir wuschen uns mit Rum und tranken viel Lissaboner Wein aus Furcht vor einer Erkrankung, denn auch hier gilt eine Durchnäßung, namentlich von Seewasser für sehr gefährlich; indeß erkrankte keiner von uns, in Folge dieses unfreiwilligen Bades.

Kaum hatten wir uns etwas erfrischt, als wir hinaus in's Freie eilten. Die beiden Naturforscher und ich hatten uns vorgenommen eine Excursion für den ganzen Tag zu machen, allein die Hitze des Tages, das Unbequeme der fremden Kleider so wie namentlich der hölzernen Pantoffel, mit denen uns das Herumklettern an den steilen Bergen sehr lästig war, ließen uns schon in der Mittagsstunde wieder heimkehren.

Die ganze Küste bei Novo Redondo ist sehr bergig, an dem Ufer schon überall schroffe Abhänge bildend. Novo Redondo selbst liegt auf dem Scheitel eines Berges ungefähr 150 Fuß über der Meeresfläche. Nackte Felsen giebt es hier nicht, sondern alles Land ist fruchtbarer Boden und so weit das Auge reicht lachende Flur oder Waldung. Nirgends hatte ich noch vorher einen so schönen Palmenwald gesehen, vorher noch keine Adansonie; die ganze Vegetation, besonders in der Nähe des kleinen Flußes übertraf jede Phantasie mit ihrer Üppigkeit und Fülle.

Der Ort besteht ungefähr aus 100 Negerbaracken deren Form wenig unterschieden ist von der in Benguela üblichen, nur, daß der Stand an steilen Abhängen einzelnen oft eine ängstliche Stellung und Figur giebt. Alle sind etwas weniger sorgsam gebaut; sogar die Einfriedigung der Sclavenhöfe ist hier nicht aus aufgemauertem Thon und Steinen, sondern nur aus geflochtenen Zäunen und Brettern, so, daß bei nicht sorgsamer Wache ein Entkommen der Gefangenen keine Seltenheit sein kann. Hütten in der Form eines Bienenkorbes giebt es hier gar nicht, wohl

aber in den benachbarten Dörfern, alle haben eine geflochtene Wand, nur bei den Europäern mit Lehm überworfen und immer ein schräge zulaufendes Dach. Eine Ausnahme macht das Haus des Herrn Nicolao Tabana, welches äußerlich weiß angekalkt ist und vor der Thüre eine steinerne Treppe hat, inwendig sind freilich die Wände nur roher Lehm, aber bei vornehmen Besuchen, wie z. B. als Herr dos Santos erwartet wurde, werden alle Wände mit Kattun übernagelt, so daß sie tapeziert erschienen. Eine Treppe führt oben in die Zimmer der Frau, die ich aber nicht zu betreten Gelegenheit fand; es soll eine hübsche Mulattin sein. Auf dem Hofe waren viele kleine Gebäude als Speicher, welche zum Theil mit Elfenbein ganz angefüllt waren. Die hohe und solide Ringmauer hatte hin und wieder Ketten und Ringe von Eisen zur Befestigung von Sklaven und für Exekutionen. Neben dem Hause des Herrn Nicolao steht eine recht niedliche Kirche, von selbigem erbaut, in der auf seine Kosten sogar eine ewige Lampe unterhalten wird. Am Tage unserer Ankunft ward ein Fest gefeiert, welches fast den ganzen Tag dauerte. Vor der Kirchenthüre standen viele Tische reich mit Essen und Trinken besetzt, wozu die ganze Einwohnerschaft freien Zutritt hatte; und die ganze Menge strömte bald in die Kirche zum Gebet, bald wieder an die Tische zum Getränk, während der Geber des Festes, Herr Nicolao keinen Antheil daran nahm und nur hin und wieder vor seiner Thüre erschien und sich wie ein Fürst ein schallendes Vivat bringen ließ. Erst gegen Abend verzog sich langsam die Menge.

Die Zahl der Europäer beläuft sich in Novo Redondo auf 9 oder 10 von denen 6 geborne Italiener sind, meistens Neapolitaner und zwar alle schon seit 1818 sich hier aufhaltend. Es kamen damals 23 oder 24 Italiäner als Deportirte nach der Küste Angola und von ihnen sind 7 in Novo Redondo gestorben. Man erzählte mir dort, daß der eine noch lebende als Vatermörder aus seinem Vaterlande geflüchtet sei; wollte mir Jemand sagen, daß bei den Uebrigen gleiches Verbrechen vorläge, so würde mir der Glaube daran nicht schwer werden, denn ihre Physiognomie spricht nicht sehr dagegen.

Wären es politische Flüchtlige, so würden sie längst sich die

Erlaubniß erworben haben in ihre Heimath zurückkehren, zumal da bei den meiſten das erworbene Vermögen in Europa ſchon ziemlichen Anſprüchen genügt. Alle ſchienen der äußern und innern Bildung nach vom geringen Herkommen zu ſein, nur einer unter ihnen verſtand noch ſeine Mutterſprache zu ſchreiben, und wenn der Herr Nicolao correſpondiren wollte, ſo mußte dieſer Gelehrte die Feder führen. Bücher fand ich bei Keinem unter ihnen, nur Nicolao beſaß eine Hausapotheke und dazu eine kleine Anweiſung in portugieſiſcher Sprache. Nach vieljährigem Studium ſchien er dieſe wenigen Blätter auswendig zu wiſſen und da er Freunde und Bekannte unentgeltlich behandelt, ſo iſt er des Dankes ſtets ſicher und hat die innere Ueberzeugung gewonnen, nicht nur ein großer Arzt, ſondern vielleicht der größte zu ſein; er ſpricht ſich gern deutlich darüber aus ohne ſich eben darauf einzulaſſen belehren zu wollen. Nur mit Mühe ließ er ſich von mir bereden der tüchtigſte Arzt etwa auf der Küſte Angola zu ſein, mit welchem beſcheidenen Ruhme er ſich beruhigte. Manche gute practiſche Erfahrungen hatte er ſich übrigens durch den Umgang mit den Eingebornen erworben und ſeine durchſchnittlich gute Geſundheit ſprach für ſeine Kunſt.

Die übrigen Einwohner ſind lauter Neger, zwar freie, leben aber in großer Armuth; außer Hühnern und Schweinen haben ſie ſelten einen Beſitz. Viele ſtehen in Nicolao's Dienſten und müſſen ſeine Ländereien bearbeiten und zur Zeit des Palmweins bei der Fabrikation helfen.

Einzelne haben im Thal in der Nähe des Flußes Gartenanlagen, worin meiſtens etwas Maniock, Mais und Zucker gezogen wird. Aus dem Zuckerrohr wird hier aber kein Zucker gewonnen, ſondern man pflegt es nur zu käuen, welches erſtere um ſo mehr zu bedauern iſt, da das Zuckerrohr von Allem das ich an der Küſte geſehen habe bei weitem das ſchönſte war. Auf dem rechten Ufer des Flußes findet ſich ein unabſehbarer Palmenwald, der von der Höhe geſehen, dem mit der Küſte gegen Norden laufenden Thale ein unbeſchreiblich angenehmes Anſehen giebt. Von dieſem Wald hat Nicolao einen bedeutenden Theil gegen eine geringe jährliche Abgabe von den benachbarten Negern gekauft, um den

für den Handel ihm ſo wichtigen Palmwein zu erzielen; außerdem weidet ſeine zahlreiche Viehherde darin und eine Menge kleiner Gärten oder Plantagen verſehen ihn mit jedem andern Bedarf. Der Fluß Novo Redondo, nach ihm hat der Ort ſeinen Namen, fließt am Fuße des Berges, auf dem der Ort liegt und trennt ihn vom Palmenwald und den um ihm gelegenen Anlagen, zu denen die arbeitenden Neger gelangen, indem ſie den Fluß durchwaten, der, ob er gleich eine ſehr breite, großen Theils mit Schilf bewachſene Mündung hat, doch an vielen Stellen kaum eine größere Tiefe beſitzt als bis zum Knie. Die große Zahl der Alligatoren macht ihn wenig unſicher, weil die moraſtige Mündung, mit baumhohem Schilf dick bewachſen, ihnen ein angenehmerer Aufenthalt iſt, als die in der Nähe gelegenen weniger breiten, mehr trockenen und ſeichten Parthien des Flußes, welche allein von Menſchen betreten werden. Auf dem Hofe des Herrn Nicolao ſah ich die Haut eines von ihm erlegten Alligators, welche, da ſie 20 Fuß lang war, der Größe wegen von ihm aufbewahrt ward. Eine halbe Meile gegen Norden mündet ein anderer kleinerer Fluß in's Meer, deſſen gleichfalls ſumpfigen Ufer mit denen des Novo Redondo zuſammen hängen. In dieſer Gegend werden ſehr viele Nilpferde geſchoſſen und täglich ſah ich Zähne von dort nach Novo Redondo zum Verkauf kommen. Den ſchlangenförmigen Lauf des Flußes Novo Redondo verfolgt das Auge bis gegen die zweite Kette des Trigebirges, in welcher er wahrſcheinlich ſeine Quellen hat; die geringe Breite und der ſchwache Strom, wenigſtens in der trockenen Jahreszeit laſſen auch nicht auf einen weiten Lauf ſchließen. Eine ſeiner Hauptquellen ſoll bei dem Negerdorf Tetè ſein, welches von Novo Redondo aus ſichtbar iſt. Das in der Nähe der Mündung geſchöpfte Waſſer ſchmeckt gut und iſt klar und wird von den Einwohnern ausſchließlich gebraucht. In einer Entfernung von 2—3 Leguas ſieht man die zweite Bergterraſſe, ſchon ſo hoch ſich hebend, daß trotz der Höhe der Küſtenberge das Auge doch keinen Blick in größere Weite thun kann; an ihren zum Theil etwas kahlen Abhängen ſieht man von Novo Redondo aus deutlich fünf Negerſtädte, deren Namen von Süden gegen Norden folgende ſind: Tetè

Quipemba — Andelle — Chingo und Ganſa. Novo Redondo ſelbſt wird von den Eingebornen Quiſala genannt. Jene fünf Ortſchaften leben frei und unabhängig von der portugieſiſchen Regierung, und europäiſche Sitten und Cultur üben noch auf ihre Lebensweiſe keinen Einfluß, wenn ſie gleich im täglichen Verkehr mit Novo Redondo ſtehen. Die Liebe zum Branntwein beſonders zieht ſie an die Küſte, Kleiderluxus fand ich wenigſtens nicht an ihnen, und beſtändig kommen Einzelne, oder ganze Geſellſchaften z. B. mit Hühnern oder Tauben, um vor dem Hauſe des Europäers die eingetauſchte Flaſche gleich zu genießen. Je größer dann der Handel, deſto ſtärker iſt natürlich der Rauſch, weil Niemand ökonomiſche Rückſichten nimmt, und ſo lange es gehn will, wird dabei geſungen, getanzt und immer mit der Marimba muſicirt. Einzelne Neger aus der Nachbarſchaft, beſonders die Reicheren, ſieht man in fabelhaftem Koſtüm, z. B. erſchien einer mit an den Kopf befeſtigten Kuhhörnern, als Zeichen ſeines Reichthums, vermuthlich um Sklavengeſchäfte zu machen, denn Waaren führte er keine bei ſich. Alle waren ſtark bewaffnet, gewöhnlich mit Pfeil und Bogen, eiſernen Wurfſpießen und ſchweren hölzernen Keulen, deren Gebrauch ſie dem Aeußeren nach gut zu benutzen verſtehn. Der Volksſchlag ſchien mir ſchöner und ſtärker, wie die Bewohner von Benguela, weniger tätowirt und mit meiſt unentſtellter Haarfriſur; in den Caravanen aus dem tieferen Innern freilich findet man dieſelben Eigenthümlichkeiten, wie dort. —

Seit einigen Jahren hat Novo Redondo ein Fort bekommen und einen Commandanten, da aber daſſelbe gegen die See hin hart am Abhange erbaut iſt und nur aus einer mit großen Steinen ſchlecht zuſammengefügten Mauer beſteht, ſo haben ſich überall ſchon Steine gelöſt und ſind hinabgerollt, ſo daß dieſe Feſtung ein etwas ſehr klägliches Anſehn bekommt. Ein ſchwarzer Soldat hält beſtändig Wache und Abends 9 Uhr wurde eine Trommel gerührt. Ich glaube nicht, daß die Beſatzung aus mehr als 6 Mann beſteht, welche von einem verwachſenen kränklichen Commandanten, dem alleinigen Officiere, commandirt werden. Zum Glück hat Nicolao ſchon viele Jahre ein kleines Corps

von ihm eingeübter Soldaten beſtändig unter Waffen, augenblicklich aus 25 Mann beſtehend. Er ließ ſogar an einem Fort nach der Landſeite arbeiten, wozu ihm freilich Portugal die erbetene Hülfe verſagte; dennoch aber wird mit der Arbeit fortgefahren und das portugieſiſche Fort wie der ganze Ort wird dann erſt gegen das häufige Eindringen wilder Völkerſtämme, die zur Zeit des Palmweins des Raubes wegen Novo Redondo zu beſuchen pflegen, geſichert ſein. Merkwürdig iſt die Treue dieſer Soldaten, welche, obgleich Sklaven und bei den häufigen Streifzügen der Wilden ſicher oft genöthigt, gegen die eignen Landsleute zu kämpfen, doch niemals ihren Treueid gebrochen hatten. Einen anderen Beweis der großen Zuverläſſigkeit der Neger liefert beſonders der in Novo Redondo gewöhnliche Gebrauch, dieſelben zum Handel mit Waaren ins Innere zu ſchicken. Während der Kaufmann in Benguela und Loanda ſich einen Europäer zur Betreibung dieſes Geſchäftes hält, ſchickt man hier oft auf viele Wochen einen Sklaven ins Innere, um Elfenbein oder wieder Sklaven zu kaufen. Ich war in dem Hauſe eines Italieners gerade, als einer dieſer Hauſirer nach dreiwöchentlicher Fahrt wiederkehrte und Rechenſchaft über die gemachten Geſchäfte ablegte. Zum deutlichen Verſtändniß ward mit kleinen Bohnen gezählt, und als nun die Rechnung nicht gleich ſtimmte, ward der arme Sklave in den Hof geſchleppt, gepeitſcht und an einer Kette, um den Arm geſchmiedet, auf dem Hof im Freien gelagert, um mit der erſten Gelegenheit über's Meer geführt zu werden. Leider ſtand es nicht in meiner Macht, das Verhältniß des Richters mit dem des Gerichteten zu vertauſchen.

So ſchön die Gegend um Novo Redondo, ſo reich auch jede naturhiſtoriſche Beute bei längerem Aufenthalte unfehlbar ſein würde, ſo hatten doch trotz der großen Gaſtfreundſchaft und vielen Gefälligkeiten die europäiſchen Einwohner keinen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich Luſt zu längerem Verweilen bekommen hätte und gern nahm ich Abſchied von dieſer ſo reizenden Gegend, wenn auch betrübt darüber, daß ich nicht ſo glücklich war, von den Bergen Novo Redondo's aus ein wildes Thier, wie Löwen und Unzen, oder einen Zug von Elephanten, welches

dort gewöhnliche Erſcheinungen ſind, geſehen zu haben. Am Abend des 31. Octobers trug uns wieder die große Bimba über die Brandung in unſer Boot, nachdem ein Neger mit langem Strick vorausgeſchwommen war, um ſelbigen an unſerem vor Anker liegenden Boot zum Hinüberziehen zu befeſtigen. Die Brandung war nicht unbedeutend und jeder von uns ward naß, worauf an Bord wieder die alte Spirituscur angewandt werden mußte.

Der regelmäßige Paſſatwind aus S. W. macht die Fahrt längs der Küſte nach Norden hinauf überaus angenehm und bequem. Nirgends finden ſich gefährliche Klippen und der überall mit ungeheurer Brandung ſich brechende Ocean duldet keine Sandbänke nnd Untiefen; ſo pflegt man denn dem Lande ohne Unterbrechung immer ſo nahe zu bleiben, daß das unbewaffnete Auge ſtets mit Luſt ſich weidet an den mit ewig grüner Vegetation prangenden Küſtenſtrichen, in denen der ſpähende Blick die lachenſten Fluren durchſtreift, ohne die Spur menſchlicher Bewohner zu entdecken. Wenige Meilen nördlich von Novo Redondo iſt der Ort, an dem einſt das alte Benguela ſtand; wenige Ruinen ſollen die Stelle noch bezeichnen, allein wir ſuchten vergeblich in den hochbewaldeten Thälern und Höhen, ſolche zu entdecken. Es ſcheinen nicht einmal Negerdorfſchaften in jener Gegend zu liegen, da ihre Exiſtenz ſich uns ſicher durch aufſteigende Rauchſäulen verrathen hätte. Wilde Schwärme des Innern zerſtörten einſt dieſe Anſiedelung und vertrieben deren Bewohner, die darauf das jetzige Benguela an der damals ſogenannten Bahia das Bacas, Kuhbai, begründeten.

Bis wenige Meilen ſüdlich vom Fluſſe Coanza hebt ſich überall die Küſte, als erſte Terraſſe des ſich bis zum Cap der guten Hoffnung erſtreckenden Trigebirges vom Meere ſogleich bis zu einer Höhe von meiſt über hundert Fuß; hier aber zieht ſich die Hügelreihe bis über den Geſichtskreis ins Innere zurück und die ſo gebildete Ebene erſcheint als ein unabſehbarer Sumpf, in dem Nilpferde, Rhinoceroſſe, Krokodille und die größten Schlangen die alleinigen Bewohner ſind. Das nördliche Ufer des Coanza hat als ſumpfiges und flaches eine geringere Breite, denn bald hebt ſich die hier wieder an die Küſte gelangende erſte Reihe des

Terraſſengebirges und bildet, wie ſüdlicher, ſchroffe Bergabhänge, meiſt aus ocherhaltiger, röthlich erſcheinender Erde beſtehend. Die Höhen aber werden kahler, ſcheinen von der Sonne verſengt und ſind nur von einzelnen, nackt daſtehenden Euphorbien, die eingerammten Pfählen gleichen, bewachſen. Schon vor der Mündung des mächtig ſtrömenden Coanza erkennt man deutlich an einem ins Meer etwas hinausragenden Bergabhange die rothen Dächer und bunten Mauern der Stadt Loanda, des Hauptſitzes der portugieſiſchen Macht in Afrika und die anſehnlichſte aller portugieſiſch-afrikaniſchen Städte, deren Hafen, aus welchem uns die Flaggen unſerer übrigen Schiffe weithin begrüßten, wir mitten am Tage des vierten Novembers erreichten.

Loanda oder Angola *).

Angola, die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen auf dem Continent Westafrikas, ist der Sitz des Generalgouvernements der Küste Angola. Ihre geographische Lage ist 8° 46′ S. B. und 13° 9′ O. L.

Von der Seeseite betrachtet bietet Loanda einen sehr schönen Anblick, vom Fuße der bergigen Küstenterrasse, die hier hart ans Meer stößt, bis zur Spitze derselben amphitheatralisch erbaut. Diese Ansicht soll einige Aehnlichkeit mit derjenigen von Bahia in Brasilien haben. Die Menge der in europäischem Schnitt erbauten, zum Theil sehr großen Häuser, mit rothen oder blauen Dachziegeln, die freundlich weiß oder gelb bemalten Mauern, die verschiedenen recht hübschen Thürme der Kirchen und des Hospitals, so wie das auf der Höhe der Stadt liegende Gouvernementsgebäude, Palast genannt, und das benachbarte Fort mit seinen undurchdringlich scheinenden, aus Backsteinen und Granit bestehenden Mauern überrascht den Ankömmling dergestalt, daß er eine stark befestigte europäische Stadt vor sich zu sehen glaubt.

Gegen die See ist Loanda durch drei starke Festungen gut gesichert, dagegen nach der Landseite hin durchaus unbefestigt. Der Hafen, welcher mehre hundert Schiffe mit Bequemlichkeit

*) Der Gründer von Angola hieß Paulo Dias de Novaes. Nach ihm der Name St. Paulo. Die Holländer bemächtigten sich der Stadt 1641, und wurden wieder vertrieben 1648 am Tage der Maria da assumpçao, und zur Erinnerung hieran legte man der Stadt den Zunamen bei „da Assumpçao". Loanda heißt sie nach der den Hafen bildenden Insel.

faßt, wird durch die mit der Küste parallel laufende Insel Loanda gebildet und durch selbige gegen Westwinde einigermaaßen geschützt; weil sie aber kaum einige Fuß über die Meeresfläche emporragt, so wird ein starker Westwind den vor Anker liegenden Schiffen häufig gefährlich und nicht selten geschieht es, daß einige losgerissen werden. In frühern Zeiten war der Eingang des Hafens gegen Süden, da aber die große Nähe der Insel mit dem gegenüber liegenden schroffen und felsigen Ufer durch Sand und hinabgerollte Steinblöcke nach und nach diese Einfahrt verschlemmt hat, so können die Schiffe jetzt nur von Norden her einlaufen, und ein schwarzer Lootse führt dieselben mit Sicherheit um die wenig gefährliche Sandbank an der nördlichen Spitze der Insel vorüber. Der Anfang des Hafens wird durch das Fort St. Pedro, welches am schroffen Abhange des Festlandes liegt, vertheidigt und kann von ihm bis zur gegenüber liegenden, beinah eine englische Meile entfernten Insel leicht bestrichen werden. Unter diesem Fort wird das einlaufende Schiff gezwungen, vor Anker zu gehn, bis eine Visite des Guardamor abgewartet worden ist, und dann erst bekommt es Erlaubniß, weiter in den Hafen hineinzugehn; oft aber, wenn z. B. der genannte Herr durch eine Gesellschaft sich abhalten läßt, sogleich die Visite zu machen, muß das Schiff auf diesen Besuch einen bis zwei Tage warten. Ungefähr eine viertel Meile weiter folgt noch eine zweite Festung, St. Franzisco de Pennedo, die auf einem künstlich angelegten Vorsprung in den Hafen hinein erbaut ist. Von Sachverständigen wurde diese Festung mir als die beste und stärkste gerühmt. In der Nähe dieses Forts liegt außerdem noch ein kleines Kriegsschiff mit 8 Kanonen zur Bewachung des Hafens. Eine große Unbequemlichkeit beim Befrachten und Löschen der Schiffe bietet auch hier die große Entfernung vom Lande, oder vielmehr von der Stadt, indem ein Boot mit guten Ruderern in nicht weniger als 20 Minuten den gewöhnlichen Landungsplatz zu erreichen im Stande ist. — Gewöhnlich ist der Hafen nicht stark besetzt; während meines Aufenthalts lagen niemals mehr als 12 Schiffe darin, von welchen fünf noch zu unserer Expedition gehörten. Selten bleiben sie lange dort liegen, weil ein müh-

ſames Löſchen oder beſonders Laden nur in wenigen Fällen vorkommen mag; indem hier die Sklavenausfuhr wie in Benguela bei Weitem den größten Theil des Handels ausmacht und die dafür beſtimmten Schiffe, deren Beſitzer meiſt noch in Loanda ſelbſt wohnt, natürlich ſo raſch als möglich befördert werden. Nah bei unſern Schiffen lag eine portugieſiſche Brigg mit Embargo (Beſchlagnahme) vor Anker, welche 5—6 Monate vorher durch ein portugieſiſches Kriegsſchiff, als des Sklavenhandels verdächtig, aufgebracht war. Der Capitain war ein geborner Italiener und ſollte großen Antheil am Geſchäfte gehabt haben. Ein ſolcher Beweis der Wachſamkeit eines portugieſiſchen Kriegsſchiffs gehört übrigens leider nur zu den Seltenheiten, in der Regel wiſſen die Sklavenſchiffer ihnen wohl zu entkommen, während ein engliſcher Kreuzer nicht ſelten im Angeſichte der Stadt und des wachenden portugieſiſchen Schiffes einen Sklavenführer fängt. Erſt vor kaum einem Jahre hatte ſich dieſer Fall zugetragen mit einem Schiffe, das 400 Neger führte, deren Beſitzer ein gewiſſer dortiger, noch jetzt ſehr thätiger, Kaufmann „Arſenio" war; daſſelbe wurde Vormittags ganz in der Nähe der Inſel vom Waterwich genommen und ſogleich nach Sierra Leone geführt. Die übergroße Frechheit des Herrn Arſenio, der dieſer Verluſt wohl beſonders zuzuſchreiben war, fand dasmal eine gerechte Strafe. Als nämlich jenes Schiff am Tage vor der Wegnahme noch ruhig im Hafen von Loanda vor Anker lag, machte ſich Arſenio das Vergnügen, den Commandanten des nicht fern kreuzenden engliſchen Schiffes zum Frühſtück zu ſich an Bord zu laden. Als gegen Ende des Mahles der Gaſtgeber ſeine Gäſte ſcherzend fragte, ob ſie wüßten, daß dieſes Schiff wahrſcheinlich noch dieſe Nacht mit Sklaven befrachtet, die Küſte verlaſſen würde, antwortete der Engländer ruhig, daß er hoffe, in einigen Tagen ſchon wieder dieſes Schiff zu betreten. Am folgenden Tage ſchon ſchickte der Commandant dem Arſenio eine neue Einladung zu ſich am Waterwich und machte die Anzeige, daß er ſo eben das Sklavenſchiff nach Sierra Leone geſchickt habe.

Nachdem ich unſere Schiffe alle beſucht hatte, trieb mich die Neugierde ans Land. Sechs kräftige ſchwarze Ruderer waren an

Bord des Vasco da Gama und jedes der übrigen bekam deren vier. Es ist eine zweckmäßige Einrichtung des Gouvernements, dafür gesorgt zu haben, daß jedem Schiffe einige Neger, vorzüglich zum Rudern und zu schweren Arbeiten, für eine geringe Bezahlung geliefert werden, indem es den europäischen Matrosen kaum möglich sein würde, bei der großen Hitze angestrengt zu arbeiten. Gewöhnlich sind jene Neger aus Cabinda unabhängig und frei, weil sie aber unter allen Küstennegern als die besten Arbeiter und als der kräftigste Stamm bekannt sind, so finden sie leicht überall Arbeit. Fast täglich kommen diese Neger in großen Böten nach Loanda hinunter, Arbeit suchend und pflegen dann nach einigen Monaten mit dem Erworbenen wieder in ihre Heimath zu ziehn. Häufig ist der alleinige Beweggrund zu einer solchen temporären Auswanderung die Lust, für sich und die eignen Frauen europäische Zeuge zu verdienen, für deren Erwerb dann solcher Familienvater sich die beschwerlichsten Arbeiten und ein klägliches Leben gern einige Monate gefallen läßt. Die Cabindaner zeichnen sich durch Mäßigkeit im Genuß von Branntwein aus, wenn aber einmal in diesem Puncte gesündigt wurde, dann ist ihre alleinige Reue die Klage, jetzt um einige Monate länger von Weibern und Heimath getrennt zu sein, weil ihr kleiner Gewinn natürlich nur wenig Luxus erlaubt. Häufig dienten diese unsere Ruderer durch ihre religiösen Ceremonien uns zur Unterhaltung, und wenn sie auch dadurch vor den Ungebildetern Gegenstand des Gelächters wurden, so ließen sie dennoch niemals sich stören; auf Verlangen unterhielten sie sich sogar gern mit ihrem kleinen Götzen, den fast jeder unterm Schurz trug, beteten dabei leise und theilten dann die heimliche Unterredung mit. Auf dem kleinen Kriegsschiffe war es fast ein gewöhnliches Vergnügen, nach Tische die Cabindaneger der Reihe nach in die Cajüte zu citiren, um die Gesellschaft zu unterhalten. Nachdem der Neger sich mit übergeschlagenen Beinen auf die Erde gesetzt und seinen Götzen, der eine kleine, meist sehr schlecht in Holz gearbeitete menschliche Figur darstellt, gewöhnlich mit schmutzigen Lappen bekleidet, mit der rechten Hand in bestimmter Weise gefaßt hat, nimmt er von einem ihm gereichten Glase Branntwein oder, in

Ermanglung deſſen, eines Glaſes Waſſer ein wenig in den Mund, und beſpuckt hiemit ſeinen Manipancha, ſo nennen die Cabindaner dieſen Götzen, um ihn durch dieſe Libation für ihre Unterhaltung geneigt zu machen. Darauf beginnt ein leiſes Murmeln von unverſtändlichen Gebeten, und erſt einige Minuten ſpäter wird der Manipancha ans linke Ohr gehalten. Der betende Neger hat eben vorher nach beendigten Gebeten ſeine Bitte oder Frage an den Gott laut ausgeſprochen. Wenn nun, was häufig der Fall war, der Manipancha nicht ſogleich zu antworten geneigt iſt, ſo werden die leiſen Gebete wiederholt und durch häufiges Anlegen an das Ohr unterſucht, ob immer noch keine Antwort erfolge. In einzelnen Fällen wiederholte ſich dieſe Ceremonie ſo häufig, daß die Neugierde oder Ungeduld zum raſcheren Fortſchritt aufforderte, und gewiß war der Neger oft klug genug, das Ende raſcher herbeizuführen. Merkwürdig iſt ein Vorbote der Antwort des Götzen, der nur durch die Naſe des Fragers wahrgenommen wird, zu welchem Ende dann derjenige Theil des kleinen Manipancha, der, wie Clapperton ſagt, in unſerer Jugend benutzt wird, um uns für unſere Vergehen zu beſtrafen, häufig berochen wird. Mit dem richtigen Geruch wird dann ſogleich der Götze wieder ans Ohr gelegt und kräftige Zuckungen des ganzen Körpers des Negers verrathen dann, daß der Manipancha mit ſeinem Schützling ſich zu unterhalten angefangen hat. Während dann der Neger fortfährt, die Figur, noch mit der Hand haltend, feſt anzuſehn, erzählt er den Umſtehenden die Mittheilung des Gottes, und darauf, die Libation in der angegebenen Weiſe wiederholend, wird die Ceremonie geſchloſſen und dann genießt der Neger natürlich den Reſt des Getränkes. Wunderbar war es, daß ſich der Neger niemals verleiten laſſen wollte, ſein Orakel nach Dingen zu befragen, die den eigenen Verhältniſſen fernlagen, ſo daß ich z. B. auf meine Bitte um Nachrichten aus Europa, die Antwort bekam, es wiſſe der Manipancha nichts davon und würde darauf keine Antwort geben. Nur die Verhältniſſe des Inhabers dieſes Götzen und aller derer, die mit ihm in Beziehung ſtehn, kann der Manipancha offenbaren. Deshalb ſind denn auch die gewöhnlichen Fragen: ob die Frauen ihnen treu ſind, ob ſie bald wieder nach

Hause kommen und die Familie gesund finden ꝛc. ꝛc. Die Befragung nach der Treue der Frauen hat für diese sehr viel Gefährliches, da Jedermann fest überzeugt ist von der Untrüglichkeit seines kleinen Schutzgottes und Propheten.

Es giebt unter den Cabinda-Negern noch eine andere Art dieser kleinen Götzen, die gleichfalls den Namen Manipancha führt und, weil ganz in derselben Weise, wie die gewöhnlichen, behandelt und angerufen, wohl auch keine andere Bedeutung hat. Während jene immer mehr oder minder schöne Figuren darzustellen suchen, wenn auch nicht gerade einen Kaukasier, so doch wenigstens auch niemals einen Mohren der häßlichern Nord-Guinea-Race, so tragen diese in der häßlichsten Weise den Charakter der Hottentotten an sich, namentlich was die starke Entwickelung der Glutaeen anbetrifft, so wie gleichfalls in der Form der Nase und Stellung der Augen diese Race nicht zu verkennen ist. Dieser bedeutenden Hervorragung nach Hinten entspricht eine nicht minder große nach vorn, auf deren höchster Fläche ein kleiner Spiegel, gewöhnlich von Glas, doch bisweilen aus Metall gearbeitet, angebracht ist, und dem Gotte die Fähigkeit giebt, ihm die gewünschten Gegenstände aus der größten Ferne zu zeigen. Jedoch kann nur der Besitzer des Götzen, erst nach vorläufigen Ceremonien und Gebeten, deren günstiger Erfolg sich immer erst durch krampfhafte Zuckungen des Negers zeigt, jener Gegenstände ansichtig werden. So erzählte mir ein Neger, den ich bat, mir zu sagen, was seine Frau jetzt mache, nachdem er sich mit seinem Manipancha in Rapport gesetzt hatte, daß sie auf dem Wege sei, Maniok zu holen, oder eine andere spänne Baumwolle ꝛc. Die Lebendigkeit aber, womit der Neger erzählte, war so groß, daß ich fast mit ihm glaubte, er sähe wirklich seine Frauen vor sich. Alle afrikanischen Götzen, die man bei den verschiedenen Stämmen in Angola sieht, haben den besonderen Charakter, daß sie an irgend einer Stelle eine Lücke mit einem schwarzen Harz ausgefüllt haben, so ist z. B. der sonst etwa aus Holz gebildete Kopf zum großen Theil hohl, und diese Höhle dann mit diesem Harze angefüllt, oder Aehnliches findet Statt auf dem Bauch, der Brust oder dem Rücken. Ohne dieses Abzeichen fand ich nie

einen Götzen und ich glaube aus der Anweſenheit deſſelben immer mit Sicherheit dieſe Länder als das Vaterland beſtimmen zu können. In den gewöhnlichen Fällen birgt bei näherer Unterſuchung dieſes Harz noch irgend einen Schatz, z. B. ein Stück feinen europäiſchen Tuches, einer Glasperle, eines Ringes u. ſ. w., wodurch der Götze dann noch beſonderen Werth erlangt. Für die Anfertigung ſolcher Götzen giebt es beſondere Künſtler, die, während ſie mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſind, durchaus keine anderweitige Beſchäftigung haben dürfen und deshalb bis zu Ende, iſolirt von Bekannten und Verwandten, unter der Aufſicht eines Prieſters ſtehn. Dieſe Umſtändlichkeit iſt ohne Zweifel die Urſache der großen Koſtbarkeit und wo die Armuth dieſe nicht überwinden läßt, da muß dann ein ſelbſt gemachter Fetiſch aus der Verlegenheit helfen.

Wir hatten an Bord Beſuch einzelner Vornehmen aus Loanda, deren Einladung für den erſten Tag mich verhinderte, allein in der Stadt umherzuirren, ſo daß ich gezwungen war, den Phyſikus, der den höchſten Medicinalpoſten der ganzen portugieſiſchen Küſte bekleidete, in ſeine Wohnung zu begleiten. Kaum hatten wir vom Schiffe abgeſetzt, als ſeine vier kräftigen Ruderer, die gleichfalls Cabinda-Neger, aber ſeine Sklaven waren, ihren unharmoniſchen Geſang anſtimmten, der eben ſo häßlich als merkwürdig iſt. Der älteſte der Ruderer fängt jeden Geſang an und die übrigen fallen darauf ein; und ſo ſcheint das ganze Lied eine Unterredung zwiſchen beiden Theilen zu ſein. Der Anfang beſteht aus folgenden Worten: A bu-bu-bu-bu-bu und das einfallende Chor antwortet mit A bia. Jetzt ſingt der Vorſänger portugieſiſch, indem er fragt: Quem viro o mundo? und geantwortet wird Maria segunda, worauf nun bis zu Ende nur in der Cabindaſprache, die offenbar ein nur wenig abweichender Dialect der lingua Bunda iſt, geſungen wird. Unſer eigentlicher Bootführer, der den Titel Bootspatron führt, gab ſich für einen Prinzen des Königs von Cabinda aus, wofür drei dicke eiſerne Ringe um den linken Arm als Beweis galten, während ſonſt Niemand mehr als zwei tragen durfte. Selbſt in der Sklaverei

herrscht noch ein bedeutender Stolz auf das königliche Blut und findet bei den übrigen Negern einige Anerkennung.

Für die Bequemlichkeit des Landens ist auch hier wenig oder garnichts geschehen; weil aber die gegenüberliegende Insel gegen den Wellenschlag vollkommen schützt, so steht die Schwierigkeit mit der in Benguela in keinem Verhältniß. Nur bei der Börse ist eine schöne steinerne Treppe, an welcher, wenn nicht gerade starke Ebbe ist Böte unmittelbar anlegen können. Das Haus des Physikus liegt nahe am Strande und mit Hülfe eines angelegten Brettes kamen wir leicht trockenen Fußes an's Land, worauf unser Boot von den Ruderern vollends auf's Trockene gezogen wurde, um unter einem eigenen Strohdach gegen die Sonnenhitze geschützt zu sein.

In Benguela hörte ich oft über Loandas prächtige Gebäude sprechen, da ich davon in Benguela aber fast nur das Gegentheil sah, so war meine Vorstellung von diesen auch eben nicht sonderlich gewesen. Allein ich sah es bald ein, wie unrichtig ich geahndet hatte. Statt der frühern jämmerlichen Baracken zeigt Loanda fast durchgehends vollkommen gut eingerichtete Häuser von Backsteinen und meistens mit rothen oder blauen Ziegeln gedeckt, weiß oder gelb bemalte Außenwände, gewöhnlich zwei Etagen hoch und statt der Ringmauer nur eine hohe Einfriedigung des Hofes in dem einzelne kleine Negerzelte stehen und wo auch immer die Küche sich befindet, so daß alle Wohnhäuser ohne Schornsteine sind. Ordentliche Fenster mit Glasscheiben sieht man nirgends, nur das Schloß und einige wenige andere Kronsgebäude haben Glasfenster. Die gleichmäßige Wärme des Climas macht übrigens jene durchaus überflüssig und die gewöhnlichen Fensterläden erfüllen vollkommen ihren Zweck, wenn sie gegen Zugwind und Sonne schützen sollen. Sonderbar, daß man in Loanda frei vor jeder Furcht vor Erkältung durch Zugluft ist, und ruhig nach allen vier Seiten des Zimmers durch Oeffnen der Läden der Luft freien Strom gestattet, selbst nach Erhitzung durch Tanz, während man doch eine große Scheu vor Sonne und Regen hat. Bei der dort beständig transpirirenden Haut kann Abends der Zugwind im Zimmer sogar

empfindlich werden, und gewiß entstehen dadurch manche Krankheiten, die dann dem Clima einen noch schlechtern Ruf bringen.

Auf den Straßen begegneten uns große Karavanen theils ankommend und schwer mit Waaren belastet, theils wieder fortziehend mit unbedeutenden Kleinigkeiten. Einige trockene Fische, wenig Branntwein, zuweilen Pulver, ein Schmuck, ein Spiegel oder dergleichen, sind der Gewinn ihrer oft über hundert Meilen langen und mit vielen Gefahren verknüpften Reise. Als wir an das Haus des Physikus kamen, machte die schwarze Schildwache, deren ganze Uniform allein aus einem Mattenschurz und einem Streifen Fell um den Kopf bestand, mit einem großen plumpen Gewehr Fronte. Dieser Soldat gehört zu der Companhia d'Empacaçeiros; ein Regiment, welches nur aus Eingebornen des Innern besteht und für die portugiesischen Truppen unentbehrliche Stütze bildet. Sie sind als gute Schützen und als die verwegensten Jäger bekannt. Wenn in größerer oder geringerer Entfernung von Loanda militairische Hülfe rasch nöthig ist, so können nur die Empacaçeiros dazu benutzt werden, weil die Europäer bald einem angestrengten Marsch unterliegen würden. Der Höchstcommandirende ist ein Weißer, aber dort geboren, mit Capitains Rang und mit portugiesischer Uniform. Merkwürdiger Weise werden diejenigen von den Soldaten, welche irgendwo auf dem Posten stehen, nur alle acht Tage abgelöst und von den jedesmal Bewachten in dieser Zeit nach bestimmten Vorschriften unterhalten. Da übrigens das gewöhnliche Leben dieser Eingebornen durchaus gar keine Bequemlichkeiten kennt, auch ihre Kasernen enthalten keine Betten und haben keine Wände, so erscheint dieser Dienst beschwerlich ohne es zu sein. Das Gewehr wird ruhig in einen Winkel gestellt und der Soldat legt sich müßig hin in die Sonne und schläft so viel er mag, bis er etwa als Bote benutzt wird, oder bis Hunger und Durst ihn in seiner Behaglichkeit stören. Wenn in der Nacht die Nähe eines wilden Thieres vermuthet wird, so klopft die Schildwache an's Haus und sucht darin Schutz. Nirgends zeigt sich der Muth und Entschlossenheit dieser Leute deutlicher, als auf ihren Gesandtschaftsreisen, denn, wenn z. B. der Generalgouverneur an ein fernes oder nahes Fort eine

Nachricht ſchicken will, ſo wird von den Empacaçeiros einer erwählt, welcher dann die oft Monate dauernde Reiſe trotz der Wildniß und tauſendfacher Gefahr ganz allein unternimmt, auf die alleinige Waffe, ſein Gewehr und ſeine Gewandheit vertrauend *). Er hält es dann nicht der Mühe werth, ſich mit Speiſe und Trank zu verſehen, nicht einmal pflegt er Waſſerbehälter bei ſich zu führen. Seine genaue Kenntniß des Landes und deſſen Producte macht ſolche Vorkehrungen überflüſſig. Ein Dutzend Patronen mit Kugeln, ein Dolch und ein oder mehrere Fetiſche bilden ſeine ganze Reiſebagage. Unter dieſen tapfern Soldaten giebt es viele Sprichwörter, die ihren Muth und Lebensweiſe bezeichnen, z. B. Wer einem Löwen nicht in's Auge ſah, hat keinen Muth bewieſen; oder: Wer einen Tag nicht Speiſe noch Trank entbehren kann, iſt kein Mann ꝛc. Kurz vor meiner erſten Ankunft hatte ſich in der Nähe von Loanda folgender intereſſante Fall zugetragen; Ein Empacaçeiro kommt von Meſſangano, wohin der Gouverneur ihn geſchickt hatte, zurück. Nahe vor Loanda, das er noch vor Sonnenaufgang zu erreichen ſtrebt, hebt ſich vor ihm ein Löwe. Er ſieht ſich genöthigt auf ihn zu ſchießen, allein im ſelben Moment macht der getroffene Löwe einen Satz gegen ſeinen Feind und ſchlägt ihn mit der Tatze zu Boden. Als einige Stunden ſpäter mehrere Neger denſelben Weg kommen, wird der Soldat bewußtlos unter den Krallen des todten Löwen hervorgezogen. Auf's Hospital gebracht ſtarb er einige Tage darauf, nachdem er kurz vor ſeinem Tode angelegentlich ſich erkundigt hatte, ob der Löwe wirklich todt ſei, worauf er, als dies bejahend beantwortet wurde, ſich zufrieden erklärte, weil das Bewußtſein, Rache genom-

*) Die Entfernungen werden nach Tagereiſen berechnet, jede gleich 5 Leguas, deren 18 auf einen Grad gehen, und ſind von Loanda aus gerechnet nach den verſchiedenen Präſidien folgende: Bihé 300 Leguas, S. José d'Encége, oder as Pedras Negras 140 bis 150 L., Pungo Andongo, oder Pedras de Pungo Andongo 85 bis 90 L., Cambambe 75 L., Ambáca 75 L., Murima 50 L., Maſſangano 45 L., Cárillo 40 L., Golungo Alto 30 bis 35 L., Golungo Bairo 20 bis 25 L., Zenza de Golungo 20 L., Icóllo e Bengo 10 L., Dande 10 L., Bengo 5 L.

men zu haben, ihn nur ruhig könne sterben lassen. Die größte, aber außer dem Schurz noch die einzige Zierde des Empaçeiro, besteht in dem Fellstreifen nach Art eines Diadems um den Kopf gelegt, jedoch so, daß die zusammengebundenen Enden noch einige Zoll in horizontaler Richtung über den Hinterkopf hervorragen. Da diese Felle immer von selbsterlegten Thieren herstammen, so giebt die Art desselben dem Inhaber schon besondere Ehre, so daß der Besitzer eines Löwenschwanzes vor dem, der nur einen Streifen der Tigerkatze trägt, einer Hyäne oder selbst einer Unze immer einen großen Vorzug hat.

Als wir in das Haus eintraten, führte uns von der geräumigen Diele eine bequeme steinerne Treppe in das obere Stock und mehrere junge Negerinnen waren sogleich bereit die Thüren uns zu öffnen. Wir passirten das sogenannte Studierzimmer, welches seiner Größe wegen mehr einem Saale glich, und gelangten hierauf durch eine große Flügelthüre in das größte Wohnzimmer des Hauses, worin die Hausfrau auf brasilianischem Wiegestuhl am Fenster saß und drei bei ihr auf der Erde sitzende kleine Sklavinnen, die mit Nähen beschäftigt waren, controllirte. Die Eleganz der Zimmer, deren hübsch bemahlte Wände und Böden, das reiche Mobiliar und die moderne französische Tracht der Wirthin machte einen angenehmen Eindruck des Wohlstandes und behaglichen Luxus. In einer Thüre saßen zwei kleine Sklaven und bewachten ein Paar niedlicher Affen, die sie an einem Band beständig führten und des Augenblicks harrten, wo es der Herrin gefallen würde, die Thierchen, ihre Spielpuppen, zu sich zu rufen.

Mit großer Freundlichkeit kam uns die Dame zum Willkomm entgegen und reichte zum Kuß die zierliche Hand. Sie war, wie ihr Gemahl, in Spanien geboren und die Hitze des Climas, welches sie schon sechs Jahre ertragen hatte, war nicht im Stande gewesen, das Feuer ihres dunklen Auges zu löschen. Ihr pechschwarzes Haar hing in zwei dicken Flechten weit über den Rücken hinaus, und der einladende Mund zeigte beim Lächeln zwei Reihen weißer Zähne. Die Ründung ihrer Glieder und die Fülle ihres Wuchses hatte keineswegs, wie es sonst gewöhnlich der Fall ist, in der heißen Zone gelitten, nur der von Natur schon

etwas dunkle Teint war von den Strahlen der Sonne noch mehr gebräunt und machte das Gesicht um so interessanter.

Die kleinen Nätherinnen mußten sich sogleich entfernen und trugen Wasser und Genever zur Erfrischung für uns herbei.

Ich trug großes Verlangen während der Zeit unsers hiesigen Aufenthalts am Lande zu wohnen, allein da es an Logierhäusern fehlt, so ist der Fremde immer auf die Freundlichkeit eines Einwohners verwiesen, welche in dem Hause des Physikus zu finden mir natürlich in jeder Beziehung besonders lieb sein mußte, und freudig nahm ich die Aufforderung dazu schon bei meinem ersten Besuche an.

Als ich gegen Abend wieder an Bord kam, ließ ich es meine erste Beschäftigung sein, meine zerstreuten Effecten zu sammeln, um mit allen meinen Sachen an's Land zu ziehen. Der gute Gesundheitszustand der Mannschaft an den verschiedenen Schiffen erlaubte mir diese größere Entfernung davon, so daß ich ruhig mit meiner Apotheke das Haus des Physikus beziehen konnte. Voll Erwartung all des mir bevorstehenden Interessanten hielt ich demnach am 5. November meinen Einzug, und erhielt ein Zimmer, das wegen seines Umfanges und der großen Fensteröffnungen all die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit bot, nach denen der neuangekommene Europäer in den Tropenländern meistens vergebens sich sehnt. Die Eleganz des Bettes mit seinen dichten Muskitovorhängen, die zahlreiche schwarze Dienerschaft, verbunden mit der Freundlichkeit meines neuen Wirthes, versprachen mir einen angenehmen Aufenthalt und gerne sagte ich für einige Wochen, den mir schon zur Gewohnheit gewordenen Unbequemlichkeiten des Schifflebens adio.

Obgleich ich nun dem Aequator um über 70 geographische Meilen näher gekommen war, so schien mir dennoch die Hitze keineswegs bedeutender, als in Benguela; und während meines siebenwöchentlichen Aufenthaltes sah ich das Thermometer nie über 25—26° R. steigen, durchschnittlich pflegte in der heißesten Tageszeit das Quecksilber sogar nur 22—33½° R. zu zeigen, während wenige Wochen vorher in Benguela die Hitze jeden Tag wenigstens 25—26° R. hatte.

In den drei ersten Tagen meines Aufenthaltes zeigte das Thermometer, welches am offenen Fenster gegen Sonne und starken Zugwind geschützt hing, folgende Temperaturgrade:

Novbr. 7. Um 9 Uhr Vorm. 21° R. 12 Uhr M. 22° R. 4 Uhr Nachm. 21 ° R.
„ 8. „ „ „ „ 21° „ „ „ „ 21½° „ „ „ „ 21° „
„ 9. „ „ „ „ 21½° „ „ „ „ 23½° „ „ „ „ 23° „

Freilich sind diese Hitzegrade selbst in Norddeutschland nicht unerhört, allein in Afrika erscheinen sie dem Europäer weit bedeutender, und würden bei nicht zweckmäßiger Tracht und in europäisch eingerichteten Häusern ganz unerträglich werden. Jede Anstrengung wird in den heißen Stunden des Tages, d. h. von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends, vermieden; niemand verläßt gern dann seine Wohnung, oder wenn es dennoch geschehen muß, wenigstens von zwei Negern auf den Schultern in einer Tipoia getragen, die mit einem beweglichen feinen Dach gegen die Sonne schützt. Nur einzeln sieht man dann einen verwegnen Europäer zu Fuße auf den Straßen gehen, aber der schon des Landes und seines Climas Erfahrne hält es für seine Pflicht den Unvorsichtigen zu warnen und ihm eine Tipoia anzubieten. Wirklich ist dann auch der dürre, sandige Boden so heiß, daß die mit dünnen leichten Schuhen bedeckten Füße ein langes Stillestehen nicht ertragen. Im Allgemeinen fürchtet man das Gehen auf dem von der Sonne erhitzten Boden noch mehr, als man Scheu hat vor den glühenden Strahlen der Sonne; daher denn auch einzelne Europäer in dieser Tageszeit zu ihrer Beförderung sich der kleinen muthigen brasilianischen Pferde bedienen, denen ein nebenher laufender Sklave folgt, der rasch zur Hand sein muß, wenn der Reuter absteigt und ihm die Zügel zuwirft. Bei schnellem Reiten pflegt der Diener den Schweif des Pferdes zu erfassen und so sich mit fortschleppen zu lassen. Wenn Morgens gegen 5 Uhr der Physikus sein Hospital, das am entgegengesetzten Ende der Stadt lag, besuchte, und außerdem noch die zerstreuten Patienten visitirte, von welcher Tour er immer erst ein wenig nach 8 Uhr zurückkam, so mußte in der angegebenen Weise ein kleiner Schwarzer ihm folgen und bei der Zurückkunft sogleich hinter dem Stuhl des Herrn stehen, der nach einer solchen Anstrengung der Erquickung durch ein gutes Frühstück

sehr bedürftig war. Auf die Erschöpfung des Dieners, der gewöhnlich noch von Schweiß triefend und außer Athem da stand, konnte natürlich keine weitere Rücksicht genommen werden; er selbst war sogar froh, wenn nur die Schnelligkeit seiner Beine ihn hatte folgen lassen und vor der Strafe des gerechten, aber erzürnten Herrn schützte.

Nur ein europäischer Kaufmann, der als Sklavenhändler berüchtigte Arfenio, hatte beim Reiten einen weißen Bedienten hinter sich, gleichfalls zu Pferde. Mit großer Freundlichkeit stellte er mir Beide immer zur Disposition, und häufig hatte ich Gelegenheit von dem Anerbieten Gebrauch zu machen. Uebrigens war diesem Herrn ein rasches Beförderungsmittel, wie es schien, unentbehrlich, denn häufig machte er in einer Nacht zu Pferde sehr bedeutende Touren, wenn nämlich die mehr oder minder große Entfernung des Einschiffungsplatzes seiner Sklaven die persönliche Gegenwart plötzlich erforderte. Bedeutende und häufige Verlüste hatten ihn genöthigt immer Nachts diese Ladung und zwar fern von Loanda zu beschaffen. So erzählte er mir eines Morgens, als ich ihn, meinen damaligen Patienten, der bei seinem langjährigen Aufenthalt an verschiedenen Plätzen Brasiliens sich ein chronisches Leberleiden zugezogen hatte, besuchte, daß er in dieser Nacht trotz seines schlechten Befindens 16 Leguas habe zu Pferde zurücklegen müssen um bei der Einschiffung seiner Sklaven, südlich vom Dandefluß zugegen zu sein.

Kaum war ich die erste Stunde in meiner neuen Wohnung, und beschäftigt meine unmittelbare Umgebung mir einzurichten, als ein Klatschen in regelmäßigen Absätzen meine Aufmerksamkeit auf sich zog und mich bald daraus eine körperliche Züchtigung in unserm Hofe erkennen ließ. Ich eilte zur Herrin des Hauses, fand sie aber in gewöhnlicher Stellung ruhig am offenen Fenster die kühle Seeluft und freundliche Aussicht über den Hafen genießend, während eine kleine Sklavin emsig nähte. Meine ängstliche Frage nach den noch immer fortdauernden lauten Schlägen erklärte sie mir lächelnd, indem sie sagte, die eine Nähterin bekäme auf ihren Befehl sechs Dutzend Palmetadas, Schläge in die Hand, weil sie beständig schief nähe. Mein dadurch auf's Höchste

erregtes Mitleid und Widerwille veranlaßte die liebenswürdige Frau die zweite Nähterin in den Hof zu ſchicken um Halt mit der Strafe machen zu laſſen. Die Dame war ſo artig, daß ſie mir ſogleich jenes Strafinſtrument holen ließ, mich verſichernd, es ſei eine faſt ſchmerzloſe Strafe, und von ihr ſtets nur bei den kleinſten Sklaven und für die kleinſten Vergehen in Gebrauch gezogen. Das Inſtrument beſtand aus einem Stück Gnajakholz, von beinahe zwei Fuß Länge. Am Ende des runden Stieles war eine handgroße runde Platte, einen halben Zoll dick, von vielen Löchern durchbohrt, um weniger laut zu klatſchen. Trotz der Verſicherung ſah ich häufig in Folge dieſer, an der ganzen Küſte Angola üblichen Beſtrafung, die Hände eines unglücklichen Negers von der folgenden Geſchwulſt ganz entſtellt und blutig. Die größte Grauſamkeit meiner Wirthin beſtand nun noch in dem Zwange zu neuer Arbeit der ſo Mißhandelten. Es verging in unſerm Hauſe während meines ſiebenwöchentlichen Aufenthaltes nie ein Tag, an dem die ſtrenge Spanierin nicht wenigſtens mehrere Male ſolche Strafe vornehmen ließ. Mein wiederholt ausgeſprochenes Mißfallen darüber hatte keinen weiteren Erfolg, als daß dieſe Beſtrafungen gewöhnlich in meiner Abweſenheit ſtattfanden. Meine ernſtlichen Ermahnungen wurden mit der Bemerkung abgewieſen, daß ich erſt aus Erfahrung lernen könne, wie man Neger erziehen müſſe. Es mochte wohl die dort faſt allgemeine Anſicht, als ſei der Neger kein Menſch, sao macacos (Affen) pflegt der Portugieſe zu ſagen, viel dazu beitragen, daß der Sklave in nur ſeltnen Fällen beim Europäer eine menſchliche Behandlung findet, allein Donna Catharina, wie die Frau des Phyſikus genannt wurde, hatte wirklich eine wahre Freude daran, wenn ſie auf dem Balkon ſtand und teufliſch lachend zuſah, wie die Unglücklichen unter der Peitſche winſelten. Daher kam es denn auch, daß jeder in Loanda am liebſten Sklaven aus dem Hauſe der Donna Catharina kaufte und höher bezahlte, als in andern Häuſern erzogene.

Ich ſage, nur ſelten behandelt der Europäer ſeine Sklaven milder, ja ich muß bekennen, daß mir kaum wenige Fälle der Art vorgekommen ſind, allein der Eingeborne, wenn Glücksumſtände ihn zum Sklavenbeſitzer machten, wird nie ſo unmenſchliche Grau-

ſamkeit üben, wenigſtens kam mir weder in Benguela noch in Loanda ſolcher Fall vor, obgleich einige der reicheren Sklavenhändler aus beiden Städten, ſelbſt einmal Sklaven, eine große Zahl zu ihrer Bedienung um ſich haben. So äußerte ſich z. B. Donna Oberthaly häufig mißbilligend über die Grauſamkeit meiner Wirthin, und meinte es gäbe kein anderes Mittel zur Beſſerung derſelben, als wenn ſie ſelbſt einmal eine tüchtige Züchtigung erlitte. Donna Anna war im Innern Afrika's geboren und als Sklavin nach Loanda geführt, wo ſie jetzt als reiche Kaufmännin ein Haus macht, glücklich ihr Sklavengeſchäft treibt, dabei aber keine muthwillige Grauſamkeit übt und ſehr human ihre Untergebenen behandelt. Keiner ihrer zahlreichen Dienerſchaft trug auf dem Rücken die Spuren einer überſtandenen Strafe, und wenn ein Verbrechen begangen wurde, ſo ſuchte ſie lieber den Thäter zu verkaufen, als grauſame Strafe zu üben. Trotz dieſer Milde waren ihre Leute aber ſehr wohl erzogen und geſchickt in allen häuslichen Arbeiten.

Unſer tägliches Leben bot im Ganzen wenig Abwechſelung. Wenn wir gegen 5 Uhr aufgeſtanden waren, ſo pflegte der Phyſikus ſich ſogleich auf ſeine Praxis zu begeben, während die Frau Inſpectionstouren durch den Haushalt machte, und ich vom Fenſter aus die in der Frühe des Morgens beſonders zahlreichen Karavanenzüge in ihrer ewig abwechſelnden Compoſition von verſchiedenen Stämmen und deren Trachten und Waffen betrachtete. Für den Neuling gehört dies Schauſpiel natürlich zu den intereſſanteſten Tagesereigniſſen, woran das Auge jeden Morgen ſich ſtundenlang ergötzen kann, und für den geringeren Kaufmann iſt dieſe Zeit die für ſein Geſchäft meiſt entſcheidende, weil er dann nur Gelegenheit hat ſich einzelne Sklaven zu kaufen, und geringere Quantitäten von Waaren der verſchiedenſten Art. Der größere Kaufmann, der eigentliche Sklavenhändler, hält ſich faſt beſtändig einen oder zwei cacheiros, Ladendiener, die er abwechſelnd in's Innere ſchickt, in ähnlicher Weiſe, wie unſere europäiſchen Kaufmannsreiſenden, um Sklaven aufzukaufen, oder dazu Aufträge zu geben, während dann der ärmere Kaufmann in der Stadt darauf verwieſen bleibt die wenigen einzelnen Sklaven, welche jenen Ge-

ſandten entgangen, und mit der Karavane bis zur Küſte kamen, an ſich zu kaufen. Deshalb ſieht man denn im Ganzen auch nur ſelten viele Sklaven von einer Karavane zum Verkauf geführt, der größte Theil bringt Elfenbeinzähne, deren viele ſo groß ſind, daß zwei Neger nur mit Mühe einen Zahn tragen, der, an einen ſtarken Bambusſtock befeſtigt, auf Beider Schultern ruht. Ich habe öfter Karavanen geſehen, die aus mehr als 2000 Mann beſtanden, von denen jeder irgend eine Waare mit ſich führte. Bei einer ſolchen täglichen Frequenz werden dann oft die Straßen Loanda's überall lebendig, zumal wenn die verkauften Waaren reichlichen Ertrag brachten, und die glücklichen Verkäufer einige Tage ſich aufhielten um einen Theil des Gewinnſtes in Branntewein zu vertrinken. Glücklicherweiſe hat der Neger die Eigenſchaft mit dem vorhandenen Getränk nicht zu ſparen, ſondern raſch alles zu trinken, was er hat, bis er hinfällt und ruhig ſeinen Rauſch ausſchläft, durchaus in derſelben Weiſe wie uns Blaſius von den Ruſſen erzählt. Würde er mäßiger Spirituoſa genießen, dann möchte es bei Anweſenheit großer und fern herkommender Karavanen mit der Sicherheit der Europäer oft ſchlecht beſtellt ſein. — Bei dieſen Zügen, mögen ſie auch noch ſo groß ſein, folgt immer nur ein Mann dem Andern, eine Maßregel, welche der gewöhnlich ſchmalen Wege halber ſchon nothwendig wird, aber auch von der Vorſicht geboten iſt, indem bei einiger Zerſtreuung leichter ein wildes Thier ſich ein Opfer wählen würde. Solche Karavanen werden beſtändig von mehreren Negern angeführt, die mit Schellen behangen ſind und mit jedem Schritt Geräuſch machen, um ein, an ihrem Wege, vielleicht ſchlafendes, reißendes Thier ſchon vorher zu wecken oder zu erſchrecken. Den Zug beſchließen gleichfalls einige Schellenträger.

Die nur einzeln der Karavane beigemiſchten Sklaven zum Verkauf tragen nicht immer ein kenntliches Abzeichen, weil ſie dann gewöhnlich mit in der Reihe gehn und wie die Uebrigen Waaren tragen, allein bisweilen ſieht man ſie mit auf den Rücken gebundenen Händen, oder an einem Tau, um den Hals befeſtigt, dem Zuge folgen. Beſteht die Caravane nur aus wenigen Gliedern, die verhältnißmäßig viele Sklaven führen, dann wird es noth-

wendig, auf die eigne Sicherheit bedacht zu ſein, um nicht etwa im Schlaf von den Geführten ermordet zu werden. In ſolchen Fällen bedient ſich der Sklavenführer einer langen Stange, die an dem einen Ende gabelförmig geſpalten iſt, in welchem Zwiſchenraume der Hals des Gefangenen befeſtigt wird; das andere Ende bindet ſich der Führer um den Leib, und bleibt auf dieſe Weiſe beſtändig ſicher getrennt, ſo daß er ſogar ruhig ſich ſchlafen legen kann, zu welcher Zeit dem gefangenen Sklaven aber außerdem noch die Hände auf den Rücken gebunden werden, damit er nicht Gelegenheit hat, ſich der Klammer um den Hals zu entledigen. Bei größerer Menge von Sklaven werden ſie an einander mit Ketten um den Hals oder mit Stricken befeſtigt und mit gebundenen Händen geführt. Daß die Treiber immer gut bewaffnet ſind, und bei der geringſten Gefahr das eigne Leben mit dem Leben ihrer Sklaven erkaufen, verſteht ſich von ſelbſt. Wie wir ſchon geſagt haben, kommen die Fälle äußerſt ſelten vor, daß viele Sklaven auf einmal bei Tage zum Verkauf in die Stadt geführt werden, ſondern ſolches geſchieht nur bei nächtlicher Weile, ſo daß nicht ſelten nach der Abfahrt eines beladenen Sklavenſchiffes erſt bekannt wird, daß ſo viele Sklaven in der Stadt oder deren Nähe verſteckt gehalten waren. Wie nöthig und nützlich dieſes Geheimhalten war, bewies nur zu deutlich der häufige Umgang meines Wirthes mit den in der Nähe kreuzenden engliſchen Kriegsſchiffen, deren Officiere ohne Ausnahme beim Phyſikus eine überaus zuvorkommende Aufnahme immer fanden. —

Wenn mit dieſem intereſſanten Schauſpiele mein Auge ſich einige Zeit unterhalten hatte, machte ich entweder eine kleine Exkurſion in die nahen Bergſchluchten, oder beſuchte Kranke oder Bekannte in der Stadt. Um 8 Uhr ſaßen wir alle zu Hauſe am Frühſtücktiſch, um entweder gebackne Kalbsfüße, was das Gewöhnlichſte war, oder die in Bouillon geſottenen, noch unreifen Schooten des Kajennepfeffer, oder gekochte Schnecken, einige Species von Purpura, zu genießen. Der in der Hitze ſo großen Neigung zu ſtarken Weinen ward dann gewöhnlich keine Schranke auferlegt, indem der Anfang gemacht wurde mit einigen Gläſern rothen Liſſaboner Weins, welchen ein kleiner Sklave beſtändig be-

reit war einzuſchenken. Unſere Dame nahm faſt gleichen Antheil an der Flaſche und gab mir oft Gelegenheit, die in heißen Climaten viel größere Trinkfähigkeit, ſelbſt bei zarten Frauen, ohne ſichtliche Folgen, zu bewundern. Unmittelbar nach Tiſche ward Thee gereicht, jedoch wie an allen übrigen Orten ohne Milch, die man an der ganzen portugieſiſchen Küſte für giftig, wenigſtens gefährlich hält. Zur Beluſtignng kam dann der Lieblingsaffe auf den Tiſch, um die letzten Brocken zu naſchen, nachdem er auf dem Arm ſeiner Wärterin hinter unſern Stühlen dem Eſſen zugeſehen hatte. Nach dem Eſſen wurde keine weitere Beſchäftigung vorgenommen, als höchſtens eine kleine Bewegung im Hauſe gemacht, man ſah durch's Fernrohr auf's Meer, oder ſuchte an der auf der Feſtungsmauer St. Miguel aufgeſteckten Flagge ein herrannahendes Schiff zu erkennen, oder die Hausfrau unterhielt ſich mit der Züchtigung ihrer Sklaven, bei denen es natürlich nie an Vergehn fehlen konnte; und darauf legte man ſich zur Ruhe nieder, um vor 12 Uhr Mittags nicht wieder aufzuſtehn. In dieſer Zeit war ich immer gezwungen, die verſchiedenen Schiffe zu viſitiren, deren Geſundheitszuſtand übrigens noch ein ſehr guter war. Gegen 12 Uhr pflegten wir uns wieder zu verſammeln, um etwas engliſchen Käſe mit Porter-Bier zu genießen, worauf aufs Neue bis gegen 4 Uhr geſchlafen wurde, um nun mit einem kräftigen Mittag erſt das eigentliche Tagesleben zu beginnen.

Weil unſer Haus wegen ſeiner guten Küche in vorzüglichem Rufe ſtand, ſo fehlte es denn um dieſe Zeit auch ſelten an Beſuchern, die der täglichen Einförmigkeit einige Abwechſelung gaben, wenn gleich ſelten die Converſation, wegen der bei Jedem ſo einſeitigen Intereſſen und bei meiſtens ſehr geringer Bildung, eine ſehr unterhaltende genannt werden konnte. Das Mahl ward begonnen, indem die Wirthin den vollen Namen aller Gäſte nach der Reihe herzählte und insgeſammt ihr Wohl trank, worauf natürlich von allen Seiten Beſcheid gegeben ward, und dann wurde der große Reichthum der portugieſiſchen Sprache an wenig oder nichtsſagende Redefloskeln bis ans Ende erſchöpft. Gewöhnlich wurde der Koch an den Tiſch citirt, um zu erfahren, ob ſeine Kunſt ihm heute Lob oder Strafe zuzöge, von welchen beiden das

Letzte wenigstens nie geschenkt wurde. Wenn der Physikus einzelne Sklaven verkaufen wollte, so wurden sie hineinbeordert und um diese Zeit am liebsten darum gehandelt, während dann rücksichtslos gelobt oder getadelt wurde und das arme Geschöpf passiv die Entscheidung seines Schicksals von den kalten Unterhändlern erwarten mußte.

Das Dessert des Mittags bildete immer eine reiche Auswahl der trefflichsten Früchte, von denen Kaschu, Apfelsienen und Mangos die Hauptrolle einnehmen. Sobald nach dem Diner eine Tasse einheimischen Kaffee's getrunken war, pflegte die Tischgesellschaft die angenehme Abendkühle zu einem kleinen Spaziergang zu benutzen, worauf gewöhnlich bis Nachts 1 Uhr die Zeit mit Kartenspiel hingebracht wurde. So wenig man auch im Laufe des Tages auf übergroße Mäßigkeit bedacht war, so sehr war man während dieser langen Periode mäßig, denn es wurde nie etwas anderes gereicht, als nur Limonade, der dann noch der Physikus unmittelbar vor dem Schlafengehn ein Glas Wasser mit Genever folgen ließ, welchem Mittel er seiner Meinung nach die Conservation seines Lebens zu danken hatte. Bis zum letzten Augenblick saßen drei bis vier der kleinsten Sklaven im Nebenzimmer an der Erde, auf etwaigen Ruf harrend und stets bereit, wenn etwas auf den Boden fiel, schnell es wieder aufzuheben. Hatten die kleinen vier bis achtjährigen Negerkinder dem Schlafe nicht Widerstand mehr leisten können, so wurde natürlich mit der Anwendung des Universalmittels keinen Augenblick gesäumt und der letzte Ton des Tages war das Klagegeschrei der Unglücklichen.

In und um Loanda fehlt es durchaus an öffentlichen Belustigungsörtern, eine schlechte Restauration für die in Garnison liegenden Soldaten und ein Billard in einer schmutzigen Schnapsschenke, welche beide Häuser indeß von den Honoratioren nicht besucht werden, sind die einzigen öffentlichen Plätze der Unterhaltung. Die Reichen und Vornehmen finden für diesen Mangel keinen andern Ersatz, als in solchen Häusern, die von einzelnen Frauenzimmern bewohnt werden, und die außer ihrem Geschäfte für Weine und Liqueure gute Bezahlung annehmen. Wenn nun gleich das Aeußere bei den meisten unter ihnen wenig mehr em-

pfehlenswerth war, indem das Clima ſchrecklich zum Theil die ehemalige Schönheit entſtellt hatte, und bei dem eingefallenen, citronengelben Teint nur noch in dem matten Feuer des dunklen Auges die Reſte einſtiger Reize erkennen ließ, ſo ſchien dennoch die Ernte für ihren Fleiß nicht gering zu ſein. Uebrigens iſt die Anzahl der Europäerinnen dieſer Claſſe nur ſehr gering, und mag wohl nicht über 10 oder 12 betragen. Außer Spanierinnen und Portugieſinnen findet man keine Nation unter ihnen. Von den ſchwarzen Dirnen ſind Abends die Gaſſen immer ſehr belebt und machen ſie für den Fremden gefährlich; nicht aber gefährlich wegen ihrer Zügelloſigkeit und Frechheit, ſondern wegen der meiſtens ſehr eiferſüchtigen Liebhaber. Eine Negerinn im erwachſenen Alter hat ſelbſt in der Sklaverei immer ihren Liebhaber, aber mit der Verheirathung übernimmt ſie die ſtrengſten Geſetze von Zucht und Sitte, ſo daß auf unbeſcheidene Anträge eines Europäers auch die Antwort einfach „Ja" lautet, oder mit der Bemerkung „Ich bin verheirathet" ruhig zurückgewieſen wird. Alle Neger, die in Loanda wohnen, ſind Katholiken, oder rühmen ſich deſſen wenigſtens, nichtsdeſtoweniger aber gilt bei Einzelnen noch die Sitte aller nicht getauften Neger, ſo viele Frauen zu haben, als es der Erwerb erlaubt; allein von dieſem, wenn gleich nicht öffentlich anerkannten Rechte des Mannes maßt ſich die Frau keineswegs etwas an; die eheliche Verbindung ſchneidet alle Fäden früherer Beziehungen ſo ſcharf ab, daß man faſt glauben müßte, es ſtände noch jetzt bei den civiliſirten Negern auf Treuloſigkeit des Weibes unbedingt der Tod. Den meiſten der europäiſchen Damen, ſelbſt den vornehmſten in Loanda, wäre eine ſolche Sittſamkeit ſehr anzuempfehlen, damit ſie dem ehelichen Leben der Schwarzen ein günſtiges Beiſpiel gäben, während ſo die Sache umgekehrt ſich verhält. Der Leidenſchaft, der unbegränzten Wuth der Portugieſen an der Küſte gegenüber ſich möglichſt zu bereichern, ſchweigt jedes andere, jedes zartere Gefühl, ſogar die Eiferſucht eines Mannes iſt geſtillt, wenn mit der ihm bekannten Untreue ſeiner Frau nur ein paar lumpiger Goldſtücke gewonnen werden. Ich ſah z. B. mit welcher Freude ein hochgeſtellter portugieſiſcher Beamter einen goldnen Kopfſchmuck mit Perlen beſetzt in Empfang

nahm, den seine Ehehälfte von einem andern Europäer in einigen nächtlichen Stunden verdient hatte. Während alle Welt darum wußte, entblödete sich weder der Mann, noch die Frau, mich von diesem reichen Erwerb in Kenntniß zu setzen und mir ihre Freude mitzutheilen.

Jeden Sonntagabend pflegt der Gouverneur im Pallaste eine Gesellschaft zu geben, die sich mit Tanz unterhält, wozu alle Honoratioren, die nicht zufällig so unglücklich sind, seiner Excellenz zu mißfallen, eingeladen werden. Die Stellung des Repräsentanten Portugals macht eine solche Hoffähigkeit so ehrenvoll, daß der nicht Eingeladene mit neidischen Augen den Begünstigten zu Hofe gehen sieht; und vielfache gehäßige Intriguen finden hierin ihre Quelle. Wenn die außerordentlich schlechte Militairmusik zum Tanz den ersten Ton giebt, tritt gewöhnlich der Gouverneur erst in die Gesellschaft, um den Reigen zu eröffnen; allein selten thut er der Gesellschaft die Ehre an, den ganzen ersten Tanz, immer nur Fandango, mitzutanzen. Meistens bekommt sein Adjudant die Function, fernerhin die Honneurs zu machen. Der Ton in diesen Gesellschaften ist natürlich wegen der großen Verschiedenheit der Mitglieder ein äußerst komischer, und wohl ist es Sr. Excellenz zu verzeihen, wenn er nicht Vergnügen findet, lange zu verweilen. Schwarze, Weiße und Mulatten sind miteinander untermischt; alle gleich stolz auf die Ehre, der sie theilhaftig sind. Die Eine, reich an Gold und Geschmeide, kam vor nicht vielen Jahren als unglückliche Sklavin aus einer innern Provinz, einer rohen Dorfschaft geraubt, an die Küste, und gewann durch Schönheit und Schlauheit ihre Freiheit und Reichthum; ein Anderer bekam seine erste und letzte Erziehung als Schiffsjunge oder Matrose, und kam schiffbrüchig oder als Gefangener eines Sklaven führenden Schiffes an diese Küste und machte sein trauriges Glück; ein Dritter, wegen irgend eines Bubenstücks aus Lissabon verbannt, auf den Gassen seiner Vaterstadt erzogen und gebildet, gelangte hier wieder zu Ehren und erwarb sich Güter, worauf er trotzen kann; ein Vierter hatte Gründe, warum er einer reisenden Schauspielergesellschaft auf Madeira entlief, um hier bessere Geschäfte zu machen u. s. w. u. s. w. Derer, die an Geist und Gemüth

einige Bildung zeigten, mögen ſo wenige ſein, daß wenigſtens der Geiſt der Geſellſchaft keinen ſichtlichen Einfluß blicken läßt, und jedenfalls kommen Alle, ich bezweifle jede Ausnahme, darin überein, daß ſie Sklavenhändler ſind, die vor keinem Verbrechen, das ihren Zwecken dienlich wäre, zurückſchaudern würden.

Aus ſolchen Gliedern beſteht die Geſellſchaft und der Neuling kann es keinen Augenblick vergeſſen, in welcher Umgebung er ſich aufhält. — Bis 11 Uhr wird gewöhnlich getanzt, während Thee und Limonade nach der Landesſitte zur Erfriſchung gereicht wird, nebſt mäßigen Kuchen aus Waizenmehl, von dort anſäßigen portugieſiſchen Bäckern gebacken. Die Maſſen der ſchwarzen Träger liegen mittlerweile neben ihrer Tipoia vor dem Schloſſe umher und erwarten die Zeit, wo ſich Alle nach lächerlichen, ſteifen Complimenten trennen. Des Luxus wegen laſſen ſich dann Einzelne, in ihrer Tipoia liegend, von vielen Negern als Fackelträger und Trabanten nach Hauſe begleiten.

Da dieſe Sonntagspartien die einzigen Feten ſind, die der Hof giebt, ſo ſcheint es faſt, als ob der Hofhaushalt wenig Koſten brächte und die dadurch entſtehenden Vortheile des Gouverneurs nicht unbedeutend ſein können. Mit der Vornehmheit correſpondirt keineswegs dieſer allzu einfache Haushalt, und bei den nicht gar ſeltnen Beſuchen von Negerhäuptlingen mit ihrem zahlreichen Gefolge aus dem Innern dürfte ein etwas größerer Luxus nicht nutzlos ſein.

Eines Tages erlebte ich das intereſſante Schauſpiel, wie ein Soba, ein Negerfürſt, mit einem Gefolge von über tauſend Mann, größtentheils bewaffnet, in Loanda einzog, um mit dem Gouvernement freundſchaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Ein Trupp Muſikanten eröffnete dieſen großen Zug, der nun noch durch die Menge der neugierigen Einwohnerſchaft bedeutend vergrößert ward. Alle drängten ſich in die Nähe der Muſik, um tanzend und laut jubelnd neben ihr zu folgen. Der Soba ſelbſt ließ ſich auf einer großen platten Senfte, in deren Mitte eine ſtuhlähnliche Erhöhung war, von vier nackten Negern tragen, während andere vier eine an vier Stöcke befeſtigte, elegant gearbeitete Baſtmatte, mit lang herabhängenden Franzen beſetzt, zum Schutz gegen die Sonne über

ſeinem Kopfe trugen. Die Kopfbedeckung des Soba's beſtand aus derſelben Baſtkappe, oder ſogenannten Mafukmütze, auf die ich bei Ambriz wieder zurückkommen werde. Die übrige Kleidung bildeten europäiſche Kattune, deren faltenreicher Umwurf wahrſcheinlich ſeinen Reichthum documentiren ſollte. Vier Miniſter, oder Mafuks, mit Lanzen und einem langen Bambusſtock bewaffnet, folgten zunächſt ſeiner Senfte und bildeten die Leibgarde. Darauf folgte ſeine übrige Begleitung in beliebiger Ordnung. Vor dem Schloſſe angekommen, ließ der ſchon bejahrte Soba ſich durch zwei Schwarze von ſeinem Sitze heben, wobei dem einen das Unglück begegnete, dem Fürſten die nur über den Kopf gelegte königliche Mütze abzuſtoßen; einer der Mafuks trat raſch hinzu, um ſie ehrerbietig wieder auf das Haupt ſeines Herrn zu legen, der mit mürriſchem Geſicht einen Wink gab, worauf der Thäter ſogleich im Gedränge etwas zur Seite gebracht wurde und von der Hand des Mafuks mit jenem langen Rohrſtab derbe Stockſchläge bekam. Ohne auf dieſen Vorfall weitere Rückſicht zu nehmen, ging der Soba von zwei Mafuks und einem Dolmetſcher begleitet, auf den an der Thür ihn erwartenden Gouverneur zu. Nach einem kurzen gegenſeitigen Bewillkommen begleitete der Gouverneur ſeinen Gaſt zum Audienzſaal, während, ſo lange dieſe kurze Conferenz dauerte, die Negermuſik bei Tanz und Jubel der Menge ihre Hörner und Trommel weithin ſchallen ließ. Dem Soba ward in einem Schloßgebäude für einige Tage eine Wohnung angewieſen, in der ihm Speiſe und Trank nach Wunſch gereicht würde, und ſo ward er nach dreien Tagen in ähnlicher Weiſe wieder entlaſſen, wie er in Empfang genommen war. Um ſein zahlreiches Gefolge bekümmerte ſich inzwiſchen Niemand; Alle mochten ſich herumtreiben und ſich nähren und amüſiren wie und womit jeder wollte. Nur das Muſikkorps wußte die Zeit zu benutzen, indem die Künſtler überall auf den Straßen vor jedem Hauſe ewig dieſelben Töne hervorbrachten und dafür natürlich das aus den Fenſtern ihnen zugeworfene Geld freudig annahmen, um ſich Abends reichlichen Genuß von Branntewein zu verſchaffen. Ihre Geſellſchaft beſtand aus acht Mitgliedern, unter denen fünf Hornbläſer und drei Tamboure waren. Die

Hörner waren Elephantenzähne, welche trotz der Größe, indem das bedeutendste reichlich vier Fuß lang sein mochte, dennoch wegen der weiten Aushöhlung leicht zu behandeln waren; das kleinste war wohl 1½ Fuß lang. Sie waren alle äußerlich zierlich mit Thierbildern beschnitten, mit schwarzen Ringen, wie es schien gebrannt, und vielen rothen und gelben Zeichnungen ausgeschmückt. Das Blasen selbst schien bedeutende Mühe zu kosten, und ein länger fortgesetztes Spielen dadurch möglich, daß die ganze Harmonie nur aus so vielen Tönen bestand, als Instrumente vorhanden waren, wobei denn immer eine größere Pause zur Erholung entstand, als der jedesmalige Act des Blasens Zeit erfordert hatte. Die drei Trommeln waren alle aus einem Stücke Holz gemacht, die beiden kleineren, zwischen zwei und drei Fuß lang, an beiden Enden mit Ziegenleder straff überzogen, während die größte, wenigstens gegen 5 Fuß lang, nur an dem einen Ende überzogen war. Letztere wurde, wie die beiden übrigen, mit einem kleinen Holzstab geschlagen, während sie zwischen den beiden Beinen gehalten wurde, als ob der Tambour darauf ritte; dagegen hingen die beiden kleineren an einem Riemen um den Hals und wurden unter dem linken Arm gehalten. Daß dieses ganze Orchester für ein musikalisches Ohr nicht eben ein sehr ergötzliches Concert abgab, läßt sich denken, allein in mäßiger Entfernung hatte es keinesweges einen so sehr unangenehmen Klang. Kein Europäer würde in dieser rauschenden Musik leicht die Geschichte eines Liebesromans erkennen, allein die nicht zu verkennenden Bewegungen des obscönen Tanzes, von Castagnetten oder Fingerknipsen begleitet, deren Geräusch noch durch den ungestümen Gesang aller Tänzer und deren laute improvisirte Reden vermehrt wird, läßt bald erkennen, daß die scheinbare Kriegsmusik eine zarte Liebesgeschichte enthalten soll. Gewiß bildete die halbe schwarze Einwohnerschaft der Stadt Loanda in diesen dreien Tagen die perpetuirlichen Begleiter und Tänzer dieses Musikkorps.

Das von den Negern der Küste sowohl, als der tiefern Binnenländer am meisten gebrauchte musikalische Instrument führt in Angola den Namen Marimba. Auf einem Brette, von leichtem Holze geschnitzt, liegen über zwei Querstäben 19, aus ge-

ſchmiedetem Eiſen verfertigte Tonſtäbe, deren längere in die Höhe gerichteten Enden mit dem Daumen in ſchwirrende Bewegung geſetzt werden und ſo einen angenehmen Ton geben. Es begreift zwei und ein halb Octave in ſich. Genauere Beſchreibung und Zeichnung findet ſich in einem kürzlich erſchienenen Blatt der Leipz. Allgem. muſikaliſche Zeitung von Herrn Wiebe.

Ein anderes unvollkommneres Inſtrument beſteht aus einem gebogenen Stabe, nach Art eines Violinbogens, der durch einen Metalldraht oder durch eine ſtarke Pflanzenfaſer angeſpannt wird. Die Saite wird mit einem kleinen Holz- oder Eiſenſtecken angeſchlagen, und der Nagel des Daumen der linken Hand, die das Inſtrument hält, wird, um den Ton zu variiren, gleichſam Verlängerung oder Verkürzung der Saite, an dieſelbe gehalten. Der Ton iſt natürlich ſehr ſchwach und unbedeutend, aber angenehm.

Beſondere Erwähnung verdient ein kleines Liebhabertheater, wofür ein beſonderes, wenn gleich kleines, doch verhältnißmäßig wohleingerichtetes Schauſpielhaus in der Hochſtadt erbaut iſt. Die Vornehmeren der Stadt bilden die Geſellſchaft; und da ſelten in einem Jahre mehr als drei oder viermal geſpielt wird, ſo hat man Zeit genug für jedes Stück die nöthigen Materialien ſich aus Braſilien kommen zu laſſen. Ich wohnte der Aufführung des Trauerſpiels Nova Caſtro, des Baptiſta Gomes Junior bei und ſah meine Erwartungen in der That weit übertroffen, nur Schade, daß man ſo abſichtlich ohne Ausnahme bemüht war, den Reim jeder einzelnen Strophe hören zu laſſen, daß jeder ohne irgend etwas Gefühl, ohne Spiel das tüchtig auswendig Gelernte eiligſt wieder von ſich gab. Man ſpielte ganz ohne Souffleur, woher denn wohl dieſe ängſtliche Haſt und das ſorgſame Beachten des Reimes kommen mochte. Ein Bekannter von mir, ein junger Officier, der die Rolle des Prinzen D. Pedro machte, ſah ſich deshalb auch zweimal genöthigt die in der Taſche verſteckte, geſchriebene Rolle hervorzuziehn um die Lücke in ſeinem Gedächtniß auszufüllen.

Die Zeit zwiſchen den verſchiedenen Acten füllte eine läſterliche Militairmuſik aus, ſo daß man ſich nach der weitern Aufführung ängſtlich ſehnte. Auffallend war mir die ſtrenge Trennung der beiden Geſchlechter unter den Zuſchauern, indem näm-

lich die Damen ihren eigenen Eingang hatten und ſogar noch im Hauſe durch eine unüberſteigliche Barriere von den Männern getrennt blieben. Ich hatte den Abend nicht Gelegenheit zu erfahren, daß dieſe Einrichtung ſo nothwendig war, zweifle aber nicht an ihrer Nützlichkeit.

Zu den vorzüglichſten Gebäuden der Stadt gehört nächſt dem Schloße vor allen die „Alfandega", das Zollhaus, zugleich Börſe. Während ſonſt alle öffentlichen Gebäude mehr oder weniger verfallen erſcheinen, ſo wird dieſer Sammelplatz der Kaufleute immer wohl unterhalten. Zum Eingang führt eine ſchöne Treppe aus Granit; und der große Platz, der ſich bis an's Waſſer erſtreckt, iſt mit weißen Quadern belegt, zu welchen eine breite Treppe, gleichfalls von behauenen Granitſteinen vom Hafen hinaufführt. Zwar könnte der mit Flieſen belegte Saal in der Alfandega einer großen Verſammlung Raum geben, allein da dort keine eigentlichen Börſengeſchäfte gemacht werden, indem nur bei der ſeltnen Ankunft verkäuflicher Waaren einzelne Käufer dort ſich einzufinden pflegen, ſo ſteht dieſer Raum gewöhnlich leer.

Ein recht hübſches Gebäude iſt das Hospital „Miſericordia", welches außerhalb der cidade alta gelegen, mit der gleichnamigen Kirche zuſammenhängend, weithin ſichtbar iſt, und aus den einzelnen Krankenzimmern über die ganze Stadt, den Hafen, hinaus in's Meer und über die Umgegend bis zu den fernen Bergketten eine reizende Ausſicht giebt. Die Krankenzimmer ſind hoch und geräumig und ſo viele vorhanden, daß Ueberladung nicht zu befürchten iſt. Privatkranke, die eigene Zimmer verlangen, finden für wenig Koſtgeld immer Aufnahme. Der größte Krankenſaal hatte 20 Betten aus Holz mit Seegrasmatratzen. Der Arzt dieſes Hospitals iſt der Phisico mór, außer ihm aber hat nach der Cirurgião mór hier zwei Krankenzimmer für die Casligados der Soldaten, deren gewöhnlich zwiſchen 15 und 20 in den Betten lagen.

Gewiß iſt unter den dortigen Soldaten, die meiſtens Portugieſiſche Deportirte ſind, eine ſtrenge Disciplin durchaus nothwendig, allein wenn kein Tag vergeht, ohne daß wenigſtens einer der ſo Mißhandelten ſeine Aufnahme im Hospitale findet, in Folge

einer Strafe von mehreren hundert bis zu 2000 Stockſchlägen, mit einem dünnen Rohr auf den bloßen Rücken, wonach viele ihren Geiſt aufgeben, ſo dürfte man dieſe Behandlung ſicher eine grauſame nennen. Das eigentliche Militairhospital liegt ganz in der Nähe, iſt aber viel kleiner und trägt zu deutliche Spuren allzugroßer Oekonomie an ſich. Wenn man bedenkt, daß die beiden Oberärzte die unzuläſſige Weiſe haben nur ein einziges Mal am Tage, nämlich früh Morgens ihre Stationen zu beſuchen, während in der übrigen Tageszeit beide Hospitäler der Aufſicht einiger roher Krankenwärter überlaſſen bleiben, ſo iſt leicht einzuſehen in welchem traurigen Zuſtande von Unreinlichkeit und Unordnung aller Art die Krankenzimmer ſich befinden müſſen, und wie häufig der vom Arzt verlaſſene Kranke ſein Leben der Bequemlichkeit jener Herrn zum Opfer bringen wird.

Zu den intereſſanteſten Bauten der Stadt gehören ohne Zweifel die drei Feſtungen S. Miguel, Penedo und S. Pedro, welche ſwegen ihrer europäiſchen Form, ihrer äußerſt dauerhaften Structur und ihrer portugieſiſchen Bemannung mit der ganzen übrigen Umgebung, mit der Natur des Landes und des Volkes zu contraſtiren ſcheinen. Ihre Lage hart am Meere und die Richtung der dahin aufgepflanzten Kanonen zeigt, daß man nur gegen die Seeſeite ſich zu ſichern bedacht war, alſo nur auf Schutz gegen europäiſche Angriffe, während nicht eine Maaßregel getroffen wurde gegen einen Ueberfall von der Landſeite ſich zu ſchützen. In der letzteren Abſicht wären die Mittel weit leichter zur Hand, denn was bedarf es einer dicken, hohen Feſtungsmauer aus Stein und Granit gegen die wenig gefährlichen Pfeile, Wurfſpieße und Keulen einer feindlichen Negerſchaar? Trotz der Stärke der vorhandenen Feſtungen wird Loanda leicht einem zweckmäßig geleiteten Angriff von der Landſeite erliegen.

Die Feſtung S. Miguel iſt durch den Beſitz eines Brunnens in den Stand geſetzt eine fünfmonatliche Belagerung auszuhalten, nichtsdeſtoweniger aber werden 6 Kameele auf Gouvernementskoſten unterhalten um jeden Morgen aus einer in der Nähe der Feſtung S. Pedro gelegenen Quelle das nöthige Waſſer für die höchſten Staatsbeamte und Officiere herbeizuſchaffen, während

die übrigen Einwohner, welche vor dem schlechten Cisternenwasser oder dem aus den flach gegrabenen Gruben der Insel Loanda Scheu haben, alles von Negern kaufen müssen, die ein Geschäft daraus machen, täglich eine Bootsladung aus dem entlegenen Bengoflusse zu holen. Auch dieses ist dick und trübe, namentlich zur Zeit des großen Regens; allein das in allen Häusern übliche Filtriren durch Steine macht es wenigstens ziemlich rein von Geschmack und klar. Dennoch aber tritt zu Zeiten ein bedeutender Wassermangel ein, wenn die Böte wegen starker Ebbe an ihrer Fahrt verhindert sind. Das sonst so sehr gerühmte Wasser der Nachbarinsel ist natürlich nur im Sande filtrirtes Seewasser, schmeckt schlecht und kommt außer Gebrauch. Vielleicht hatte es früher, als diese sandige Insel durch die ewige Meeresbrandung noch nicht so viel von ihrem Umfange verloren hatte, einen bessern Geschmack. — Ein früherer Gouverneur, José de Oliveira Barreto, wollte durch ein großartiges Werk diesem Uebel abhelfen, indem er den reichlich drei Legoas entfernten Fluß Coanza durch einen Kanal mit der Stadt in Verbindung bringen wollte. Nachdem er aber während der Jahre 1813 bis 1815 eine Strecke von 3,000 Faden hatte graben lassen, vereitelte ein anhaltender, starker Regen und das Ueberströmen des See's Mugé die mühsame Arbeit und verschüttete alles. Ein zweiter ähnlicher Versuch desselben Gouverneurs mißlang gleichfalls. Seit der Zeit ist Niemand wieder auf einen ähnlichen Versuch gekommen, außer daß schon seit dreien Jahren mitten in der niedrigen Stadt an der Inswerksetzung eines artesischen Brunnens von einem dazu berufenen Deutschen gearbeitet wird; allein auch dieses Unternehmen schien bis dahin keinen sonderlichen Erfolg zu versprechen. Während der wenigen Jahre, wo diese Besitzung in den Händen der Holländer war, ward von diesen ein Kanal begonnen, der mehr im Innern aus dem Coanza seinen Anfang nahm, wo das Land höher gelegen, der Boden weniger sandig und somit nicht so sehr der Gefahr des Einsturzes ausgesetzt war, doch der zu baldige Verlust der Colonie brach diese Arbeit ab und kam bei den Portugiesen wieder in Vergessenheit. — Das natürliche Fundament der Festung St. Miguel bildet eine

dunkelbraune, faſt ſchwarze, ſcheinbar verbrannte Felsparthie, die unter ihrer ſandigen Umgebung ganz iſolirt erſcheint, in einer Reihe von Jahren aber durch Abbröckeln großer Steinblöcke ſo ſehr ſich verkleinerte, daß die äußerſte Feſtungsmauer in ihrer ſenkrechten Richtung mit der ſchroffen Felswand an einzelnen Stellen beinahe eine Linie ausmacht.

Die zweite Feſtung Loanda's „Penedo", Klippe, liegt gegen Norden eben außerhalb der Stadt. Sie iſt, wie ſchon vorhin bemerkt, künſtlich in den Hafen hinein gebaut, mit ſehr niedrigen Mauern, deren Fuß von dreien Seiten vom Waſſer umſpühlt wird und von ſehr geringem Umfang. Nur die Wohnung eines Unterofficiers, eines Gefangenwärters und eine kleine Wache für die wenigen Soldaten iſt außer den undurchdringlichen Gefängniſſen und Kammern für Kugeln und Pulver der Inhalt dieſes Forts. Sogar der Commandant wohnt in einem kleinen Hauſe einige zwanzig Schritte davon entfernt. Ueberall ſind die Mauern weiß überkalkt, auf deren platten Fläche ein armer europäiſcher Soldat in wollener Uniformsjacke, ein ſchweres Gewehr im Arm, ungeachtet der glühenden Strahlen der Sonne, doppelt unerträglich wegen der Reflexion von den weißen Mauern, zwei Stunden Wache halten muß; weder gegen Regen oder nächtlichen Thau, noch gegen Sonnengluth ſchützt ihn ein ſchattiges Dach. Sogar in Loanda erſcheint dem zum Dienſt in dieſem Fort Beſtimmten ſolcher als ſchwere Strafe, weshalb denn auch häufig, ich glaube achttägig, mit der Beſatzung gewechſelt wird. Dieſes, von Ingenieuren gerühmte Fort dient außer zur Beſchützung des Hafens noch zum ſchrecklichen Aufenthalt unglücklicher Gefangener. Der erſte mir gezeigte Kerker enthielt ſieben weiße Soldaten, die an einer Revolution gegen den vorigen Feſtungscommandanten auf St. Miguel, durch deſſen Grauſamkeit veranlaßt, den thätigſten Antheil genommen. Ihr Todesurtheil war längſt gefällt und ihnen mitgetheilt, bedurfte aber noch der Beſtätigung aus Liſſabon. Die furchtbare, heiße Kerkerluft hatte ſie veranlaßt, ſich aller ihrer Kleider zu entledigen, und um ſo deutlicher ſah man den entfärbten, abgemagerten Figuren das Elend an, in welchem ſie ſchon faſt zwei Jahre ſchmachteten. Schon zwei ihrer Leidens-

gefährten hatten während dieſer Zeit im Gefängniſſe ihr Leiden mit dem Tode beſchloſſen.

Ein anderes ganz dunkles Gefängniß barg einen Negerprinzen, der eine nordöſtliche Provinz beherrſcht hatte, vermuthlich Sogno, wo er, als die portugieſiſchen Abgeſandten den verſprochenen Tribut von ihm forderten, ſelbige ermorden ließ, während er mit ſeinem Bruder, dem König von Congo, deſſen Vaſall er war, um die königliche Herrſchaft ſtritt. Eigne Verwegenheit hatte ihn in die liſtigen Hände der Portugieſen gebracht, die ihn ſchon drei volle Jahre im kläglichſten Zuſtande hingehalten hatten. Der Form wegen, erzählte mir der Generalgouverneur, würde er jeden Monat einmal zum Schloß hinauf ins Verhör geführt, welches er dann jedesmal mit erneuerter Hoffnung auf eine baldige Freilaſſung verließ, während längſt beſchloſſen war, ihn bis zu ſeinem Ende gefangen zu halten. Der Gouverneur verſicherte mich, daß dieſer Prinz der portugieſiſchen Krone der ängſtlichſte und gefährlichſte Feind geweſen wäre, der im Fall einer Befreiung bei ſeinem großen Anſehn unter den Negern überhaupt jetzt noch weniger ruhn würde, Rache an der europäiſchen Colonie zu nehmen und ihr gefährlich zu werden. Das Gouvernement wagte nur nicht, ihn eines gewaltſamen Todes ſterben zu laſſen und lebte der ſichern Hoffnung, daß ſeine überaus kräftige Conſtitution nun nicht mehr lange eine ſo ſchlechte Behandlung in dem engen Raum ertragen würde. Der Commandant des Forts mußte immer ihm zur Seite zum Schloß die Begleitung machen, während eine Soldatenwache in einiger Entfernung ihnen folgte. Sein Stolz hatte ſich anfangs gegen die Begleitung eines Unterofficiers geweigert, da er ſelbſt, ſchon früher im Beſitz einer Generalsuniform, nur in dieſer ſich öffentlich zeigte; und gern ließ man dies geſchehn, um auf die fremden und einheimiſchen Neger nur keinen üblen Eindruck zu machen. Weit und breit mußte ſein Name und Schickſal bekannt ſein, denn die fernherkommenden Negerkaravanen warfen bei ſeiner Erſcheinung ſich eiligſt auf die Knie, um ſo mit niedergeſenktem Blick dem ſeinigen nicht zu begegnen. Die allgemeine feierliche Stille unterbrach nur ein leiſes Murmeln, wie ein Gebet, welchem er mit würdigem Ernſt Beſcheid

that, indem er durch die langen Reihen schritt. Erst nachdem er lange vorüber war, wagten es die Knieenden, das Gesicht zu erheben und mit einer gewissen ernsten Feier ihm nachzusehn. Keiner von ihnen mochte wohl ahnden, daß diese scheinende Uniform bald wieder abgethan und mit schweren Ketten vertauscht würde. Als der Gefangenwärter die dicke Thür seines kleinen Gefängnisses geöffnet hatte, und er wegen der hindernden Ketten langsamen Schrittes bis vor die Thüre gekommen war, erschrak er heftig über den Anblick mehrer ihm ganz fremder Gesichter, bis er endlich, durch freundliches Zureden des Commandanten ermuthigt, uns in gutem Portugiesisch fragte, wes Landes wir wären und was wir wollten. Er meinte, wir müßten wegen der blonden Haare Engländer sein. Herrn dos Santos gab er auf die Frage, warum er sich gegen seine rechtmäßige Königin empört habe, die verständige Antwort, daß nicht die Königin von Portugal in seinen Ländern zu herrschen habe, sondern nur er und sein Bruder, der König von Congo. Seine schöne lange Figur gewann nach und nach ihre stolze Haltung wieder und zu wiederholten Malen fragte er, ob seine Freilassung noch fern sei, die ja nicht ausbleiben könne, da er kein Verbrechen begangen, sondern Portugal gegenüber nur seine Rechte behauptet habe. Darauf ward der Unglückliche wieder in sein Grab, seinen Kerker geführt.

Die dritte Festung, St. Pedro, liegt 1½ Legoas von der Stadt entfernt, am Ende des Hafens, der hier in seiner nicht bedeutenden Weite von ihr bestrichen und beschützt werden kann. Hier ist das Ufer wiederum kahler, dunkler Fels, wie bei St. Miguel, aber schroffer und höher, so daß das Fort etwa 150 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, während die höchste Höhe dieser felsigen Uferparthie an den höchsten Stellen fast 200 Fuß betragen mag. Ewig bricht sich die Wuth des Meeres an diesen verrissenen Klippen mit hohen Schaumwolken, welche die zahllosen Nester von Möven und Seeschwalben, wie die Festung selbst, welche gleichfalls aus der Ferne einem Schwalbennest nicht unähnlich sieht, zu benetzen suchen. Die Festung hat nur eine geringe Anzahl von kleinen Kanonen, und würde sehr schwach zu

nennen ſein, wenn die Lage zu ihrer Sicherheit nicht bedeutend beitrüge. Die geringe Anzahl ihrer Soldaten wird gleichfalls allwöchentlich von Loanda her erneuert. Dies Fort iſt urſprünglich von den Holländern erbaut.

Außer einzelnen verfallenen Kapellen giebt es in Loanda drei Kirchen, von welchen die Domkirche, dem Schloſſe gegenüber, bei weiten die ſchönſte iſt. Aeußerlich ziert ſie ein hübſcher Thurm und innen iſt ſie reich an Bildern und Figuren von Heiligen. Die zweite Kirche liegt in der Mitte der Stadt, ganz in der Nähe der eigentlichen Marktplätze; in ihr wird eine ewige Lampe unterhalten; doch ſah ich niemals Andächtige das Innere beſuchen. Die dritte Kirche, Nazareo genannt, liegt am nördlichen Ende der Stadt und ſcheint die am meiſten benutzte zu ſein. Am Weihnachtstage war dieſe am Abend hell erleuchtet, während die übrigen an keiner Feier Theil nahmen. Neger und Negerinnen hatten den ganzen Tag mit ihren beſten Kleidern geſchmückt, ſchon auf den Straßen zugebracht, um in ihrem Reichthum zu prangen. Alle Gewänder, aus großen Tüchern beſtehend, von immer verſchiedener Farbe, die eine Negerin beſaß, wurden zugleich umgethan, und zwar mit einer ſolchen Kunſt, daß keins durch ein anderes überall bedeckt war, wenn ſie auch eine ſechsfache Garderobe an ſich trug. Am Abend war die Kirche immer gedrängt voll, und der Boden der Art mit Knieenden überſäet, daß es zu Zeiten unmöglich war, hindurch zu kommen. Indeſſen war die Geiſtlichkeit, ein Mulatte und ein Neger, im kirchlichen Ornat mit Samar und Kragen verſehn, in ihrem verſteckten Stuhl eifrig bemüht, die ſie Beſuchenden auf's Beſte zu bewirthen. Als ich mit dem Phyſikus und Frau zu ihnen kam, ſäumten ſie nicht, uns einen Tiſch mit Wein und braſilianiſchem Naſchwerk vorzuſetzen, wobei ſie es an Aufforderung zum Eſſen und Trinken nicht fehlen ließen, und es für Pflicht zu halten ſchienen, mit gutem Beiſpiel voranzugehn. Indem nun ein Gaſt nach dem andern ging und kam, ſo durfte man freilich ſich nicht wundern, wenn die beiden frommen Herrn endlich ein Opfer ihrer Pflichterfüllung, als gute Wirthe, taumelnd die Kirche verließen. Dem Einen paſſirte noch, als er nach Hauſe gehn wollte,

der unangenehme Fall, daß ihm in einer kleinen Schlägerei der Samar zerriſſen wurde. Später erzählte man ſich dies als eine lächerliche Geſchichte, in der Niemand etwas ſehr Auffallendes fand. —

Das alte Jeſuitencollegium iſt längſt verfallen, ſo wie von den drei Conventen der italieniſchen Capuziner, des dritten Franziskanerordens und der hoſenloſen Karmeliter, außer jener angeführten Geiſtlichkeit keine weitere Spur mehr vorhanden iſt.

Einer von den beiden Pfaffen führt noch jetzt den Titel eines Biſchofs von Congo und Angola, allein ſeit der Biſchofſitz von St. Salvador nach Loanda verlegt worden iſt, hat dieſe Bezeichnung keine Bedeutung mehr, und der Einfluß der Kirche auf jenes mächtige Königreich, deſſen König ſchon 1491 die römiſch-katholiſche Religion annahm, und in ſeiner Hauptſtadt eine hölzerne Kirche erbauen ließ, von der jetzt noch Spuren vorhanden ſein ſollen, hat gänzlich aufgehört.

Loanda hat drei Marktplätze, wovon der eine in der Nähe der Alfandega der eigentliche Fruchtmarkt iſt, während auf den beiden andern, Waaren aller Art, europäiſche wie afrikaniſche Kunſtproducte und Naturalien verkauft werden. Der Fruchtmarkt wird immer nur Morgens von fünf bis acht Uhr gehalten, und pflegt ſelbſt von den Vornehmen beſucht zu werden, die dann, einen Sklaven hinter ſich, von den mannigfachen Früchten und Gartengemüſen, welche meiſt aus der Gegend des Bengo-Flußes gebracht werden, zu ſehr billigen Preiſen die Tagesbedürfniſſe einkaufen.

Die andern beiden Marktplätze ſind nur Erweiterungen der Hauptſtraße der Stadt und ſind mit langen Reihen kleiner Matten- oder Linnenzelte beſetzt, in denen gewöhnlich eine ſchöne Negerin mit dem Handel um Matten, Körbe, Scheeren, Meſſer, Kattune, Negerpfeifen u. ſ. w. noch den um ihre Reize verbindet. Dieſe kleinen Zelte werden am Abend immer abgebrochen, ein wenig auf die Seite gebracht und dienen häufig zur nächtlichen Wohnung. Früchte und Gemüſe ſind trotz des eigentlichen Fruchtmarktes auf den beiden andern übrigen Plätzen in Menge mit untermiſcht; und von letzteren findet man, wenn man Kartoffel

ausnimmt, an deren Statt man ſich mit Jams und Bananen hilft, faſt alle europäiſchen Arten. Zwiſchen den Buden ſitzen einzelne Marketänderinnen, welche aus großen irdenen Gefäßen eine rothe Suppe aus Tomatos, pomme d'amour, den Vorübergehenden zum Verkauf anbieten und in durchgeſägten Kokusnüſſen verabreichen, welche, wenn gleich die Behandlung nicht appetitlich iſt dennoch einen angenehmen ſäuerlichen Geſchmack hat und den Durſt löſcht. Die zahlreichen vorüberziehenden Karavanen ſcheinen den Verkäuferinnen guten Verdienſt zu bringen, ſo daß ſie meiſtens mit ähnlichen Togen, wie die Frauen in Benguela, wohl bekleidet ſind.

Die Straßen von Loanda ſind mit Ausnahme zweier, welche von der niedrigen Stadt zur Hochſtadt führen, alle ungepflaſtert, nur vor wenigen Häuſern findet man kleine Strecken mit einer Muſchel Arca senilis zierlich belegt. Der Mangel einer allgemeinen Pflaſterung wird übrigens keineswegs fühlbar, indem weder ſchwere Laſtwagen noch häufiges Pferdegeſtampf die ſandigen von Natur ebnen Wege verderben, und der leiſe tägliche Seewind iſt nicht im Stande Staub zu erregen. Nur der Gouverneur und zwei bis drei Privatleute ſind im Beſitz eines Wagens, von welchen Erſterer ſich bei ſeinen täglichen Spazierfahrten immer durch die zwei Wache habenden Offiziere und zwei gemeine Soldaten zu Pferde begleiten ließ.

Wenn der Regen ſtark fällt, ſo pflegt er in Strömen von den Bergen fließend, große und tiefe Furchen zu hinterlaſſen, welche aber ſogleich wieder geebnet und ausgefüllt werden; nicht ſelten werden ganze Negerwohnungen mit fortgeriſſen, die an den Anbergen zerſtreut auf dem leichen Sande erbaut ſind.

Ein früherer Gouverneur, Manoel Vieira Tovar e Albuquerque gab einſt Befehl, daß alle Negerbaracken, die nicht aus Kalk und Stein beſtänden, zerſtört werden ſollten. Ob das nun gleich geſchehen iſt und in den erſteren Jahren keine ſo leichte Hütten wieder gebaut wurden, ſo findet man doch jetzt wieder ziemlich beträchtliche Stadttheile, welche nur aus Negerhütten, in ihrer alten Weiſe conſtruirt, beſtehn. Selbige ſind aus Bambus- oder Palmzweigen gemachte, viereckige und runde Häuschen, mit

einem Schilfdach, zum Theil so nachläſſig verfaßt, daß Regen und Wind wenig Hinderniß findet. Innerhalb dieſer Wohnungen ſieht man weder Betten, noch Stühle oder Tiſche; alles dies erſetzt die bloße Erde; eben ſo wenig findet ſich ein Feuerheerd, indem die Hausbewohner ſich gewöhnlich vor der Thüre um ein kleines Feuer gelagert haben. Der ganze Hausrath beſteht meiſt nur aus einigen Kalabaſſen und einem irdenen Gefäß zum Kochen. Einiges Geräth zum Fiſchfang haben nur die Wenigen, welche daraus ein Gewerbe machen, deren Zahl aber weit geringer, als in Benguela iſt, weil ein benachbarter See „Mugé" die Stadt reichlich mit Fiſchen verſieht.

Von Ackergeräth iſt in ſeltnen Fällen nur eine Hacke vorhanden, denn faſt keiner giebt ſich die Mühe das ſeiner Wohnung nahe Land zu bearbeiten. Nur wenige beſchäftigen ſich mit Korbflechten aus den groben Blättern der Fächerpalme, ihre Producte aber ſind, wenn gleich ſehr ſtark, niemals ſo ſchön wie die trefflichen Geflechte aus Cabinda und die der rohen Neger der verſchieden Stämme des Innern.

Die Inſel Loanda, welche nach Pimentel's Bericht eine Länge von 6 bis 7 Legoas und an einzelnen Stellen eine Breite von einer Legoa gehabt haben ſoll, auf welchem Areal nach Feo Cardoſo 2000 Einwohner in verſchiedenen Dörfern vertheilt waren, hat ſich bis jetzt ſehr bedeutend, wenigſtens um die Hälfte in allen Dimenſionen, verkleinert. Beſonders auf den ſüdlichen Ende ſind noch recht fruchtbare Stellen, Gärten und Kokuspalmen, in welcher Gegend auch noch ein kleines Fiſcherdorf iſt, allein die nördliche Hälfte, auf welcher die reichen Loandaner ihre ſogenannten Landhäuſer haben, iſt, außer in den wenigen Gärten, worin einige Sträuche, wenig Kokuspalmen ſich finden, durchaus arm an jeder Vegetation, ſo daß ein Paar Ziegen nur dürftig ihre Nahrung zu finden ſchienen.

Die Land- oder Luſthäuſer ſtehen wie verlaſſen da, indem der Beſitzer ſelten oder nie für längere Zeit dort einzieht, und dienen einzig und allein zum Aufbewahren der Sklaven, die hier ihre letzte Station finden, wenn nämlich der Händler mit einiger Sicherheit ſein Schiff an der Weſtküſte der Inſel glaubt befrach-

ten zu können. Die wenigen Neger, welche zur Beaufsichtigung der Häuser dort wohnen, beschäftigen sich zur Zeit der Ebbe mit dem Einsammeln von Arca senilis, wovon immer große Berge zusammengetragen und dort zu Kalk gebrannt werden. Außerdem werden dort die beiden Schnecken, welche bei den meisten Karavanen als Münze gelten, Oliva nana und Cyprea moneta viel gefunden und in Körben zur Stadt gebracht.

Es ist sehr zu bedauern, daß in der ganzen Umgegend von Loanda nirgends für Erholungs- und Belustigungsörter gesorgt ist, während, wenn gleich die nächsten Berge kahl zu nennen sind, es doch keineswegs an schönen Punkten fehlt, wo sich übers Meer, die Stadt und in fernere waldige Gegend, bis zum Coanza und Bengo-Fluß, eine reizende Aussicht bieten würde. Nur von der Stadt bis hinaus zum Fort Pennedo führt eine, aus verschiedenen Bäumen bestehende hübsche Allee, in deren dickem Grün Abends zahllose Stimmen verschiedener Cicaden laut werden, deren durchdringendes Geschrei in der sonst unheimlich tiefen Stille der Nacht über eine viertel Meile hörbar bleibt. Neben dieser Allee hat ein Italiener, durch Sklavenhandel reich geworden, sich inmitten eines großen Obstgartens eine niedliche Villa erbaut, wohin die Gastfreundlichkeit des Besitzer häufig die lustwandelnden Loandaner lockt. Als ich eines Morgens in aller Frühe mit meiner Wirthin diesen Ort besuchte, um die ungeheure Menge der eben reifen Kaschufrüchte, welche alle Bäume, von der Erde bis zum Gipfel gleichsam bedeckten, zu bewundern, kam gerade ein großer Heuschreckenschwarm von N. W. herangezogen, der mit seinem unendlichen Zuge wenigstens die Stadt bedecken zu wollen schien. Kurz vor 6 Uhr zeigten sich die Ersten dieser Wanderer und erst gegen zehn Uhr hatte der Schwarm ein Ende. Es ist fast unmöglich sich die Größe eines solchen Zuges deutlich vorzustellen, dessen dichtgedrängte Masse die eben durchbrechenden Strahlen der Sonne so sehr verschwinden ließ, daß man im dichten Schatten ging. Alle Neger wurden sogleich in den Garten beordert, um durch Geschrei und um sich Schlagen mit großen Büschen, so viel wie möglich das Senken des Zuges zu verhindern. Zum Glück war der Flug noch so kräftig und rasch, daß er die Stadt verschonte

und vermuthlich ſich erſt an den üppigen Ufern des Coanza etablirte, während aber dennoch, durch zu dichtes Gedränge am Fliegen gehindert, ſo viele hinunter gefallen waren, daß jeder Fußtritt viele zernichtete. Wenn das vollkommne Senken eines Zuges, der in wenigen Stunden ſchon jedes Blatt und jeden Grashalm zerſtört hat, und ſo Theurung und Hungersnoth herbeiführt, als das größte Unglück betrachtet wird, ſo veranlaßt ein ſolches theilweiſes Herabfallen der Wanderheuſchrecke unter den Negern große Freude und Jubel. Jeder eilt dann mit Körben und Säcken hinaus und füllt ſie in kurzer Zeit, ſogar die Europäer ſchicken gern alle ihre Sklaven auf dieſe Jagd aus, weil ſie dadurch der Laſt auf einige Zeit überhoben werden, ſelbige zu ernähren. Roh und geröſtet verzehrt der Neger ſie als Delicateſſe; und noch nach acht Tagen ſah man auf allen Straßen große Körbe mit geröſteten Heuſchrecken zum Verkauf ausgeboten werden. Auch unſere Affen, die ſie mit Gier verſchlangen, wurden, ſo lange es gehn wollte, damit gefüttert. Wenn man einen Wiederwillen zu überwinden im Stande iſt, ſo läßt ſich allerdings nicht läugnen, daß der Geſchmack angenehm iſt und eine Ähnlichkeit von Haſelnüſſen hat. Seit ſechs Jahren war dies der zweite Zug, der Loanda mit einem Ueberfall bedroht hatte; aber auch der frühere hatte dieſelbe Richtung genommen und die üppigeren ſüdlichen Gegenden geſucht. Im Ganzen hat man große Furcht vor ſolchen Zügen, auch wo ſie ſich nicht etabliren, weil man aus ihnen auf kommende große Dürre ſchließt; und ohne Zweifel iſt ſie es auch welche die Auswanderung aus dem Mutterlande, wahrſcheinlich aus den innern Hochebenen, oder den fruchtbaren Gegenden des Zaireſluſſes unmittelbar veranlaßt. Bei der großen Ausdauer im Fliegen, indem man nicht ſelten ihrer viele lebendig 30, 40 und ſelbſt 50 geographiſche Meilen vom nächſten Lande entfernt im Meere findet, bleibt es ſchwer zu beſtimmen, wo ein Zug ſich zuerſt erhoben hat. Schon am folgenden Tage zeugte jeder Strauch in und um Loanda von ihrer Gefräßigkeit, ſogar die dicken Blätter der Kokuspalmen vor unſerer Thüre blieben nicht verſchont.

Der Generalgouverneur von Angola pflegt alle Jahr mit den Vornehmſten der Stadt auf einige Tage eine Jagdtour nach

dem Bengo-Fluß zu unternehmen, wozu denn natürlich die gesundeste Jahreszeit, d. h. vorzüglich März und April gewählt wird. Es war nun freilich schon seit 14 Tagen fast täglich Morgens und Abends ein heftiger Regen gefallen und die Zahl der europäischen Kranken fing an sich bedeutend zu mehren, dennoch blieb aber die dazwischen liegende Tageszeit, wenn gleich der Himmel etwas mehr bedeckt, ziemlich heiter und angenehm; und die zu dieser Zeit, des sogenannten großen Regens, stärkeren See- und Landwinde schienen die Hitze, welche nicht leicht in Loanda über 24 bis 25° R. stieg, sogar ein wenig zu mindern. Mit Rücksicht auf die Anwesenheit des Herrn dos Santos ward nun jene Tour am 25. December unternommen, in Gesellschaft von 31 Weißen, unter denen zwei an der Küste geboren waren. Der Hauptgegenstand der Jagd ist das Krokodil, dessen große Anzahl in Bengo es leicht macht, von einem hart am Fluß liegenden Hause aus, selbige mit Kardätschen zu schießen; zu welchem Zweck denn auch fast die ganze Artillerie beordert wird, so daß sich die Zahl der ganzen Gesellschaft, mit allen Dienern und Sklaven und Ruderern auf über 200 Personen belief. Schon vor 2 und 3 Uhr verließen 3 Böte unsere Schiffe, unter welchen das größte Herrn dos Santos gehörte und von acht seiner Matrosen gerudert und von einem gesteuert, während die übrigen jedes von 4 Kabindanegern geführt wurde. Der größere Theil der Gesellschaft legte um schneller zum Ziele zu gelangen, zu Lande den Weg von ungefähr 3 bis 4 Legoas Länge zurück, entweder von Pferden oder in Tipeuen von Negern getragen.

Die schmale Mündung des Bengo läßt sich an dem niedrigen Ufer nur in großer Nähe erkennen, indem die Breite gewiß nicht mehr als einige zwanzig Schritte beträgt, und besonders um diese Jahreszeit häufig noch mehr beengt wird durch Anhäufungen losgerissener Landstücke, Pflanzen- und Baumstämme. Mit träger Bewegung schwimmen große Mengen von Haifischen vor dieser Mündung auf und ab, und fangen mit ihrem gefräßigen Rachen was der Strom ihnen zuführt, oder was darinnen das nicht minder gefräßige Krokodil ihnen überließ. Wir zählten nahe um unser Boot in einem Momente neun große Haifische.

Der Kampf der Brandungswellen mit dem Strom, giebt dem Waſſer hier eine eigenthümliche Bewegung und läßt den damaligen Fall häufig eintreten, daß ein großer Baumſtamm ſich quer über die ganze Mündung legt, oder mit einem Ende gegen Schlammmaſſen ſich ſtützend, ſelbige theilweiſe ſchließt, und von ſo geringer Waſſermaſſe überdeckt bleibt, daß nur ein leichtes Negerkanot hinüberfahren kann. Die Kraft der Brandung und unſerer Ruderer warf den Kiel des Bootes ſo heftig auf dieſen nicht ſichtbaren Stamm, daß das auf die Seite geſchlagene Boot ohne Zweifel bald gänzlich umgeſchlagen wäre, wenn nicht die beſonnene Ruhe unſerer Matroſen die Gewalt der Meereswellen überwunden und uns geſchickt zurückgebracht hätte. Froh dieſer ſichern Lebensgefahr entronnen zu ſein, hatten wir plötzlich alle die Luſt an der Weiterreiſe verloren, bis ein Neger jeden einzeln von uns in ſeinem leichten Kano an einer andern Stelle durch die Brandung leicht an's Land ſetzte und in eine nahe Hütte führte, wo, durch die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs, einige Erfriſchungen unſerer harrten. Unſer Boot brachten bald einige Neger geſchickt in die Mündung hinein, worauf nach kurzer Raſt unſere Reiſe fortgeſetzt wurde.

Es mußte im Innern ſehr ſtark geregnet haben, denn der Fluß hatte einen ſo ſtarken Strom, daß wir in dem beſten Boot, bei dem angeſtrengteſten Rudern unſerer acht Matroſen dennoch 3½ Stunde brauchten um dieſe letzten 2 Legoas zurückzulegen.

Jetzt war es mitten am Tage und die Hitze ſo abſcheulich, daß nur die unendlich reiche Schönheit der nahen, beiderſeitigen Ufer die Gluth der Sonne erträglich machen, wenn nicht gar vergeſſen laſſen konnte. Der Fluß iſt überall ſo ſchmal, daß der Steuermann ſchon aufmerkſam ſein mußte, damit die Ruderer ſich mit ihren Riemen nicht in den Uferpflanzen verwickelten. Rechts und links nur dicker Wald mit der mannigfaltigſten Pflanzenabwechſelung; die höchſten Bäume wechſeln mit niederem Geſtrüpp, reich behangen mit allen einheimiſchen Früchten; und über das Ganze hat die Natur einen ewig grünen Teppich ausgebreitet, der aus den herrlichſten Schlingpflanzen beſteht, die mit den ſchönſten Blüthen prangen, und nur an einzelnen Stellen die von ihm neidiſch verſteckt gehaltenen Gewächſe durchblicken läßt. Baum-

zweige und Schlingpflanzen hängen überall so dicht in's Wasser hinab, daß nirgends Land sichtbar wird, und der Strom mit ihnen spielend, ein ewiges Plätschern und Murmeln hören läßt, das dem Geräusch einer frisch entspringenden Quelle gleicht. Der verschiedenartigste Vogelgesang tönt aus dem undurchdringlichen Dickicht; hie und da steht der langbeinige Löffelreiher mit philosophischer Ruhe, so daß man aus der Ferne ihn für einen aufgerichteten Stock hält, bis er an seinen Beinen die Beute seines Hungers fühlt, rasch darnach schnappt und mit dem Erbeuteten davon fliegt; neben dem wilden Perlhuhn wiegt sich der schönfarbige Perokit auf blüthenreichem Zweig und überall flattert Geflügel mit bunter Farbenpracht, von uns in der ruhigen Einsamkeit gestört. Verschiedene Affen leben hier in großer Menge, und einzelne verfolgten, von Baum zu Baum hüpfend, lange unser Boot, neugierig die Vorüberfahrenden betrachtend.

Oft mußte unser Boot geschickt ausweichen vor den uns entgegentreibenden Gegenständen; große Landstücke trugen noch aufrechtstehende Bäume, in einem Fall eine noch frische Kokuspalme mit vielen Nüssen behangen; jeden Augenblick kamen die hochgefüllten Negerkanoes zurück, nachdem sie in wenig Stunden mit Früchten, Orangen, Granaten, Ananas, Citronen, Gujavas, Mangos, Bananen ꝛc. ꝛc. ihr Fahrzeug beladen hatten, oder mit Flußwasser befrachtet nach Loanda zurückkehrten. Ueberall sieht man nur den üppigsten Reichthum der Natur, in ihrem ewig heitern Sonntagskleide, so daß man die Sterilität der benachbarten Gegenden kaum zu denken im Stande ist. Doch das Aneinanderliegen aller Extreme zeigt sich nirgends deutlicher, als in diesem wahren Eden. Wie soll man's glauben, daß inmitten dieser Blüthennatur, mitten unter dem friedlichsten Thiergeschlechte, den Vögeln und Schmetterlingen, in dem so heiter strömenden Fluß, der scheußliche Alligator, die furchtbarsten Schlangen gleichzeitig wohnen und den ruhigen Genuß dieser unerschöpflichen Naturreize fortwährend stören.

An den Stellen, wo die Ufer nur von Schilf und dickem Rohr bewachsen sind, ist in großen Ausdehnungen dasselbe von Alligatoren niedergedrückt; und scheinbar künstlich gebildete Wege

verrathen ihren regelmäßigen Gang, den keines Menschen Fuß zu verfolgen wagen dürfte. Sowohl der sumpfige Boden, als auch der zu dicht gedrängte, mächtige Pflanzenwuchs würden auch die Untersuchung der nächsten Ufer in jeder Weise gefährlich, wenn nicht gar unmöglich machen. Nur das amphibienartige Nilpferd und das kräftige Rhinoceros sind im Stande, dieses Dickicht zu durchbrechen und unbekümmert der gefräßigen Alligatoren, wie der lauernden Riesenschlangen, darin einen ungestörten Aufenthalt zu finden. Uebrigens sind diese beiden Thiere am Bengo große Seltenheiten, während der benachbarte Dande und der nicht ferne Coanza sehr reich an beiden ist.

Unser Weg führte uns an zwei Negerdörfern, am rechten Ufer des Flusses, vorüber. Die Einwohner gingen zum Theil fast ganz nackt, und lebten, fern von jeder Tyrannei, in ihren kleinen runden Schilfhütten, mitten unter wilden fruchttragenden Pflanzen, an der Küste eines fischreichen Flusses, wie es schien so glücklich, wie Adam im Paradiese, nur daß Letzterer wahrscheinlich gegen raubsüchtige Thiere geschützter war. Für den Neger ist vor allen Dingen Nichtsthun das höchste Glück, und in dieser reizenden Landschaft konnte der Zwang zur Beschäftigung nimmer für ihn entstehn. Mit stummem Staunen sah uns die ans Ufer gekommene Bewohnerschaft, in prachtvollen Böten und mit schönen europäischen Zeugen gekleidet, vorüberfahren. Vielleicht waren unter uns mehr Neider, als unter ihnen. Hin und wieder lagen vereinzelte Negerbaracken, an Plätzen, die erst durch die Axt von ihrem üppigen Wuchs befreit werden mußten, und nur zu Boot, von der Wasserseite zugängig blieben. Zum Theil waren sie wegen des wasserreichen Bodens auf Pfählen erbaut, und mochten vielleicht nur außer der Regenzeit einen trocknen Fleck in der nächsten Umgebung haben. Wenige Hütten lagen so hoch, daß sie noch in dieser Jahreszeit, wo der Fluß schon so stark angeschwollen war, einen kleinen Garten hatten, um darin Mais und Bananen zu bauen, so wie gleichfalls Maniok, welches letztere in so feuchtem Boden wild nicht anzutreffen ist.

Endlich kamen wir um zwei Uhr am Ziele unserer Reise an, wo eine Kanonensalve die Kommenden begrüßte. Die, welche zu

Lande gereiſt waren, hatten ſchon, obgleich einige Stunden nach uns aufgebrochen, hinlänglich Zeit gehabt, von den Strapazen der Tour ſich zu erholen, während wir, wie nach ſtarker Körperanſtrengung, ganz erſchöpft ankamen. Der Gouverneur hatte 6 Kanonen vor dem Hauſe aufpflanzen laſſen, welche bei jeder beſonderen Gelegenheit, z. B. wenn zu Tiſche gegangen wurde, oder bei einem jeden Toaſte in ſteter Thätigkeit erhalten wurden. Für alle Diejenigen, welche außer einiger Eß-, Trink- und Spielluſt auch noch einige Jagdgedanken mitgebracht hatten, war dies allzu häufige Schießen natürlich keine ſonderliche Freude, da jedes wilde Thier dadurch verſcheucht werden mußte.

Der Bewohner dieſes Hauſes war ein Portugieſe, mit Namen Lion, in dieſem kleinen Negerdorf, das etwa aus 30 Hütten beſtand, der einzige Weiße. Seinem Namen Lion machte er in ſo fern Ehre, als er weit und breit für den beſten Löwenſchützen gehalten wurde, welche Eigenſchaft ihm in dieſer Abgeſchiedenheit von beſonderem Nutzen ſein mußte, da er nur zu häufig gezwungen war, ſeine zahlreiche Viehheerde gegen die Angriffe dieſes mächtigen Raubthieres zu vertheidigen. Das Haus war aus Brettern erbaut und mit einem Binſendach verſehn, von ſo bedeutendem Umfang, daß es vier abgekleidete Gemächer beſaß, von welchen das größte zum Speiſeſaal eingerichtet war, worin während der beiden Tage unſers dortigen Aufenthalts die mit allen Getränken und Speiſen faſt verſchwenderiſch beſetzten Tiſche, ſogar auch während der Nacht, ununterbrochen ſervirt blieben. Des Trinkens und Schmauſens war denn auch nie ein Ende, ſo daß natürlich die größte Heiterkeit herrſchte und niemand an den eigentlichen Reiſezweck dachte.

Schon gleich nach Tiſche fiel ein feiner Regen und hielt mit kleinen Zwiſchenpauſen bis zu einbrechender Dunkelheit an, wodurch mir denn leider faſt jede Gelegenheit benommen wurde, nur in der nächſten Umgebung mich etwas umzuſehn, zumal jeder der andern Europäer es für einen halben Selbſtmord hielt, wenn ich unvorſichtig genug war, etwas naßgeregnet wieder nach Hauſe zu kommen. Meine faſt alleinige Beſchäftigung blieb für dieſen Tag mit ſehnſüchtigem Blick in die unermeßlich reiche Natur, wie aus

dem Kerker ein Gefangener, hinauszuſchaun, nur mit der Hoffnung mich tröſtend, daß Morgen der Himmel nicht regnen werde. Der nahe vorüberfließende Bengo war nicht mehr von Böten belebt, denn ſo weit brauchten die Fruchthändler Loanda's nicht zu fahren; kein Vogel, kein Affe ließ an dem dick bewachſenen gegenüberliegenden Ufer ſich ſehn; nicht einmal ein einziges Krokodil entdeckte ſich meinem Auge, während von derſelben Geſellſchaft vor etwa einem Jahre vor demſelben Hauſe deren 11 an einem Tage geſchoſſen waren. Nur das unaufhörliche Hinabtreiben des durch den Strom Losgeriſſenen gab einige Unterhaltung.

Gegen Abend ward eine entlaufene Sklavin, ein kleines Kind an der Hand, vorübergeführt, mit einem Strick um beide Arme von dem, der ihr nachgeſchickt war, wieder in ihre alte Sklaverei nach Loanda geleitet, wo nach überſtandener grauſamer Strafe nur das härteſte Loos ihrer harren konnte.

Kaum hatte ſich die Sonne geſenkt, ſo kam die große wohlgenährte Viehheerde von ihrer fetten Weide, um in ihrem Krahl für die Nacht verwahrt zu werden. Die den Platz einſchließende Mauer beſtand aus Kalk und Steinen und hatte eine Höhe zwiſchen 8 und 9 Fuß. Dieſes bedeutende Schutzmittel gab aber dennoch nicht volle Sicherheit gegen wilde Thiere, denn 8 Tage vorher war ein Löwe vor Einbruch der Dunkelheit über dieſe Mauer in den Krahl geſprungen, und mit einem Stück Jungvieh im Rachen wieder über ſelbige zurück. Weiteren Schaden hatte er diesmal nicht angerichtet, mit ſeiner Beute aber entkam er, wenn gleich auf der Stelle nach ihm geſchoſſen und er eine Strecke verfolgt wurde. Seine Krallen hatten deutliche Spuren in der Kalkmauer hinterlaſſen.

Herr Lion verſicherte mich, daß es keine Seltenheit ſei, daß ein Löwe bei Tage die weidende Heerde anfalle und aus Mordluſt oft eine große Anzahl Vieh mit der Tatze im Genick erſchlüge; unter 10 bis 15 Opfer genügten ſelten ſeiner Wuth, in einem Fall wurden ſogar von einem Löwen 36 Ochſen auf der Weide erſchlagen. An den meiſten findet ſich kaum eine ſichtbare Verletzung, indem der Löwe nur Einem Vieh den Bauch

aufreißt und mit den Eingeweiden den Hunger ſtillt. Beiſpiele der Grauſamkeit des Löwen wußte jeder viele zu erzählen, ſeine ſo vielfach gerühmte Großmuth aber kannte keiner.

Im vorigen Jahre hatte Herr Lion aus ſeinem Fenſter einen Löwen, der im Begriff war über die Mauer des Vieh-Krahls zu ſetzen, angeſchoſſen, worauf das verwundete Thier, wüthend den Feind ſuchend, in das Haus deſſelben gekommen war, und als der Schütze ihm nicht begegnete über die hohe Rohrmauer zu ſetzen einen Anlauf nahm, wo er dann, von einer neuen Kugel getroffen, todt zu Boden fiel.

Neger und Europäer haben alle den beſtimmten Glauben, daß niemals eine Kugel einen Löwen tödte, wenigſtens falle er erſt, nachdem er mit einem ungeheuren Sprunge, im Moment wo ihn die Kugel traf, ſeinen Feind ſuche, um, wenn auch ſterbend, mit der tödlichen Tatze wiederum den Tod zu geben.

Einer der Anweſenden erzählte, daß in der neuen Colonie Mozamedes ein angeſchoſſener Löwe in einen Negerhof geſprungen ſei, und 13 Neger und einen Weißen vor ſeiner Flucht in einem Augenblick ermordet habe.

Die von der Geſellſchaft mitgebrachten Pferde wurden unter ein für dieſen Zweck erbautes Dach geführt, in deſſen Nähe für die ganze Nacht ein großes Feuer von den wachenden Negern unterhalten wurde. Dies iſt das gewöhnliche, aber einzige ſichere Schutzmittel gegen wilde Thiere.

Die Nacht, die ich am Bengo zubrachte, gehörte wenn nicht zu den ſchrecklichſten meines Lebens, ſo doch zu den unruhigſten, während meiner Zeit an der Küſte. Schon das Bewußtſein in der ungeſundeſten Jahreszeit an einem der gefährlichſten Küſtenpunkte körperlichen Strapazen ſich ausgeſetzt zu haben, giebt unwillkürlich das Streben nach möglichem Schutz gegen die ſchädlichen Einwirkungen des Climas, ſo daß im Allgemeinen die Hauptſorge für die Erhaltung der Conſtitution auf die Bereitung eines ruhigen nächtlichen Schlafes abgezielt iſt. Wer die Nacht ſchlecht geſchlafen hat, ſagt am Tage, er ſei unwohl, oder gar er habe Fieber, wenn auch das Letztere keineswegs der Fall iſt, aus eigner Erfahrung vielleicht ſchon wiſſend, daß die Vorempfindung

des eigentlichen Climafiebers mit dem Gefühl der unbehaglichen Aufregung, nach einer, wider Willen, durchwachten Nacht große Verwandtſchaft hat.

Gleiche Redensart hört man ebenfalls aus dem Munde der Aerzte in Loanda, von denen nie einer mir eine andere Antwort auf meine Frage nach der Qualität einer Krankheit gegeben hat, als „der Kranke hat Fieber" oder „der Kranke hat Typhus." Letzteres war durchaus immer bei meinem Wirth, dem Phyſikus, der Fall, der entſchieden der Meinung war, daß jede Krankheit, die nicht rein örtlich ſei an der Küſte nur Typhus, oder eine Modification deſſelben ſein könne. In dieſer ſeiner Anſicht, die er in einer portugieſiſchen Zeitſchrift weitläuftiger deducirt haben wollte, (mir kam die Abhandlung leider nie vor Augen) war er ſo glücklich und innerlich ruhig, daß er niemals ſich genöthigt fand zu andern als Brechmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen; welches Mittel er freilich als nicht bekannt auch für ſich geheim hielt, wenn gleich jeder ſeiner noch lebenden Patienten die Heftigkeit der Krankheit nach der Zahl der genommenen Brechmittel abmaß.

Da unſer freundlicher Wirth bei den Vorbereitungen zu dieſer Geſellſchaft nur die Einrichtung von ſechs mäßigen Betten hatte möglich machen können, und nur drei bis vier von uns ſo vorſichtig geweſen waren für eine Hangematte zu ſorgen, ſo waren natürlich die Meiſten für die ganze Nacht in einem etwas verzweifelten Zuſtande, immer unbefriedigt einen ſtillen Winkel in dieſen überfüllten Zimmern, oder die flache Erde ſuchend. Viele ſuchten die Nacht mit Spiel hinzubringen, oder durch zu reichlichen Genuß des Weines gewaltſam ſich in Schlaf zu bringen. Die Hitze des Tages und deſſen Strapatzen hatten mich ſo ſehr ermüdet, daß ich, froh über den Beſitz einer Hängematte, mich ſo bald als möglich zur Ruhe begab, wenn ich gleich mein ſchwebendes Bett nicht anders zu befeſtigen wußte, als mit dem einen Ende an einer Thüre, die durch die ewige Paſſage faſt in beſtändiger Bewegung erhalten wurde. Allein, kaum gelagert, waren auch ſchon mit den Gedanken an Schlaf tauſende von Muskitos da, um mit ſtetem Geſumſe und giftigem Stachel die erſehnte Ruhe zu ſtören. Trotz aller Kleidung, von der aus Vorſicht nichts abgelegt war, hätte ich

wenigſtens zwanzig Arme in Bewegung halten können, um mich vor der Wuth dieſer Plagegeiſter zu ſchützen. Bald ward mit Verzweiflung nach ihnen geſchlagen; und dann geſchah es mir, wie dem Pferde mit der Biene, mit dem Unterſchied jedoch, daß letztere endlich auf friedliche Unterhandlung einging; bald ward eine Cigarre angeſteckt mit gleich geringem Erfolg, ja ſogar der in Verzweiflung endlich zu reichlich genommene Liſſabonner Wein verfehlte gänzlich ſeinen Zweck, ſo daß die größte Ruhe eines Stoikers, nur durch viele Kämpfe erworben, erſt im Stande war die ſtarke Leidenſchaft zum Schlaf in ſtille Reſignation umzuwandeln. Aus dem Schlaf ward nun einmal nichts und um 4½ Uhr, als ein Kanonendonner die wenigen Schlafenden weckte, verließ ich, wenig erquickt mein Lager. Ich war am ganzen Körper ſo zerſtochen und zerkratzt, daß eine Mücke hätte Argusaugen haben müſſen, um noch einen unverletzten Fleck zu finden.

Zur größten Freude ſtörte uns der Himmel nicht mit Regen, und unſerer viere ſuchten wir von vier Schwarzen gerudert eine Excurſion gegen den Strom des Flußes hinauf zu machen, natürlich mit Jagdapparaten gut verſehen. Der Strom ſchien heute noch ſtärker als geſtern, und wir ſahen uns bald genöthigt, unſer Boot zu verlaſſen und zu Fuß an dem dort wegſamen Ufer unſern Weg weiter fortzuſetzen.

Die Stille und faſt gänzliche Abweſenheit aller lebenden Thiere war meinen Begleitern faſt unbegreiflich, wenn es ſich nicht aus unſerm geſtrigen Schießen, daß ſchon heute wieder ſeinen Anfang genommen hatte, erklärte. Für unſere faſt zweiſtündige Tour wurden uns nur ein Perlhuhn und drei kleinere Vögel zur Beute; kaum, daß außerdem noch anderes Geflügel uns zu Geſichte kam. Hin und wieder fanden wir Schildkrötenſchaalen; und auf einem kleinen Buſch, vor dem Eingang in eine Negerhütte waren deren drei bis vier aufgehangen, von den noch ſchlafenden Bewohnern ohne Zweifel als Fetiſche verehrt, um vor nächtlichen Ueberfällen ſie ſchützend.

Eine ganz einſamliegende Negerhütte zog unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie war von Binſen, nach Art unſerer Bienenkörbe ſo künſtlich und zierlich geflochten, daß der Regen den Be-

wohner nie incommodiren konnte, dabei aber kaum fünf Fuß hoch und etwa drei Fuß im Durchmesser, so daß es fast unmöglich schien, einem Menschen zur Wohnung zu dienen. Als einer von uns mit dem Fuße gegen die kleine Thüre stieß, die nur ein von innen angedrücktes Brett war, ward dieser Verschluß fortgezogen und der schwarze Bewohner, von uns in seinem ruhigen Schlaf gestört, blickte uns etwas ängstlich an, und erschreckte durch den widerlichen Eindruck, den nur ein scheußliches, schmutziges Sumpfthier machen konnte die vor ihm Stehenden, so, das ein Officier schaudernd ausrief: „O! que feio bicho.“ (Welch' häßliches Gewürm!) Dieser menschenartige Trochlodyt, denn anders konnte er nicht erscheinen, hatte in fast halbstündiger Entfernung seinen nächsten Nachbaren, während er kaum zwei Schritte vom Flußufer, mitten im Schilf auf feuchtem, sumpfigen Boden nackt auf der bloßen Erde, inmitten der Grausen erregenden Einsamkeit wohnte, stets der Gefahr ausgesetzt von einem Krokodil gefressen zu werden.

Was mochte wohl den Unglücklichen bewogen haben, diese Einsamkeit zu seinem traurigen Aufenthalt zu wählen, die Gesellschaft der scheußlichsten Geschöpfe der seines Gleichen vorzuziehen? War er vielleicht eines Verbrechens wegen von seinen schwarzen Brüdern ausgestoßen worden? Oder spielte er vielleicht unter ihnen die klägliche Rolle eines heiligen Einsiedlers? Meine spätere Nachfrage über diese Punkte blieb durchaus unbeantwortet.

Der Regen fing wieder an dicht zu fallen, und da unser Weg immer feuchter und durch Schilfe und Gestrüpp immer unheimlicher ward, so trat jeder, endlich froh in dem Regen einen Deckmantel der innern Aengstlichkeit gefunden zu haben, die Rücktour an. Bald hatten wir unser Boot erreicht und in Kurzem wurden wir von der ganzen Gesellschaft mit Lachen empfangen. Rasch wurden die Kleider gewechselt und als Präservativ gegen Fieber ein kräftiges Frühstück eingenommen.

Ein längerer Aufenthalt müßte in dieser üppigen Gegend einen Naturaliensammler reichlich belohnen, vor allen aber würde die Fauna des Landes die größte Ausbeute geben. Bei meinen geringen Ausflüchten war der Insectenfang schon nicht wenig be-

lohnend, und wenn nur der Fluß nicht ſo bedeutend angeſchwollen geweſen wäre, ſo hätten ſich viele Conchylien erwarten laſſen, zumal Herr Lion in der Nähe ſeines Hauſes eine große Kalkbrennerei hatte, wozu nur Flußmuſcheln, vorzüglich Galathea fasciata, bei einem nahen Dorf in großen Maſſen geſammelt, benutzt wurden.

Gern hätte ich den heutigen Vormittag benutzt, um einen Ausflug nach dem, zwei Legoas entfernten, Kloſter St. Antonio zu machen, deſſen hochbäumiger Garten von Quiſangondo, unſerm Wohnort aus, ſchon ſichtbar war, allein das Wetter ließ es nicht zu. Jenes Kloſter, deſſen Beſitzer in Loanda wohnt, und durchaus nicht von ihm benutzt wird, iſt von ſeinen ehemaligen Geiſtlichen gänzlich verlaſſen, und ſteht trotz der ſchönen Lage auf der Höhe der erſten Küſtenterraſſe, und trotz ſeines ſchönen Gartens trotz der noch wohleingerichteten Kapelle, verödet und verlaſſen da.

Als um 12 Uhr der Regen etwas nachgelaſſen hatte, drang Herr dos Santos, deſſen Erſchöpfung nicht minder groß als die meinige war auf die Rückkehr, und vollkommen ſeine Wünſche theilend verließ ich mit ihm dieſen ſo intereſſanten Ort, obgleich der größere Theil der Geſellſchaft noch bis zum folgenden Tage zurückblieb, dem alleinigen Amüſement des Eſſens, Trinkens und Spielens ſich hingebend.

Waren wir geſtern den Strom langſam hinauf gerudert, ſo ging es heute auch mit deſto größerer Schnelligkeit hinunter. In einer Viertelſtunde waren wir an der Mündung des Fluſſes, wo ein plötzlicher heftiger Regen uns zwang in demſelben Hauſe Schutz zu ſuchen, in welchem wir geſtern von jenem großen Schrecken uns erholt und nach der langen Tour Erquickung gefunden hatten. Etwas unzufrieden mit dem Erlebten, das ſo weit hinter unſeren gehegten Erwartungen zurückblieb, ſprachen wir einige Zweifel aus über die allgemeine Angabe des ſo häufigen Vorkommens der Alligatoren in dieſem Fluße, worauf der Bewohner der Hütte, ein Eingeborner des Landes, ſich ſogleich erbot während unſers kurzen Verweilens eines jener Beſtien vor unſern Augen für eine geringe Belohnung zu fangen. Die Weiſe des Fanges war ſo eigenthüm-

licher Art, daß wir nicht Urſache hatten, unſere Einwilligung und die verlorne Zeit zu bereuen.

Nachdem der kühne Fiſcher ein kleines Ferkel getödtet hatte, durch deſſen ganze Länge er von hinten einen mäßig dicken Knittel ſchob, an deſſen Mitte, nach aufgeſchnittenem Bauch des Ferkels eine 8 bis 10 Fuß lange eiſerne Kette mittels eines Krampen befeſtigt wurde, die noch durch einen mit ihr zuſammenhängenden Strick verlängert war, begab er ſich, mit zweien ſtarken eiſernen Lanzen, mit Wiederhacken bewaffnet, in ſein leichtes Kanoe. Auf Gerathewohl warf er, wenige Schritte vor uns, die wir in ſeiner Hütte neugierig des Schauſpieles harrten, das Ferkel in den Strom hinaus. Kaum mochte eine Minute verſtrichen ſein, als plötzlich ein weit ausgeſpreitzter ungeheurer Rachen über der Oberfläche ſichtbar wurde, und raſch mit ſeiner falſchen Beute verſchwand. Dieſe Zeit nahm der Fiſcher wahr, das Ende des Strickes, woran das Ferkel befeſtigt war, in ſeinem Kanoe zu befeſtigen, ſo wie gleichfalls jene beiden Wurfſpieße durch lange Stricke mit dem Boote in Verbindung zu ſetzen. Das gefräßige Thier hatte bald ſeine Beute verſchluckt, und zog nun bald zu der einen, bald zu der andern Seite des Fluſſes das ihm folgende Boot, doch immer die größere Tiefe des Waſſers ſuchend. Die nach und nach verſtärkten Tractionen an dem Strick veranlaßten die Beſtie bald mit großer Heftigkeit in der Nähe des Boots hoch ſich über das Waſſer emporzuſchnellen, bei welcher Gelegenheit der Neger es nicht unterließ mit Kraft die Lanze nach ſeinem Kopfe zu ſchleudern. Ruhig ſtand der Jäger da, mit erhobener Lanze beſtändig des neuen Wurfes gewärtig und ſeines baldigen Sieges gewiß. Es entſtand einmal eine Pauſe von einer halben Stunde, in welcher das Krokodil gar nicht zum Vorſchein kam, darauf aber deſto häufiger und zuletzt immer mit weit aufgeſperrtem Rachen.

Die immer erneuerten Würfe, die Verletzungen und der Blutverluſt hatten endlich das Thier ſo ermattet, daß es nur mühſam das Boot nach ſich zog, als es aber noch einmal ſeine Kräfte ſammelte riß es das Boot ſo heftig auf die Seite, daß der Fiſcher aus demſelben plötzlich ins Waſſer fiel; doch mit großer Gewandheit ſchwang er ſich raſch wieder hinein und ſetzte ſein Harpuniren

ruhig wieder fort. So währte der Kampf faſt 1½ Stunden, bis das geſchwächte Thier willig der Leitung des Negers ſich hingab, der ſein Fahrzeug der Küſte nahe zu bringen ſuchte, darauf ſchnell an's Land ſprang und den Strick um eine vor der Thüre befindliche Kokuspalme befeſtigte. Auf das nun nicht mehr ganz vom Waſſer bedeckte Thier ging der Sieger jetzt ohne jede Gefahr nahe hinan, um durch die letzten unbehinderten Verletzungen dem Alligator jede Kraft zu einem möglichen Entkommen zu benehmen. Zwar war es noch am Leben, als der Neger es dem eignen Schickſal überließ, allein jetzt blieb es dem ſichern Tode geweiht, und der Neger empfing ſeinen Lohn, den er mit der Bemerkung annahm, daß er gern jeden Tag ein ſolches Schauſpiel gäbe.

Der Alligator hatte eine Länge von über 20 Fuß, und nach Aller Verſicherung wurden ſelbſt 25 Fuß lange nicht ſelten gefangen.

Als durch dieſen langen Verzug unſerer Reiſe die Geduld meiner übrigen Geſellſchaft durchaus erſchöpft war, ging es mit Haſt nach Hauſe, indem wir nach gehörigen Inſtructionen mit leichter Mühe die Mündung des Bengo paſſirten. Der leidige Regen begleitete uns zwar ganz nach Loanda, allein froh der uns harrenden Erquickung durch eine ruhige Nacht, die mich wenigſtens für das Erlittene entſchädigte, kamen wir um 6 Uhr nach Hauſe. Mein von Muskitos entſtelltes Geſicht machte mich noch für mehre Tage vor meinem Wirthe und deſſen Frau zum Gegenſtand des Gelächters.

Nach und nach hatte ſich die Anzahl unſerer Schiffe im Hafen Loanda's vermindert, indem zwei davon nach Benguela dem Vasco da Gama vorausgeſchickt waren, und ein anderes ſchon längere Zeit die Reiſe nach Rio Janeiro, um dort Ladung nach Europa zu ſuchen, angetreten hatte. Das kleinſte unſerer Schiffe, Eſperanea, war durch Donna Anna angekauft worden, um es als Küſtenſchiff für den Transport der Waaren zu ihren Etabliſſementen in Mozamedes und auf der Inſel St. Thomé zu benutzen.

Während der Zeit meines ſiebenwöchentlichen Aufenthalts in Loanda hatte ich den Entſchluß gefaßt, mich auf einen längeren

Aufenthalt in Benguela, dem Orte, der mir vor allen andern an Naturproducten als der reichſte erſchienen war, vorzubereiten. Zu dem Ende war ich ſo glücklich vom Generalgouvernement, auf mein Anſuchen dort als Cirurgiao mór angeſtellt zu werden, und ward dazu mit den nöthigen Papieren verſehen, mit dem Verſprechen, dem Generalphyſikus von Angola nach ſeiner baldigen Rückreiſe nach Europa in ſeiner Stellung folgen zu ſollen. Mit Berückſichtigung dieſer meiner günſtigen Lage waren die beiden Sammler Herr Groſsbendner und Wrede bereits fünf Wochen vor mir auf zweien unſerer Schiffe im Voraus dorthin gereiſt, um, vorläufig meine mir angewieſene Wohnung benutzend, ihre Sammlungen zu beginnen.

Bei der ſo ſeltnen Verbindung dieſer beiden Städte waren wir bis zur Abreiſe von Loanda noch ohne alle Nachrichten von den vorausgegangenen Schiffen. — Die Communication geſchieht gewöhnlich zur See, wobei die Fahrzeuge ſich dem Lande ſo nahe als möglich halten, um die aus Süden kommenden ſtarken Strömungen mit Hülfe der Landwinde zu überwinden; jedoch auch zu Lande beſteht eine, wenn gleich nicht regelmäßige Verbindung, die aber mit großen Gefahren verknüpft iſt, da die Bewohner des Landes Quiſſama, welches durchſchnitten werden muß, im Rufe großer Rohheit ſtehen, und mit dem bedeutenden Handel an Steinſalz, das in ihren vaſten Ländereien in großer Menge ſich findet, und bei ihnen als Münze kourſirt, in das Innere ſich begnügend, wenig um die wiederholt geſchloſſenen Tractate mit den Portugieſen ſich kümmern.

Am Abend vor unſerer Abreiſe, den 3. Januar ging ich an Bord des Vaſco da Gama, um mit ſelbigem die letzte Reiſe an der Küſte nach Benguela zu machen; und am 4. wurden Nachmittags zwei Uhr die Anker gelichtet.

Der Geſundheitszuſtand war am Bord erwünſcht und kaum einer der Matroſen unfähig, ſo wie an allen Schiffen erſt einer, und zwar wenige Tage vorher am Bord der Eſparanca in Folge des Climafiebers geſtorben war. Ein ſo günſtiger Zuſtand in der für den Europäer gefährlichſten Jahreszeit, mitten in der

ſogenannten Carneirade, ließ uns ebenfalls die Verhältniſſe in Benguela wenig ungünſtig erwarten.

Gewöhnlich geht der erſte Anfang einer Reiſe von Loanda ſehr langſam, ſo daß unſer Fall, noch am dritten Tage in der Ferne Loanda ſehen zu können, zu den häufigern gehört, darauf aber brachte der ſtärkere See- und Landwind mit ſeinem Wechſel uns raſch weiter.

Nachdem wir vier Tage in See geweſen waren, erkrankten plötzlich, wie von einem giftigen Hauche angeweht, vier von den Matroſen, welche mit uns nach dem Bengo geweſen waren. Am fünften Tage geſchah daſſelbe mit den übrigen fünfen, ſo wie gleichfalls Herr dos Santos über Unwohlſein ſich beklagte. Natürlich brachte ich dieſe Krankheitsfälle mit unſerer neulichen Fahrt zum Bengo in Verbindung, dennoch aber blieb ich, als der Einzige jener Expedition frei von jedem Uebelbefinden. Als ich einige Wochen ſpäter wieder nach Loanda zurückkehrte, erfuhr ich, daß auch dort jene Bengo-Fahrt die aller traurigſten Folgen nach ſich gezogen hatte, indem ohne Ausnahme jeder Theilnehmer nach ungefähr vierzehntägiger Friſt vom Climafieber befallen war; nur die beiden an der Küſte ſelbſt gebornen Weißen blieben verſchont und nicht gering war ihre Verwunderung über mein gleiches Glück. Viele wurden eine Beute dieſes typhusähnlichen Fiebers und wurden dann zwiſchen dem fünften und neunten Tage ein Opfer des Todes. Nicht ſelten erfolgte Geneſung, aber oft auch wiederholte Rückfälle, die dann faſt in der Regel den Tod mit ſich führten. Herr dos Santos ward am ſiebenten Tage ſeiner Krankheit, wenige Stunden nach unſerer Ankunft in Benguela ein Raub des Todes und mit ihm verlor die ganze Expedition ihren Anführer, ihre Seele und einzelne außerdem noch einen lieben Freund.

Wunderbar hatte ſich hier während unſerer zweimonatlichen Abweſenheit die Scene verändert; in dem Hafen lag außer dem ſtationären Kriegsſchiffe kein einziges Fahrzeug; von allen uns bekannt gewordenen Europäern, deren tägliche Beſuche uns früher faſt läſtig wurden, kam nicht einer an Bord, ſogar unſer neu etablirtes Haus, das erſt ſeit ſechs Wochen von vier Europäern,

deren drei unſerer Expedition angehört hatten, geführt wurde, gab keine Nachricht von ſich. Die Stadt ſchien ausgeſtorben zu ſein und machte einen beängſtigenden, unheimlichen Eindruck und die faſt noch reizender als früher erſcheinende Natur, die mit falſcher Pracht und Fülle den ſtill gewordenen Ort dicht einſchloß, gab dem Bilde ein eigenthümlich ſchauerliches Anſehn. Die Erzählung der Officiere des portugieſiſchen Wachtſchiffes erklärte uns bald dies Räthſel. Es war mittlerweile die Zeit des großen Regens eingetreten und kaum einige der weißen Bewohner waren frei geblieben von den Einflüſſen des lebenfordernden Gifthauches dieſer gefährlichen Jahreszeit; aber dieſe Wenigen leben während der drittehalb Monate faſt wie eingekerkert, nur im Fall der Noth und immer mit Angſt den Einflüſſen des Climas frei ſich ausſetzend und ſehnſüchtig hoffend auf den Eintritt des Märzmonats, der ihnen wieder geſtattet, des Lebens froh zu werden, oder die während der Carneirade eingebüßte Geſundheit etwas zu reſtauriren. Auch in unſerm Hauſe, hieß es, ſei Alles krank und meine ängſtliche Neugier ließ mich nicht erſt den folgenden Tag, um beſtimmte Nachrichten einzuziehen, abwarten, ſondern noch in ſelbiger Nacht um zwei Uhr fuhr ich, von Wenigen begleitet, ans Land. Nach langem Klopfen ward uns endlich die Hausthür von einer halbſchlafenden Negerin aufgeſchloſſen, die auf unſere Frage nach dem Befinden der Europäer achſelzuckend antwortete und uns eine Treppe hinanführte. Dort lagen in einem ſchwach erleuchteten, geräumigen Zimmer, deſſen undichte Fenſterläden nach zweien Seiten beſtändigen kalten Zugwind veranlaßten, die vier Europäer, denen die Führung unſeres Hauſes erſt ſeit wenigen Wochen anvertraut war, mit Ausnahme eines jungen Portugieſen, der ſchon zwei Jahre an verſchiedenen Stellen der Küſte gelebt hatte, in dem allerbedauerungswürdigſten Zuſtande. Außer dieſen fand ich hier auch den erſt vor drei Wochen eingetroffenen Inſectologen Großbendner, der, dem Tode nahe, mit größter Angſt mich bat, ſo bald als möglich Sorge zu tragen, daß er wieder an Bord käme, um mit unſerm Schiffe aus dieſem unſeligen Lande wieder in ſeine erſehnte Heimath geführt zu werden. Die ihm ſchon zugekommene Nachricht von dem plötzlichen

Tode seines Collegen, des Herrn Wrede schien ihn tief ergriffen zu haben und seinen Entschluß, nach Hamburg zurückzukehren, zu befestigen. Schon am folgenden Tage ging sein nächster Wunsch in Erfüllung; leider aber fand er dennoch, trotz der besten Pflege und sorgsamen Behandlung, statt in der ihm verhaßt gewordenen afrikanischen Erde einige Wochen später, nahe der Insel Annabon in den Wellen des Meerbusens von Guinea sein Grab. Die mehrmaligen Recidive nach dem erschöpfenden Küstenfieber machten seinem, an Hoffnungen so reichen Leben ein Ende. Der Hauptagent unsers Hauses, ein junger Altonaer, Namens Heyne, der wenige Wochen vor uns Europa verlassen hatte, empfing mit wehmuthvollem Dank durch mich aus seiner Heimath von liebevoll besorgten Eltern, Geschwistern und Freunden den letzten Gruß und zwei Tage später hatte er sein Leben beendet. Die beiden übrigen Patienten, geborne Portugiesen von den Azorischen Inseln, machten bei uns an Bord eine sehr langsame Reconvalescenz durch und verließen mit Freuden Benguela, um wieder in ihre Heimath zu kommen.

Ich beeilte mich in jener Nacht, den traurigen Anblick der Leidenden aus den Augen zu verlieren und begab mich wieder an Bord, um Vieles ärmer an Hoffnungen und freudiger Aussicht in die Zeit des mir jetzt bevorstehenden Aufenthalts in Benguela; ja das Abrathen Befreundeter hatte sogar einen so mächtigen Einfluß auf mich, daß ich zu schwanken begann, ob ich meine Stellung als Physikus-Major antreten sollte oder nicht; und es bedurfte in der That nur wenig, um mich bestimmt von diesem Vorhaben zurückzubringen. Schon der folgende Morgen brachte uns der Todesnachrichten mehre, die meinen Entschluß, nicht in Benguela bleiben zu wollen, zur Reife brachten und selbst eine Sehnsucht, diesen traurigen Ort, der mir nicht anders, als wie ein Kirchhof erschien, je eher desto lieber zu verlassen. Der gutmüthige Gouverneur, ein Mulatte, der nur interimistisch für den zur Strafe in Loanda gehaltenen fungirte, konnte mir meine Entlassung nicht geben, ohne Bewilligung des Generalgouvernements; statt deß aber erleichterte er mir, ohne es zu wollen, meine Entfernung von Benguela, indem er mich auf

meine Bitte nach Loanda beurlaubte und ich ſomit Gelegenheit bekam, mich für immer zu entfernen.

Bis zum 25. Januar mußte unſer Schiff im Hafen von Benguela liegen bleiben, nicht weil Geſchäfte einen ſo bedeutenden Verzug nöthig machten, ſondern weil es die Behörden ſich angelegen ſein ließen, möglichſt lange uns die nöthigen Papiere vorzuenthalten und möglichſt hohe Koſten zu veranlaſſen. Wohl nicht mit Unrecht beklagte ſich der Capitain über die ſtets neuen Schwierigkeiten und Chikanen, die er aber, nach ſeiner Angabe, bei keiner Nation drückender zu empfinden gewohnt war, als unter Portugieſen.

Zum zweiten Male liefen wir jetzt Novo Redondo an, der Tod des Herrn dos Santos vereitelte alle Hoffnung auf die von Nicolao Tabana ſelbſt ſchon eingeleiteten Geſchäfte und machte unſern Beſuch faſt nutzlos. Man erzählte uns hier von dem traurigen Ende des Herrn Wrede, der, nach allgemeinem Urtheil, nur in Folge einiger Durchnäſſungen von Thau und Regen ſeinen Tod gefunden hatte. Am 28. Januar wurden die Anker gelichtet, um zum letzten Male Loanda, von wo die Reiſe direct nach Europa gehen ſollte, nur auf kurze Zeit anzulaufen. Am 30. ankerten wir unter der Feſtung St. Pedro, wohin der Lootſe abſichtlich unſer Schiff gelagert hatte. Zugleich wurde uns der Befehl überbracht, durchaus keinen Beſuch an Bord zu laſſen und zur Bewachung ein Soldat gegeben, der zu keiner Zeit das Verdeck verlaſſen durfte. Wäre nicht an dieſem Tage einer der übrigen Schiffscapitaine unſerer Expedition in die Nähe unſers Schiffes gekommen, der uns die traurige Nachricht von der Beſchlagnahme ſeines Schiffes und eines zweiten zu uns gehörigen überbracht hätte, eine Maaßregel, die allein auf Veranlaſſen eines Hauſes in Rio Janeiro wegen unbefriedigter Geldforderungen geſchah, ſo wäre es uns ein vollkommnes Räthſel geblieben, warum uns befohlen wurde, ſo nahe unter St. Pedro zu ankern und weitere Befehle abzuwarten. Vier volle Tage ließ man unſer Schiff durchaus unberückſichtigt liegen, bis der Capitain, der ſich gänzlich vergeſſen glauben mußte und ohnehin ohne beſonderen Zweck den Hafen Loanda's angelaufen war, auf den

ſehr natürlichen Gedanken kam, die Dunkelheit der nächſten Nacht zu benutzen und jedem ſcheinbar ungerechten Zwang ſich zu entziehn. Die augenblicklich geringe Waſſermenge machte es bedenklich, in See zu gehn, ſtatt deß aber ſollte die Fahrt zunächſt nach Ambriz gehn, einem freien Negergebiet, wo portugieſiſche Gerichte nicht zu fürchten waren. Die vorſichtig mit Werg umwickelten Ankerketten ließen trotz der Stille der Nacht kein Geräuſch zu der nahen Feſtung gelangen und in wenig Augenblicken bewegte unſer Schiff ſich langſam vorwärts. Ich will übrigens jedem ſpäteren Flüchtling den nützlichen Rath geben, unter ſolchen Umſtänden erſt gegen Morgen, wo der Landwind etwas ſtärker zu werden oder überhaupt erſt zu beginnen pflegt, ſich auf dieſe Fahrt zu begeben, da ihn ſonſt nicht unwahrſcheinlich unſer Schickſal treffen würde. Die Nacht war ſtill und ruhig, das Meer glatt wie ein Spiegel und der kaum merkliche Landwind trieb uns in einer Stunde kaum aus dem Bereich der Kanonen. Der arme Soldat, deſſen Aufſicht wir anvertraut waren, mußte ſchon willig ſich fügen, wofür ihm gern die freie Beförderung von Ambriz nach Loanda, nebſt einer kleinen Geldbelohnung zugeſichert wurde. Die vielen kranken Matroſen, die in der Ueberzeugung, bei längerem Aufenthalt ſicheren Untergang zu finden, lange ſchon ſich nach offener See und der Rückreiſe nach Europa geſehnt hatten, ſchöpften wieder Muth und faßten neue Hoffnung auf Geneſung. Unter den Geſunden, denen gleichfalls die Küſte verhaßt geworden war, entſtand allgemeiner Jubel und ſtill ward derſelben von dieſen manches Pereat getrunken. Der erſehnte Nachtwind aber, der ſelbſt in Form eines Sturmes willkommener Gaſt geweſen wäre, wollte immer ſich noch nicht regen, und ſchon ſahen die Aengſtlichen im Geiſte das heranbrechende Tageslicht, mit ihm die verwünſchte nahe Küſte und eine nachgeſchickte Kriegsſchalupe. Wirklich kündigten ſich bald dem lauſchenden Ohre dumpfe, ferne Ruderſchläge an, die bald jeden Zweifel hoben; und in Kurzem wurde unſer Schiff gleichzeitig an beiden Seiten von 16 bewaffneten Soldaten geentert, deren Officier ohne viele Umſtände das Commando übernahm und dem Schiffe wieder die Richtung in den Hafen gab. Da waren wir am Ende mit un-

ſerm kurzen Jubel, und bei nicht geringer allgemeiner Verſtimmung fand uns der nächſte Morgen ruhig im Hafen von Loanda liegen, wo man uns ſo vorſichtig lagerte, daß eine neue Flucht durch die Bewachung der kleinen Kriegsbrigg Audaz, des Forts Pennedo und St. Pedro durchaus unmöglich gemacht wurde.

Der äußerſt ſchlechte Geſundheitszuſtand am Lande, indem die mehrſten der Vornehmeren noch in Folge jener mit uns gemachten Fahrt zum Bengo-Fluß krank darnieder lagen, unter ihnen auch der Generalgouverneur, deſſen Schwager, ſein Adjudant, erſt vor 14 Tagen geſtorben war, mochte wohl die verſchiedenen Behörden lückenhaft gemacht und vielleicht in Unordnung gebracht haben, ſo daß es uns nicht anders erſchien, als wären wir der Willkühr einer geſetzloſen Obergewalt in die Hände gefallen; was an baarem Gelde, als Eigenthum des Herrn dos Santos an Bord ſich befand, alle Papiere deſſelben, ſeine Garderobe, Bücher ꝛc. ꝛc. ward von Mulatten abgeholt, wobei ein großer Theil unterwegs verloren gegangen zu ſein ſchien, und alles, was der Perſon Santos zugehört hatte, Uniform, einige bedeutende Kleinodien ward öffentlich verſteigert. Häufig ward von dieſen Machthabern an Bord Nachleſe gehalten, immer noch einiges findend, welches der Beſchlagnahme, oder vielmehr des Verſchleuderns bei der ſogenannten Auction werth ſchien, bis endlich am 25. Februar, als das geplünderte Schiff keine Schätze mehr zu bieten hatte, zu unſerer Abreiſe nach Europa Erlaubniß ertheilt wurde, nachdem einige Zeit vorher die beiden Schiffe Sultana und Georgiana gleichfalls aus ihrer Haft entlaſſen waren. Unſer Haus in Loanda wurde, nachdem es einige Zeit verſiegelt geweſen war, wieder entſiegelt, da der Repräſentant deſſelben, Herr Fonſeca, ſich als den rechtmäßigen Beſitzer alles ihm Anvertrauten erklärte und nun damit ruhig für eigene Rechnung Geſchäfte machen konnte. Wir lichteten indeß ſogleich die Anker und waren ſo glücklich, in wenig Stunden Loanda aus den Augen verloren zu haben. Folgenden Tages ankerten wir vor Ambriz, jetzt erſt uns ſicher glaubend vor den Maaßregeln der afrikaniſch-portugieſiſchen Behörden.

Einiges über die Landesproducte Angola's.

Hier am Ende meiner Nachrichten über die portugiesischen Besitzungen an der Küste Angola dürfte wohl das Wenige, was ich über die Producte eines so reichen Landes und deren Benutzung erfahren habe, einen Ort finden. Die dabei leicht ersichtliche Dürftigkeit wird ihre gerechte Entschuldigung finden, theils in der Kürze meines dortigen Aufenthaltes, besonders aber darin, daß mir jede Belehrung eines ansäßigen wohlunterrichteten Europäers durchaus abging und nur die eigene Anschauung meine Wißbegierde befriedigen konnte.

Alle portugiesischen Besitzungen an der ganzen Küste Angola sind sehr reich an den verschiedensten Producten aus den drei Reichen der Natur; am wenigsten ist noch das Mineralreich untersucht und bekannt geworden; so, und bei der unglaublichen Indolenz und Unwissenheit der Portugiesen, ist auch das Thier- und Pflanzenreich bis jetzt noch verhältnißmäßig äußerst wenig ausgebeutet. Ueberall ist der Boden bedeckt mit nützlichen Pflanzen, große Felder der herrlichsten Baumwolle stehen neben den schönsten Waldungen mit trefflichem Bauholz; Akacienhaine, deren Zweige reichlich Gummi tragen, lassen hin und wieder hochstämmige Euphorbien aus ihrem dichten Gedränge hervorblicken; große Aloepflanzungen stehen neben den schönsten Kaktus, die mit ihren fast fußlangen Stacheln den Eindringler abhalten; der Wunderbaum, Ricinus, trägt überall, selbst in den weniger fruchtbaren Gegenden eine Menge seiner ölreichen Frucht; die kostbare Indigopflanze wuchert an allen Wegen und bedeckt oft große Strecken; in einzelnen Gegenden wächst wilder Kaffee, der an Güte dem brasilianischen vorzuziehn sein soll; die Ufer der meisten Flüsse sind, außer an Bambus und sonstigen Rohrarten, reich an Zuckerrohr ꝛc. Kurz es ist kaum eine größere Verschwendung der Natur denkbar, als sie bei jedem Fußtritt uns an der Küste, oder wenigstens in geringer Entfernung von ihr aufstößt.

Von allen mir bekannt gewordenen Küstenplätzen ist Loanda der wenigst fruchtbare, seine Umgebung ist sogar fast kahl zu nennen; wenig Euphorbien und Kaktus, ziemlich viel Ricinus,

etwas Indigo, einige Kokuspalmen und viele kleine Fächerpalmen, nebst Tamarinden und drei bis vier mächtigen Adanſonien bilden, außer den gezogenen Fruchtbäumen, faſt die einzige Vegetation von Loanda bis zum nördlichen und ſüdlichen Fluß, wie bis zu den Höhen der erſten Terraſſe. Ambriz dagegen, Novo Redondo und vor allen Dingen Benguela liegen in einer Gegend, welche alles in Fülle producirt, was Afrika's Pflanzenwelt Schätzbares hat. Die Vortheile einer weiſen Benutzung dieſer ſchon freiwilligen Gaben der Natur wäre unberechenbar, und gewiß wird Angola, wenn erſt der Sklavenhandel aufgehört hat, jedes andere Intereſſe zu erſticken, in Kurzem mit koſtbaren Drogen, mit den beſten Holzarten und vielem Andern die europäiſchen Waarenmärkte verſehn.

Ueberall, wo der Boden nicht gar zu feucht iſt, wächſt die ſchönſte Baumwolle, von der man rühmte, daß ſie längere Fäden habe, als die braſilianiſche und deshalb beſſer ſei. Der Europäer benutzt ſie durchaus gar nicht; zwar iſt bei Benguela ein kleines eingefriedigtes Baumwollenfeld, deſſen Beſitzer aber keinen Gebrauch mehr, wie ſein etwas induſtriöſer Vorfahr, davon macht. Nur in einzelnen wenigen Fällen ſah ich in Loanda eine Negerin aus der friſch gepflückten Baumwolle Fäden ſpinnen, woraus beſonders in Cabinda gute Zeuge gewirkt werden ſollen, es kam mir ſolches aber nie vor. Das Spinninſtrument beſteht aus einem dünnen Rocken, um den die Baumwolle mit den Fingern möglichſt glatt gewickelt wird, an deſſen einem Ende ein kleiner Stein oder Stückchen Holz befeſtigt iſt, damit der immer hängende Rocken leichter in beſtändiger Drehung erhalten wird. Auf den zweiten Stecken, der mit beiden Händen gehalten wird, wird der zwiſchen zweien Fingern jeder Hand gedrehte Faden gewickelt. Auf dieſe Weiſe, die faſt ganz der unſerer alten Deutſchen und der jetzigen Ruſſen gleichkommt, iſt die fleißige Negerin ſelbſt im Gehn immer mit Spinnen beſchäftigt.

Indigo gehört an der ganzen Küſte zu den läſtigen Wucherpflanzen und man behandelt ihn überall wie Unkraut. Zur Zeit der Jeſuiten war in der Nähe der Mündung des Coanza eine nicht unbedeutende Indigoplantage, die damals reichlichen und

guten Indigo geliefert haben soll, doch jetzt zeigen nur noch wenig Ueberreste die frühere Ausdehnung und Lage. Kein Europäer macht jetzt mehr derartige Versuche, obwohl sonder allem Zweifel die Behandlung dieser kostbaren Pflanze unberechenbare Vortheile zu bringen im Stande ist', zumal Clima und Boden dieser Industrie vorzüglich zusagen soll.

Gleiches Schicksal hat die an vielen Orten wild wachsende Tabackspflanze, deren Bearbeitung an der Küste selbst durchaus unbekannt ist, obwohl dieser Artikel in ungeheuren Quantitäten verconsumirt wird. Aus einzelnen Distrikten des Innern dagegen, z. B. Bamba kommt viel Taback zum Verkauf an die Küste, der offenbar mit einer sehr scharfen Sauce präparirt ist, und aus dreien Theilen geflochten, nach Art unsers europäischen Rolltabacks, ellen- oder spannenweise verkauft wird. Ich fand ihn wieder unter den Negern der Insel Annabon, die ihn mehr schätzen, als unsere europäischen Arten. Diesen geflochtenen Taback benutzt der Neger zum Rauchen und Schnupfen. In der letzteren Absicht wird er stark an der Sonne gedörrt und darauf in einer kleinen, hölzernen oder elfenbeinernen Dose mittels eines kleinen Stabes zu feinem Pulver zerrieben. Eine solche Dose tragen die Schnupfer gewöhnlich über ihrem Schurz; man sieht sie gar oft bei Karavanen, die aus fernen, inneren Provinzen kommen. Gern braucht der Neger die Reste von Cigarren zur Anfertigung seines Schnupftabacks, so daß ich häufig auf der Straße lange verfolgt wurde, bis das von mir fortgeworfene Cigarrenende die Verfolger, es sogleich sammelnd, ihren Zweck erreichen ließ.

Außer den gewöhnlichen Tonpfeifen, die vorzüglich in Loanda gebrannt werden, liebt der Raucher noch ganz besonders seine Kalabassenpfeife. Hierzu wird eine möglichst große Frucht dieses Namens ausgehöhlt, gegen das eine Ende hin eine kleine Oeffnung geschnitten, in welche ein trichterförmiger Kopf aus schwarzem Ton zum Theil hineingeschoben wird, und am anderen Ende befindet sich die Oeffnung, durch welche der Rauch gezogen wird. Mit dieser, etwas unbequem zu handhabenden Rauchmaschine pflegen die Neger besonders liegend sich zu ergötzen. Beim Gehen sind beide Hände zur Unterstützung nothwendig. Natürlich haben diese in

der Regel allerlei künſtliche Verzierungen, als geſchnitzte Figuren und beſonders gern recht viele Meſſingnägel mit breitem Kopfe, wodurch Figuren gebildet werden.

In einzelnen Diſtrikten ſoll die Kaffeepflanze ſehr häufig wildwachſend angetroffen werden, vorzüglich in Enconge, von wo der Kaffee nicht ſelten in kleinen Mattenſäcken nach Loanda zum Verkauf gebracht wird. Die Qualität dieſes Kaffee's iſt vortrefflich, nur kommt der Fall bisweilen vor, daß die Bohnen von unkundigen Schwarzen vor der Zeit der Reife abgepflückt ſind und dann natürlich, als von geringerer Güte, im Handel nicht mehr gehen wollen. Nahe an der Meeresküſte ſcheint kein Kaffee vorzukommen, wenigſtens konnte mir Niemand eine Pflanze zeigen. Das Zuckerrohr, welches an allen Flußufern reichlich wächſt, einen ſehr hohen, dicken Stamm hat und ſaftreich iſt, wurde bis dahin, ſo weit mir bekannt, niemals weder zu Zucker- noch Branteweinfabrikation benutzt, obgleich dieſe beiden Artikel bedeutenden Abſatz im Handel finden. Nur wenige Neger brauchen das friſchgeſchnittene Rohr zum Käuen, häufiger aber zum Bau ihrer kleinen Hütten, oder zur Aufrichtung der Schutzplanken um dieſelben. Von einheimiſchen Gewürzen kam mir nie etwas anderes als Pfeffer vor, den man in allen heißen Climaten faſt bei jedem Eſſen reichlich anwendet, jedoch ſollen auf der Prinzeninſel wie an einzelnen Küſtenpunkten viel Nelkenpfeffer, Kanehl und Muskatnüſſe wachſen. In der Nachbarſchaft von Loanda wächſt ſehr viel Ingwer, deſſen friſche Wurzeln man täglich auf dem Markte kaufen kann; aus Mangel an Zucker werden ſie nie eingemacht, ſondern nur von den Europäern zu ſcharfen Saucen gebraucht. — Maniok, Reis und Mais ſind die einzigen Producte des Landes, welche als eigentliche Nahrungspflanzen hin und wieder gezogen werden, am ſeltenſten jedoch Reis, wozu in vielen Gegenden ſich bedeutende Flächen vortheilhaft benutzen ließen; auch Mais wird im Ganzen wenig gebaut, da es an einigen Orten freiwillig ſo viel wächſt, als für einen geringen Bedarf nöthig iſt. Daraus gebackenes Brod ſieht man nur bei wenig Negern. Die unentbehrlichſte Pflanze für die Neger iſt der Maniok, Mandioka oder Tabioca, welche gleichfalls von vielen Europäern benutzt wird. Zu gewiſſen Jahreszeiten

wird die sehr dicke und große Wurzel dieser Pflanze aus der Erde genommen und auf großen Reiben über einer Tonne gerieben, der nach häufigen Waschungen bleibende Rückstand wird in einem hölzernen Mörser, wozu abgesägte dicke Baumstämme benutzt werden, zu einem gröblichen Pulver gestoßen und gerieben und dann an der Sonne getrocknet. Vor den Wohnungen der Neger, welche sich vorzüglich mit der Anfertigung dieses Mehles beschäftigen, stehen in der Regel vier bis sechs solcher hölzerner Mörser. Unter den Europäern herrscht fast allgemein die Sitte, Mittags neben jedes Couvert ein kleines rundes Körbchen, das von Negern aus Stroh geflochten ist, mit diesem Maniokmehl angefüllt, zu stellen, wovon die meisten bei dem Essen zu naschen pflegen; außerdem enthält dieser Korb noch gewöhnlich einen kleinen Semmel, oder sonst ein Stückchen Brod. Außer den eben angeführten Nährpflanzen giebt es noch an der Küste eine kleine, aber sehr schmackhafte Bohne, die den Nahmen Mandona führt und sowohl als Gemüse, wie auch in Mehlform von Weißen und Schwarzen gebraucht wird. — Etwas von der Küste entfernt, z. B. im District Caconda soll viel Getraide, namentlich Waizen und Roggen in den Waldungen wild angetroffen werden, scheint aber von den Negern wenig oder garnicht benutzt zu werden und kam nur einzelne Male als Probe an die Küste. — Aus Tamarinden und Ricinus, welche beide Pflanzen überall häufig wachsen, ließe sich wohl einiger Gewinn ziehen, im Handel aber würde nie damit ein Versuch gemacht, höchstens daß man in Loanda das Tamarindenmark in den Hospitälern zum Getränk und als Medicin benutzt, während der Werth des Ricinusstrauches, obgleich das Oel, welches aus Brasilien bezogen, viel angewandt wird, kaum bekannt ist. Eine Art von Färbermoos wird viel von den Negern eingesammelt und unter den Namen Urfella verkauft; es ist diese Pflanze jedoch keine Roxellaria, sondern eine, an niedrigen Baumstämmen, vorkommende Flechte. Sie soll viel Farbestoff enthalten und eine Ladung, die eines unserer Schiffe von Benguela nach Loanda führte ward zu höherem Preise verkauft, als die gewöhnlichen Moose der afrikanischen Inseln. Es läßt sich mit großer Bestimmtheit annehmen, daß mit dem gänzlichen Aufhören

des Sklavenhandels und dem dadurch bedingten Aufblühen des Handels und der Gewerbe die Zahl der Producte aus dem Pflanzenreich ſich bedeutend vermehren wird, und daß gewiß namentlich werthvolle Droguen bald ein Gegenſtand des Handels ſein werden. Noch hat uns kein Botaniker, der die Wälder und Sümpfe Angola's durchſtrichen, auch nur einige Nachricht über deren Reichthümer gegeben.

Die inneren Waldungen und die Flußmündungen ſind überreich an den trefflichſten Bauhölzern und verſchiedenem Farbeholz; von letzterem wird hin und wieder ausgeführt, erſteres jedoch ſcheint nur für die Bedürfniſſe des Landes benutzt zu werden. An den Ufern des Coanza-Flußes hat man einzelne Male Sägemühlen angelegt, allein wenn die dazu veranlaſſenden Bauten vollendet waren, gingen ſie immer wieder ein. Jetzt pflegt man das in Loanda bedürftige Bauholz vom Bengo-Fluß zu holen, welches wegen der größeren Nähe am bequemſten iſt. Vor drei Jahren machte man ſogar in Loanda den Verſuch mit der Erbauung einer kleinen Kriegsſchalupe, welche als Küſtenwachtſchiff dienen ſollte, wozu gleichfalls das Holz vom Bengo genommen wurde; leider aber mißlang der Unkunde des Erbauers dieſe Aufgabe und ſomit liegt das vollendete, aber zum Segeln untaugliche Schiff im Hafen von Loanda unbenutzt. Einer der nützlichſten Bäume für die an den Flüſſen wohnenden Neger iſt der Maſumeiro, deſſen hoher und ſchlanker Stamm zu den Kanoes benutzt wird. Von der Wurzel bis zur Krone iſt der Stamm mit ſpitzen und ſcharfen Stacheln ziemlich dicht beſetzt, ſo daß ein Beſteigen dieſes Baumes unmöglich wird. Dieſes Holz iſt ſo weich, daß ein einzelner Neger in einer Zeit von höchſtens zwei Monaten mit einer Axt den längſten Stamm auszuhöhlen und das ſchönſte und größte Kanoe zu zimmern vermag. Zur Anfertigung der kleineren Fahrzeuge braucht ein Arbeiter höchſtens einen Monat. In den Wäldern giebt es viel Ebenholz, Mahagoni, Pockholz u. ſ. w. bisjetzt aber alles nur wenig benutzt; nur von der ilha do Principe werden alle Jahre einige Schiffe mit feineren Holzarten theilweiſe befrachtet. Einer der beträchtlicheren Ausfuhrartikel ſind die Baumharze, unter denen

Gummi Copal*) am reichlichſten vorkommt. Es ſcheint übrigens dies letztere von den Negern in kleinen Mattenſäckchen aus dem Innern an die Küſte gebrachte Harz dem äußern Anſchein nach von verſchiedenen Pflanzen geſammelt zu ſein; ſogar hielten einzelne von dieſen Sammlern das an den Akacienzweigen ſitzende Harz für Copal. Unter der großen Menge von Akacien, beſonders in der Nähe Benguela's trägt jeder Zweig Harz, welches vom beſten Gummi arabicum nicht zu unterſcheiden war, nur waren die Stücke immer ſehr klein, thränenförmig, weshalb man ſich wohl nicht die Mühe des Einſammelns geben mag. Gummi Kino wird im Innern gleichfalls gefunden, und ohne Zweifel bald Handelsgegenſtand werden. Drachenblut, Aloe und wer weiß wie viele andere in der Medicin brauchbare Producte der Pflanzenwelt werden gleichfalls gewiß bald im Handel vorkommen.

Die Bereitung des Palmöls, wozu der Reichthum an dieſen herrlichen Pflanzen beſonders aufzufordern ſcheint, findet verhältnißmäßig wenig im portugieſiſchen Angola ſtatt; zwar wird von den Negern ſo viel gemacht, als zum eigenen Bedarf und für die Küche der Europäer nöthig iſt, allein ausgeführt wird gar nichts oder wenigſtens ſehr geringe Quantitäten. Mit dem Ausbruch der Revolution von 1820 hörte auch der eben gemachte Verſuch Palmöl nach Braſilien auszuführen wieder auf, und dieſer vielverſprechende Handelszweig iſt ſeitdem nicht, wenigſtens nicht mit erheblichem Erfolg wieder aufgenommen worden. Die gewöhnliche Oelpalme, an der Küſte Amendoim und Mandobim genannt, welchen Namen auch das Oel führt, iſt Arachis hypogaea, welche das beſte Oel liefert, ſo daß es von Weißen und Schwarzen zur Speiſebereitung und von letzteren zu Einreibungen benutzt wird; zugleich braucht man es gern als feineres Lampenöl. — Der Demdem, eine andere Pflanze in Angola, liefert durch Auspreſſen ſeiner kleinen kokusnußähnlichen Früchte ein röthliches Oel,

*) Das beſte Copal kommt aus der Provinz Pará, wo, um die Zeit des Königs D. José dieſer Handel ſtark getrieben und zu dieſem Zwecke Etabliſſemente dort begründet wurden, um die ſich der Marquis von Pombal Verdienſte erwarb.

welches sehr viel von den Negern des Innern und der Küste zu den üblichen Einschmierungen und als Medikament benutzt wird. Im Innern sollen damit bedeutende Geschäfte gemacht werden.

Was das Mineralreich von Angola anbetrifft, so ist auch diese bedeutende Quelle des Reichthums bis dahin von den Portugiesen nur wenig untersucht und noch wenig bekannt. Die Waffen und der metallene Zierrath der Neger beweist zwar zur Genüge, daß die brauchbarsten Metalle, Eisen und Kupfer, in reichlicher Menge in vielen Provinzen angetroffen werden; dennoch aber hat Portugal keine derartige Bergwerke dort und die höchst unbedeutenden Versuche zur Entdeckung in diesem Bereiche blieben bis zu diesem Augenblick fast ganz nutzlos. Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinsalz, Erdharz, (Oleum Petrae) und Gips gehören zu den vorzüglichsten und gewöhnlichsten Producten des Landes, weil aber die ursprünglichen Entdecker, von Habsucht getrieben, wie es scheint, nur die Entdeckung von ergiebigen Goldminen sich zur Aufgabe gestellt hatten, so haben die Besitzer eines an diesen Mineralien so reichen Landes bis jetzt noch keinen Vortheil aus demselben gezogen. Es ist erwiesen, daß im Königreich Congo, im District Bailundo und Golungo nach Berichten der portugiesischen Commandanten Joaõ José Pereira da Nobrega und Joaquim Girardo da Fonseca do Amaral Gorgel Goldminen vorhanden sind, so wie ebenfalls am Flusse Lambige von Negern Gold gewaschen wird, wie ein dortiger Commandant Nicolas de Abreo nachgewiesen hat, nichts desto weniger aber hat Portugal aus diesen wichtigen Entdeckungen keine weiteren Vortheile zu ziehen gewußt. Vergebens hat man lange auf die Reichthümer einiger Goldminen im Königreiche Congo gehofft, welche bei Friedenstractaten von alten Negerherrschern dieses Landes an die Portugiesen abgetreten wurden, da die Schlauheit der Afrikaner die Gier der Europäer immer täuschte und sogar durch wahrscheinliche Verschüttungen der Minen deren genauere Lage gänzlich aus der Kunde der Europäer gebracht hat.

Goldarbeiten, welche aus der Werkstelle der Congoneger hervorgegangen sind, gehören in Angola zu den Seltenheiten, jedenfalls sind die Bewohner der Küstengegenden fast nie im Besitze

eines ſolchen Kleinodes, und nur in wenigen Fällen kamen mir aus Gold geſchmiedete Arm-, Fuß- oder Ohrringe bei Negern eines unbekannten Innern vor. An den Waffen, beſonders an den Schwerdtgriffen roher Stämme ſieht man wohl zuweilen Goldverzierungen; eine beſondere Fertigkeit aber in dieſer Kunſt ſcheinen die Neger dieſer Länder keineswegs zu beſitzen, jedenfalls weit hinter den Bewohnern von Nordguinea und beſonders von Cacheo und Biſſao zurück zu bleiben.

Ein den Negern weit nützlicheres Metall als Gold und Silber, über welches letztere noch die Nachrichten vielen Zweifel unterliegen, bietet das Land reichlich im Eiſen. Der Landesbedarf befriedigt mit Leichtigkeit die geringe Anſtrengung der Bewohner vieler Diſtricte, welche bei der größten Unkenntniß der Bergmannswiſſenſchaften dennoch für ſich und für weit entfernte innere Stämme, mit denen ſie in einigem Handelsverkehr ſtehen, ſo viel dieſes bei allen Negervölkern gleich ſehr geſchätzten Minerals zu gewinnen verſtehen, daß an eine Einfuhr des rohen Metalls natürlich nie gedacht wurde.

Zur Zeit des Gouverneurs D. Fracisco Innocencio de Souſa Coutinho, unter der Regierung des Königs D. Joſé und der Königin D. Maria wurde eine Anzahl europäiſcher Bergleute nach Angola geſchickt, um in den eiſenreichen Minen bei Nova Oiras zu arbeiten; und unter der kurzen Leitung jenes, um die ganze portugieſiſche Beſitzung ſo ſehr verdienten Gouverneurs hatte dieſes Unternehmen den gewünſchten Erfolg. Es wurden bedeutende Mengen Eiſen zu Tage gefördert und D. Francisco Innocentio legte ſogar Eiſengießereien an, in denen unter andern viele Kanonen gegoſſen wurden, von denen jetzt noch einige in den verſchiedenen Forts von Loanda vorhanden ſind. Von dem Eiſen jener Minen ſagt Raynal, daß es beſſer iſt, als alles übrige der ganzen Erde; Gleiches ſagt davon Duprat in hist. philosoph. et polit. Liv. XI, XVIII. Ein beklagenswerthes Ende aber fanden dieſe großartigen und ſo vielverſprechenden Verſuche mit dem Ende der Regierung D. Joſé's und vergebens ſuchen wir jetzt nach der Fortſetzung jener begonnenen Arbeiten;

der Name Nova Oiras ist unbekannt geworden und jene Bergwerke sind aus dem Gedächtniß verschwunden.

In neuerer Zeit machte ein anderer Gouverneur, der Graf von Porto Santo, Antonio de Saldanha da Gama wiederum Versuche zur Wiederaufnahme jener von D. Innocentio begonnenen Arbeit, allein bei der so schwachen oder gänzlich mangelnden Unterstützung von Seiten der Regierung blieben alle seine Bemühungen nutzlos, und ohne irgend einen Erfolg machte er den einzelnen Negerhäuptern oder Sobas es zur Pflicht, den Jahrestribut in Eisenbarren zu entrichten; denn trotz alle dem kam niemals Eisen zum Verkauf, oder als Tribut nach Loanda.

Während der Regentschaft des Gouverneurs Tovar wurde lebhaft gearbeitet an zwei Eisenminen in Caxillo, im Districte Golungo, wobei der dortige Untergouverneur Joaquim Gerardo da Fonseca do Amaral Gorgel die unmittelbare Leitung in Händen hatte. Die benachbarten Sobas waren verpflichtet, für jeden Tag 242 Arbeiter für diesen Zweck zu stellen, welche mit Leichtigkeit täglich vier Eisenbarren lieferten; doch auch dieses stockte schon bald nach dem ersten Beginnen durch das häufige Entfliehen der beorderten Arbeiter, weil Mißhandlungen und Betrügereien aller Art ihnen nur schlechten Dank brachten und die Arbeit verleideten. Zum täglichen Unterhalt wurde niemandem Brod oder Maniok gereicht, sondern von den, auf Regierungsunkosten von dem Präsidium Muxima regelmäßig gesandten, an der Sonne gedörrten Fischen, Cacussos genannt, welche kaum die Größe einer flachen Hand haben, nicht einmal das vorgeschriebene Quantum. Naeves erzählt, daß statt 7260 Cacussos nur 1200 geliefert worden wären, also ein Arbeiter nicht einmal einen dieser Fische auf den Tag bekommen hätte. So war es denn freilich natürlich, wenn die so betrogenen Schwarzen immer heimlich entflohn und die Eisengruben bald vollkommen verlassen waren. Natürlich lauteten die Berichte nach Portugal für die Neger ungünstig, daß an ihrer Trägheit und Unbrauchbarkeit jedes Unternehmen scheitere, während der verständige Beurtheiler leicht einsieht, daß das allein Störende nur die Habsucht und Betrü-

gerei der betheiligten Portugiesen war. Aehnlich verhält es sich mit den meisten übrigen Verhältnissen, noch in gegenwärtiger Zeit und so lange die portugiesische Herrschaft den Afrikaner drückt, wird es auch so bleiben, wird der Neger nie Gelegenheit bekommen die stolzen Vorurtheile des Caukasiers zu überwinden, oder ihm sich gleich zu stellen.

Es kann übrigens keinem Zweifel unterliegen, daß in den nächsten Zeiten dieser so reichen Erwerbsquelle neue Aufmerksamkeit geschenkt werden wird; und hat dann der Sklavenhandel aufgehört mit seinem Fluche jedes Bessere schon im Keim zu ersticken, dann wird ein industrielles Streben erst Gedeihen haben können. Die afrikanischen Völker brauchen durchschnittlich viel Eisen zu ihren Waffen, wenn aber erst das Aufleben der Agricultur dieses Bedürfniß mehr noch steigert, dann wird auch sicher wieder an dortigen Eisenminen gearbeitet werden.

Kupfer scheint in einzelnen Districten sehr viel vorzukommen, da man oft ganze Karavanen aus dem Innern sieht, wobei jeder Einzelne Verzierungen, Ringe und Knöpfe, oder gar Waffen, ganz aus Kupfer gearbeitet an sich trägt. Vorzüglich kupferreich scheinen die östlich von Benguela gelegenen Länder der zweiten und dritten Terrasse zu sein, wovon man an der Küste täglich Beweise sieht. Von einem früheren Gouverneur hierauf aufmerksam gemacht, schickte die portugiesische Regierung vor einigen Jahren eine Gesellschaft von Bergleuten und Genossen nach Benguela, mit dem Auftrage hierüber genauere Untersuchungen anzustellen. Allein das Resultat war wider Erwarten ungünstig. In Benguela wurde mir von mehreren Seiten erzählt, daß jene Untersuchungscommission aus allerlei Gründen einen ungünstigen Bericht gegeben, vorzüglich durch englischen Einfluß dazu bewogen, jedoch die an der Küste allgemein verbreitete Feindschaft der Portugiesen gegen England läßt eine solche Erklärung gegen England wenigstens bezweifeln. Gewiß ist immer, daß nicht fern von Benguela durch die Neger sehr viel Kupfer gewonnen wird, und es scheint, daß auf der ganzen Hochebene, wenigstens bis nach der Hauptstadt Congo's, St. Salvador hinauf, Kupfer gefunden wird. Von letzterem Orte bekam ich einmal ein ziemlich großes Stück Mala-

chit, welches ein Neger von dort an die Küste getragen hatte, in der Hoffnung ein goldhaltiges Erz, also einen Schatz zu besitzen; hierüber von mir enttäuscht trat er willig seine Fracht, die er fast 80 geographische Meilen auf dem Kopfe mit sich geführt hatte, für drei Cigarren an mich ab.

Zur Zeit des schon genannten Grafen von Porto Santo wurde mit gutem Erfolg an einer Schwefelmine bei Benguela und beim Flusse Dande gearbeitet, und es wurde sogar viel Schwefel nach Brasilien ausgeführt, aber nur noch einige Ueberreste jener Etablissemente erinnern an ihre frühere Existenz.

Nicht fern von Loanda, in der Nähe der Mündung des Coanza-Flußes giebt es an einem Berge viel Asphalt, wovon in Loanda zum Betheeren gebraucht wird; trotz der Reichhaltigkeit der Quellen aber hat man noch keinen Handelsgegenstand daraus gemacht.

Die abschüssigen Berge bei Loanda sind mit bedeutenden Gypsadern durchzogen, allein man hat bisher noch zu keinerlei Zwecken davon Gebrauch gemacht, indem man sich damit begnügte für die verschiedenen Bauten den Kalk aus der Seemuschel, Arca senilis zu brennen.

An vielen Stellen findet sich Steinsalz, oft in solcher Menge, daß der Reichthum 'ganzer Districte ausschließlich in diesem Produkte besteht, womit Handel über den größten Theil Südafrika's getrieben wird. Ueberall stehen auf den Marktplätzen in Loanda wie in Benguela Salzverkäufer, die in Körben ihre Waare, meist kleine viereckige Stückchen, feilbieten. Bei einigen Völkern cursiren solche Stücke, wie schon vorhin einmal bemerkt, als Münze. An der Meeresküste würde man mit Leichtigkeit Salz produciren können, die leichte Gewinnung des Steinsalzes aber scheint dies überflüssig zu machen, trotz dem, daß überall wo das Meeresufer sehr flach ist, der ganze Boden mit feinen Salzkrystallen überdeckt ist und wenig Mühe zur Bereitung machen würde.

Daß das Mineralreich Angola's außer dem hier Angeführten der Produkte noch manche zu liefern im Stande ist, wird hoffentlich bald die Zeit uns lehren, wenn ehrlichere Absichten den europäischen Kaufmann zu solchen Versuchen veranlaßt haben werden.

Aller weitern Mittheilungen hierüber aber will ich mich enthalten, da ich ſelbſt mich nicht habe weiter unterrichten können und nicht über Anderes, als z. B. edle Steine zu urtheilen vermag.

Wenn das Pflanzen- und Mineralreich bei der größten Mannigfaltig und Reichthum im Ganzen noch wenig bekannt und benutzt iſt, ſo muß man leider ganz daſſelbe von den Erzeugniſſen des Thierreichs ſagen. Dabei aber ſcheint es faſt, als ob die Bewohner eines Welttheils wie Afrika, trotz ſeiner ungeheuren Ausdehnung nach allen Richtungen hin, mit ſeinen verſchiedenen Climaten, ſeinen Wüſten und waldreichen Gegenden, trotz der Sümpfe und Gebirge wenigſtens größten Theils auf dieſem verhältnißmäßig kleinen Stück, Angola, concentrirt ſich wieder finden. Die meiſten Thiere des nördlichſten Afrika, wie die der ſüdlichſten Spitze finden ſich hier wieder und haben Gedeihen; ungeachtet der hügeligten Oberfläche des ununterbrochen vom Zaireſtrome bis faſt zu den Capcolonien fortlaufenden Trigebirges, ſind hier dennoch Strauße heimiſch, und die ſchnellfüßigen Antilopen und ſelbſt die Giraffen, denen ſonſt die Natur nur ebene Flächen angewieſen zu haben ſcheint. Nur das Kameel, der eigentliche Wüſtenwanderer erträgt nicht den von der Sonne erhärteten fetten Boden von Angola, es erkrankt bald an den Füßen, wird träge und untauglich zu ſtrapazanten Märſchen.

Auf kleinen Entfernungen finden ſich die verſchiedenſten Climaten und bedeutende Temperaturverſchiedenheiten und wenige Tagereiſen liegen zwiſchen der erſtickenden Hitze der Küſte und eines behaglichen, ſogar für den Europäer angenehmen Himmels der zweiten und dritten Küſtenterraſſe. St. Salvador wird von Europäern das Montpellier Afrika's genannt. Karavanen, welche aus den Innern in der Richtung von Nordoſt nach Loanda ziehen, beklagen ſich ſogar über die äußerſt empfindliche Kälte der dritten Terraſſe, wo jedoch keiner von Höhen wiſſen wollte, die mit ewigen Schnee bedeckt ſein ſollen.

Auffallend bleibt es immer, daß die einzelnen Puncte des geſunderen Innern, wie namentlich St. Salvador, nach und nach von den Portugieſen immer wieder verlaſſen ſind, und man ſtatt deß in der ungeſunderen Küſtengegend ſich niederließ. Wenn

nicht als alleinige Urſache der dadurch erleichterte Sklavenhandel zu betrachten iſt, ſo bleibt es gänzlich unerklärlich. Sogar der Sitz des Biſchofs ſcheint aus dieſem Intereſſe von St. Salvador nach Loanda verlegt zu ſein.

In dieſem großen, durchgehends überaus fruchtbaren Lande giebt es große Strecken mit der trefflichſten Weide, aber faſt keine Heerden, und dennoch leben dort viele wilde Büffel, überall auf den Gebirgen wilde Ziegen, Wildprett mancherlei Art, Biſamochſen, Schaafe ꝛc. ꝛc. Wie großer Vortheil ſich daraus ziehen ließe, iſt unberechenbar; aber man bezieht aus Braſilien, oder gar aus Europa die Butter, Käſe, geräuchertes und geſalzenes Fleiſch, trotz des hohen Preiſes dieſer Gegenſtände. Nur als gewöhnliches Hausthier, ſo weit es die Bedürfniſſe fordern, zieht man Schweine überall, die an der ganzen afrikaniſchen Küſte einen ausgezeichneten Ruf haben. Außer Kindern und Erwachſenen finden ſich faſt in jedem Krahl oder Negerhof nur die kleinen fetten Schweinchen, die aber dennoch immer in hohem Preiſe ſtehn, weil niemand leicht mehr zieht, als er ſelbſt gebraucht. Herr dos Santos wollte verſuchen, in Loanda aus dem Hornvieh und Schweinen, wie er es ſchon früher auf verſchiedenen Inſeln des grünen Vorgebirges gethan hatte, eine Handelsſpeculation zu machen, zu welchem Zwecke er die beiden Schlachter unſerer Expedition durch Ankauf eines Hauſes etablirte; allein wenn der königl. Leibarzt, Dr. Keſſler in Liſſabon, wahrſcheinlich mit vollſtem Rechte, bei Gelegenheit ſeiner Beſchreibung des Medicinalweſens in Portugal behauptet, daß der Portugieſe einen Fremdling nicht aufkommen laſſe, ſondern durch Eiferſucht, Neid, Mißgunſt, Undank, Chicanen und Intriguen aller Art ihm die Exiſtenz mehr verleide, als irgend ein anderes Volk der Welt, ſo darf man ſich um ſo weniger wundern, wenn unter den Portugieſen der Küſte, deren Charakter nur jene Eigenſchaften hat, dieſer Verſuch ſchon während unſers dortigen Aufenthaltes ſogleich wieder aufgegeben ward, die Schlachter wieder an Bord genommen und jeder Gedanke an ein derartiges Unternehmen aufgegeben werden mußte. Die Schlachterei der Stadt Loanda, wie in Benguela, war in den Händen eines Portugieſen, der durch

Schwarze sein Geschäft betreiben ließ und natürlich ungern einen Abbruch erleiden wollte *).

Nur von wenigen Thieren, die in der Wildniß leben, zieht der Europäer und Neger einigen Gewinn. Zu diesen gehört besonders der Elephant, mit dessen kostbaren Zähnen mancher portugiesische Kaufmann ganze Speicher in seinem Hofe angefüllt hat. Häufig sieht man Zähne von zweien Negern getragen, die 90 bis 100 Pfund wiegen, es giebt sogar Beispiele, daß ein Zahn 115 bis 120 Pfund Gewicht hatte. Die großen Schwärme von Elephanten, welche häufig in die Nähe der Städte kommen, würden dem Jäger vielen Gewinn sichern, aber der Europäer begnügt sich mit dem Elfenbein, das ihm die Neger des Inneren in's Haus tragen, welches meist von diesen in den Wäldern gesammelt ist, da die eigentlichen Elephantenjagden auch unter ihnen zu den Seltenheiten gehören.

Das Rhinoceros, Rhinoceros africanus Cav., mit zwei Hörnern, deren größtes über fünf Fuß lang wird, hält sich häufig auf in dem Dickicht an den Flüssen Zaire, Dande, Coanza und Novo Redondo, und das Horn, aus dem besonders Stöcke und Becher in Loanda kunstvoll gedrechselt werden, hat oft einen Werth von 40 bis 50 span. Thalern. Wie in Ostindien herrscht auch hier der Glaube, daß ein Gifttrank in solchem Becher gereicht, durch das sich Dunkeln der helleren Theile des Hornes, sich sogleich verriethe, und gern führt ein reisender Negerhäuptling ein solches Geschirr bei sich, aus Furcht, vergiftet werden zu können. Sogar sieht man Europäer, die einen Stecken oder Reitgerte aus diesem Horn mit sich herumführen und einen helleren Punct desselben aus Vorsicht vor dem Trinken in den Becher tunken.

---

*) Die Neger in Angola und Benguela haben beim Schlachten folgende grausame Weise: Das unglückliche Schlachtthier wird mit kurzem Strick an einen Baum gebunden, darauf werden die Hackfehnen der Hinterbeine abgeschnitten und so muß es bis zum folgenden Tage stehn, worauf es mit Lanzen und Wurfspießen langsam zu Tode gemartert wird. Die europäische Weise zu schlachten schien nicht zur Nachahmung zu reizen.

Die eben genannten Flüſſe ſind gleichfalls reich an Hippopotamen, deren mehr als Elfenbein geſchätzte Zähne täglich in den Handel kommen.

Nächſt Elfenbein iſt Wachs das Hauptproduct des Landes. Jede der Caravanen, welche die europäiſchen Forts beſucht, hat als Hauptwaare Wachs bei ſich, der dort einen ſo niedrigen Preis hat, daß man in den ärmſten Häuſern nur daraus verfertigte Lichter ſieht. Es iſt Schade, daß bei der Einſammlung des Wachſes und des Honigs keine weitere Vorſicht mit Rückſicht auf den Schwarm ſelbſt angewandt wird, ſondern der Neger, der auf ſolcher Jagd die Wälder durchſtreift, ſucht nur hohle Baumſtämme auf, in denen Bienen ihren Bau haben und zerſtört dieſen ganz und gar um den einmaligen Gewinn. Die auf dem Kopfe der Neger zum Verkauf gebrachten, länglich viereckigen Stücke Wachs ſind häufig verfälſcht mit verſchiedenartigen ſchwereren Gegenſtänden, und der Europäer, ſelbſt zu ſehr auf Betrug bedacht, iſt gezwungen, dagegen ſich zu ſchützen, durch Einſtechen mit glühenden Stangen. Bei einiger polizeilicher Aufſicht, die allerdings ihre Schwierigkeiten hätte, bin ich überzeugt, daß dies Product der Bienen weit bedeutendere Vortheile zu bringen im Stande wäre, wenn man der Rohheit und Barbarei beim Einſammeln Einhalt thäte.

Auf der Prinzeninſel kommt viel Cochenille vor, die bis jetzt aber nur noch einen unbedeutenden Handelsartikel gebildet hat, indeß iſt man darauf ſchon bedacht geweſen, Verpflanzungen dieſes Thieres vorzunehmen, die gut ausgefallen ſein ſollen.

Das Meer, wie alle Flüſſe, wimmeln von Fiſchen, ohne aber für den Handel nach andern Ländern benutzt zu werden. Das einzige Beiſpiel der Art wäre die geringe und ſeltene Ausfuhr von Ichtiocolla. Höchſtens kommt das geringe Quantum getrockneter Fiſche, die von den Binnennegern an der Küſte erhandelt werden, mit in Betracht, allein dieſer wenig bedeutende Handel wird nicht von den Europäern, ſondern nur von den ärmeren Küſtennegern getrieben.

Ehe ich nun gänzlich das portugieſiſche Angola verlaſſe, kann ich nicht umhin, mein Urtheil über den Charakter und die Geiſtesfähigkeiten der Congoneger im Allgemeinen auszuſprechen, wenn gleich ſelbiges der gewöhnlichen Meinung zu widerſprechen ſcheint. Zwar hatten tauſendfache Erzählungen einſeitiger Geſchichten und Reiſebeſchreiber von je her in mir ein für den Neger ungünſtiges Vorurtheil erzeugt und die wenigen mir vorgekommenen Schädel der ächten Negerraçe (aus Nordguinea) ſchienen mir ſelbiges zu beſtätigen; dennoch aber bedurfte es nur eines kurzen Aufenthaltes und eines unpartheiiſchen Blickes um in dem Halbmenſchen einen vollkommenen Menſchen zu ſehen, deſſen traurige Verhältniſſe und bedrückte Lage nur ihn auf eine ſo tiefe Stufe ſinken ließen. Was kann und darf man von ihm erwarten, wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hindurch die furchtbarſte Sklaverei mit all ihren Schrecken und Gräueln jeden Fortſchritt nicht nur hemmen, ſondern ſogar nur Rückſchritte auf dem Wege zur geiſtigen Bildung veranlaſſen mußte und wirklich veranlaßte. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Verluſt der Freiheit, die Sklaverei, den noch wenig civiliſirten Neger zu einer gemeinen, jämmerlichen Creatur geſtalten muß, welche gleiche Umwandlung aber auch der Weiße, der Kaukaſier erfährt, wenn ihn das Schickſal zum Sklaven machte; es ſtehen ſogar unter den nordafrikaniſchen Mauren die europäiſchen Sklaven wegen ihrer Unzuverläſſigkeit und Treuloſigkeit in weit ſchlechterem Rufe und geringerem Werthe, als die ſchwarzen. Europa ſelbſt kann Beiſpiele ähnlicher Art aufweiſen, wodurch zu klar der Beweis geführt wird, daß die Sklaverei ein allmächtiges Mittel iſt, alle höheren, geiſtigen Regungen, jeden Fortſchritt eines Volkes gänzlich zu verhindern, oder wenigſtens zu hemmen. Daß ſogar das Thier in der Gefangenſchaft entartet, wenn nicht eine weiſe Behandlung ſeine Veredlung erzielt, iſt allbekannt. Tauſendfach dagegen ſind die Erzählungen, wo ein ſchwarzer Sklave rührende Beiſpiele giebt von Großmuth, Freundſchaft, Liebe und Treue.

Die ſo allgemein verbreitete Meinung, als ſei der Neger mit weit geringeren geiſtigen Anlagen von der Natur ausgerüſtet, als der Weiße, und vorzüglich deswegen, neben einer etwas verſchie-

denen Körperform, als ein vermittelndes Glied zwiſchen Thieren und Menſchen zu betrachten, ſcheint mir weniger wiſſenſchaftlich begründet, als vielmehr rein aus einer Handelsſpeculation hervorgegangen zu ſein. Unberechenbares Elend entſprang aus dieſer Anſicht und Unzähligen dient ſie zur Beruhigung eines mahnenden Gewiſſens, das ſelbſt bei den Verblendeten von Zeit zu Zeit einer Linderung bedarf. Würde doch am Ende jeder Sklavenhändler lieber ein Schiff mit Schaafen oder Kühen befrachten, als mit Negern, wenn der Gewinn in beiden Fällen ſich gleich bliebe. Ich kann es wohl begreifen, wenn ein Europäer, der nur den Afrikaner in Amerika kennt, wo er, ſeiner Heimath gewaltſamer Weiſe entriſſen und ſeiner Freiheit beraubt iſt, mehr Verachtung als Mitleid mit dem Unglücklichen empfindet und ſomit in ſeinem Urtheil nicht ſich frei machen kann von Partheilichkeit; allein da liegt das Unrecht zu klar auf der Hand. Nur der in der Freiheit lebende Neger, nur in ſeiner Heimath, woran alle ſeine Intereſſen geknüpft ſind, wo er ſelbſt die Früchte ſeiner Saat erntet, wo Familien und Freundſchaftsbande ihn beglücken, wo er für den eigenen Beſitz, für Weib und Kind kämpfen muß, nur unter ſeinem Himmel darf und kann man den Neger beurtheilen.

Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß der Neger aus Congo derſelben geiſtigen Entwickelung nicht unfähig iſt, auf die der Kaukaſier, ihm gegenüber, ſo ſtolz thut, es fehlt nur die Erziehung, die ihn civiliſire, und die Aufhebung des Sklaventhums; dann würde ſicher in Kurzem der verwahrloſte Boden weit über die Bedürfniſſe hinaus alle nöthigen Producte liefern und jeden Menſchenhandel entbehrlich machen.

Agricultur und Sklavenhandel können nimmer gleichzeitig exiſtiren, und die Ausrottung des Letzteren iſt die nothwendige Bedingung zur Beförderung des erſtern. Unter den ſchwarzen Küſtenbewohnern gedeiht keine Induſtrie, zeigt ſich kaum die Spur irgend einer geiſtigen Regſamkeit, denn mit ſeltener, vielleicht keiner Ausnahme, findet hier jeder Neger entweder unmittelbar oder doch mittelbar ſeinen Lebensunterhalt im Sklavenhandel; im Innern dagegen, wo das Sklavenmachen nicht ausſchließlicher, allgemeiner Betrieb iſt, höchſtens nur von Einzelnen oder ausnahms-

weiſe als Staatsſache getrieben wird, blühen verhältnißmäßig Gewerbe und Künſte, ſo daß weit und breit die Producte der fleißigen Bewohner von Matamba und der kunſtfertigen von Caſſange gerühmt und geſchätzt werden; dahin gehört vorzüglich das Bauen von Getreidearten und die Anfertigung geflochtener Kleidungsſtücke, Matten und Körbe. Daß die Neger weder unfähig ſind, noch eine wirkliche Abneigung vor geiſtiger Entwickelung haben, zeigen uns tauſendfache Beiſpiele, deren wir manche in Thomas Fowell Buxton's afrikaniſchem Sklavenhandel verzeichnet finden; nichts aber ſpricht ſo deutlich zu Gunſten der Neger, als die freie Republik Liberia, deren Angelegenheiten, außer dem weißen Gouverneur, faſt nur von ſchwarzen Beamten geordnet werden. Es erſcheint dort regelmäßig ein Journal, der „Herold von Liberia", deſſen Herausgeber der Sohn eines virginiſchen Sklaven iſt, worin häufig gut geſchriebene Aufſätze von ſchwarzen Verfaſſern enthalten ſind, wie Buxton ſagt. Die Bewohner dieſes kleinen Freiſtaates ſind ein vielfach zuſammengeſetztes Gemiſch, aus allen afrikaniſchen Negerſtämmen beſtehend, und nirgends würde ſich eine beſſere Gelegenheit bieten, die geiſtigen Anlagen der ſo ſichtlich verſchiedenen Negerracen zu ſtudiren, als unter dieſer Völkerſchaft. Es ſcheint mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß die ſüdlich vom Aequator wohnenden Neger, der Congo-Stamm mit allen ſeinen Nüancen, vor den ausgebreiteten Negervölkern, welche die Nordhälfte Afrika's bewohnen, in dieſer Beziehung zu weit größeren Erwartungen berechtigen, und in Liberia ein Vergleich mit weniger großen Schwierigkeiten verbunden wäre, als unter den Congo-Negern ſelbſt. Leider kann ſich dieſe Bemerkung nur auf die ſchwarzen Bewohner der weſtafrikaniſchen Küſte beziehn, da ich nur hierüber Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte; und ſcheint mir an der Oſtküſte ein ſolches Verhältniß nicht obzuwalten, auch keine ſo augenfällige äußeren Merkmale die verſchiedenen Stämme geographiſch zu begränzen. Die Beſchreibung, welche uns Lichtenſtein von den Kaffern giebt, paßt ſo ziemlich auch auf den Congo-Neger und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß beide eines Stammes ſind, ſo wie alle Bewohner der Oſtküſte, bis Nubien hinauf, ſoweit ſie uns

bekannt, mit den Congo-Negern in ihrer äußern Körperform und Kopfbildung die größte Aehnlichkeit haben. Auffallend bleibt es immer, daß an der Westküste, in der Aequatorialgegend, die neben einander wohnenden Völker diesen Unterschied am deutlichsten wahrnehmen lassen und man ohne Schwierigkeit eine Gränze findet zwischen dem Neger der Nordguinea-Stämme oder dem der Bewohner Niederguineas. Durch eine nächstens mitzutheilende Beschreibung eines von mir mitgebrachten Schädels des Congostammes hoffe ich dies deutlich genug nachzuweisen, und verweise im Voraus auf diese.

Die Neger an der Küste Angola's haben alle ein auffallendes Sprachtalent, während ihr eigenes Idiom doch sehr abweichend von allen bekannten ist, so daß ein Europäer nur selten die Schwierigkeiten überwindet und ihrer einigermaaßen Herr wird. Häufig sind mir Beispiele vorgekommen, daß ein Neger, erst vor etwa vier Wochen an die Küste hinabgekommen, die portugiesische Sprache schon verstehen gelernt hatte und sich sogar wieder verständlich machen konnte. Eine der bedeutendsten Sklavenhändlerinnen in Loanda war früher selbst eine Sklavin, brachte es aber, nachdem sie ihre Freiheit erworben hatte, durch eigenen Unterricht und Fleiß dahin, daß sie vollkommen richtig und gut portugiesisch spricht und sogar in dieser Sprache ihre kaufmännische Correspondenz eigenhändig führt. Im Königreiche Ambriz sprachen alle Schwarzen, die mit den Europäern verkehrten, englisch, viele noch dazu portugiesisch und einzelnen war sogar außerdem auch die französische Sprache nicht ganz fremd.

Am erfolgreichsten für die Beurtheilung der Bildungsstufe der Congoneger wäre immer wohl das Studium ihrer Sprache, der lingua Bunda, worüber ich mich selbst aber jeglichen Urtheils aus Unkenntniß enthalten muß und statt deß einige von Herrn Dr. Tycho Mommsen mir gemachte Mittheilungen, die er aus einer von mir mitgebrachten Grammatik und Lexicon von Cannecattim geschöpft, hier referire:

Obgleich die Negersprachen überhaupt noch einem fast ganz unerforschten Sprachgebiete angehören, so läßt sich von der Bundasprache doch mit Gewißheit behaupten, daß sie weder

flexionslos iſt, noch eine durchgebildete Flexion hat, alſo recht eigentlich zur zweiten von W. v. Humboldt aufgeſtellten Klaſſe gehört. Wir finden hier das, was jener Forſcher als ein Hauptkennzeichen einer Agglutinazionsſprache aufſtellt, nämlich ſtatt der Endung vorherrſchend Präfixa, welche nie ſo vollſtändig wie Suffixa mit dem Stamme zur Einheit verſchmelzen. So wird z. B. der Plural durch Voranſetzung der Silbe ji *), oder durch Verwandlung der Nominalpräfixa **) mu, qui, ri in resp. mi und a, i, ma gebildet, worunter man höchſtens den Uebergang von mu in mi für innere (ſymboliſche) Umbildung halten könnte. Die Caſusbeziehungen werden durch vorangeſchickte Partikeln ausgedrückt; grammatiſche Geſchlechtsunterſchiede fehlen und das natürliche Geſchlecht muß durch Beifügung eigener Wörter ausgedrückt werden. Was das Verbum anbetrifft, ſo ſcheinen mir die Unterſchiede der 3 von Cannecattim aufgeſtellten Konjugazionen blos auf euphoniſchen Geſetzen zu beruhen; ein Medio-Paſſivum aber iſt vom Activum deutlich durch eigene Präfixa getrennt. Modalunterſchiede gewahre ich nicht, obwohl b einen Konjunktiv angiebt; das Präteritum wird durch beſtimmte Prä- und Suffixa gebildet, das Futurum durch Anhängung eines Wortes (yza), welches kommen bedeutet und auch ſonſt zur Ableitung dient, z. B. um von einem fremden Adjektiv ein Verbum zu bilden, wie von pilimelu = port. primeiro, yza-pilimelu = zuvorkommen. Ich vermuthe auch in dem Suffix des Präteritums le den Stamm cála = ſein. Die Perſonalunterſchiede werden durch Präfixa bezeichnet, welche mit Ausnahme der Praef. prim. & sec. pers. sing., deren Stamm ich nicht weiß, abgekürzte Formen des ſelbſtſtändigen Pronomen personale ſind. Das Lautſyſtem zeigt die Eigenthümlichkeit, daß — mit Ausnahme weniger Adjektive — alle Wörter vokaliſch auslauten und daß dem anlautenden Konſonanten ſehr häufig ein Naſal als Vorſchlag vorangeht. ***) Als

*) Die Lautbezeichnung iſt die portugieſiſche.

**) Ich halte dieſe Nomina für Nomina unitatis; dieſelben Präfixa dienen zur Bildung der Partizipien und Verbalſubſtantiva.

***) Beides iſt ſchon Mithrid. III., I., p. 219. bemerkt, doch ließe ſich das dort Aufgeſtellte ſehr modifiziren.

eigene Konſonanten, welche das Portugieſiſche nicht hätte, werden von Cannecattim nur die ſchärferen Kehllaute h und g angegeben; in Rückſicht auf das p könnte man zweifelhaft werden, ob es dem Negeridiom urſprünglich geweſen ſei, da beinahe alle Wörter, in denen es vorkommt, ſich auf portugieſiſche zurückführen laſſen. Ueberhaupt nämlich iſt die Bundaſprache keineswegs rein, ſondern untermiſcht mit portugieſiſchen Wörtern, welche auf mannigfaltige Weiſe von den Negern verſtümmelt und ihnen mundgerecht gemacht worden ſind. Auffallend unter andern iſt das Wort navio = Schiff, bici = Fiſch, pannu = Segel, ezólu = Angelhaken (Port. anzol), doch wir enthalten uns hier aller Konſequenzen.

Ambriz.

Die kleine Reiſe von Loanda nach Ambriz legten wir wegen faſt fehlenden Windes in 24 Stunden zurück und ſchon brach der Abend an, als wir uns dem Lande nahten.

Kurz bevor geankert werden ſollte, ſahn wir in ziemlich weiter Entfernung ein Boot mit dunkelbraunen Segeln auf uns zukommen. Wir entdeckten bald mit bloßem Auge die engliſche Flagge. Es war eins von jenen großen Kreuzbooten, welches ſchon faſt drei Wochen von der Brigg Waterwitch abgeſchickt war und erſt nach vierwöchentlicher Trennung vor Loanda mit dem Mutterſchiff wieder zuſammentreffen ſollte. Die Beſatzung war ſechszehn Mann ſtark, welche trotz der Gefahren des Clima's, ohne Verdeck, mit wenig Schutz gegen Regen und nächtliche Kälte einen ganzen Monat ausdauern müſſen. Unter ihnen war ein Offizier und ein Arzt, unter den Gemeinen waren nur vier Schwarze; oft findet man die Hälfte aus Schwarzen beſtehend.

Stolz kamen ſie bei uns am Bord um die Viſite zu machen, wohl wiſſend, daß trotz der Kleinheit ihres Bootes dennoch die größte Stärke auf ihrer Seite war. Eine große Kanone iſt immer auf der vorderſten Bank befeſtigt und wegen der Leichtigkeit, womit das Fahrzeug geleitet werden kann, ſo wie bei der geringen Höhe deſſelben über die Waſſerfläche, iſt ſchon dieſe hinreichend, um ſelbſt über die ſtark bewaffneten Sklavenſchiffe Herr zu werden. Dieſe kleinen Wachtböte werden auch an der ganzen Küſte faſt mehr gefürchtet, als das Hauptſchiff und zwar nicht allein wegen der großen Gefahr, die ſie den Sklavenhändlern bringen, ſondern

besonders auch deshalb, weil sie sehr häufig die zerstreut wohnenden Küstenbewohner überfallen und mit Güte, oder wenn das nicht helfen will, auch mit Gewalt sich den ihnen fehlenden Proviant verschaffen, wobei man denn zuweilen auch noch weiter geht, wie z. B. kurz nach unserm dortigen Aufenthalt, einige Baracken in Brand gesteckt wurden, die darin enthaltenen Sklaven zum Theil davon liefen, das Elfenbein aber in die Hände der Ueberfaller kam. Genever giebt wohl die häufigste Veranlassung zu solchen Ueberfällen, da er von allem Proviant am frühsten zu Ende zu gehen pflegt, und dann ein solcher Streifzug bequem wieder aus der Verlegenheit hilft. Einige Tage vor unserer Ankunft waren gerade von diesem Boote einige Mann in unsere Baracke gekommen um sich Genever zu holen; unser dortiger Agent aber, mit seinen Sklaven der Stärkere, ließ ihnen statt deß eine tüchtige körperliche Züchtigung zukommen und befreite sich so von ihnen. — Da es schon etwas spät am Abend war, so hätten wir nicht sicher ans Land gehen können, wegen der einzelnen, zerstreut liegenden Klippen in der Bucht, aber der Offizier gab uns einen kundigen Matrosen als Steuermann mit und wir landeten mit einbrechender Dunkelheit. Ein kleiner Vorsprung des hier schroffen Ufers bildet einen sichern Landungsplatz für alle Zeiten des Tages und beständig liegen hier einige große Boote vor Anker, theils um Sklaven zu befördern, theils für anderweitigen Waarentransport nach den benachbarten Orten, besonders nach Loanda, mit welcher Stadt von hier aus ein fast täglicher Verkehr stattfindet. Unser englischer Lootse führte uns die steilen und steinigen Ufer trotz der Dunkelheit rasch hinauf und geleitete uns in unsere Baracke, wo er bei dem Agenten unsers Hauses, Herrn Oliveira, nach einer kurzen Entschuldigung für sein neuliches Betragen um Gastfreundschaft bis Morgen bat.

Unser Wirth nahm uns mit der größten Zuvorkommenheit auf. Wir fanden ihn mit einem vor Kurzem hier zurückgebliebenen spanischen Matrosen allein unter seiner zahlreichen schwarzen Umgebung, welche zerstreut auf der flachen Erde umherlag und mit Schlafen oder Nichtsthun beschäftigt war, während Herr Oliveira an einem schlecht gezimmerten Tisch hinter einem Glase

Genevergrogg saß und auch weiter keine Beschäftigung hatte. Die beiden übrigen Europäer wurden durch unsere, heute nicht mehr erwartete Ankunft schon aus dem ersten Schlaf geweckt, obgleich die Uhr kaum acht war. Eine Lampe, mitten im Hause frei herabhängend, beleuchtete kärglich diese todte Gesellschaft. Unsere Ankunft machte im Ganzen wenig Veränderung, nur einige wurden beordert ein Lager zu bereiten und durch umgehängte Kattunstücke gegen Muskitos zu verwahren. Wir genossen noch etwas Lissaboner Wein mit einigen Bananen und verfügten uns bald zur Ruhe, um Morgen desto früher den Tag benutzen zu können. Erst seit Kurzem hatte sich bei mir die für den neu angekommenen Europäer so überaus lästige Prickelhitze über den ganzen Körper eingestellt und mich in so hohem Grade geplagt, daß ich in den letzten acht Nächten selten einige Stunden ungestört hatte schlafen können, so, daß ich mich unendlich nach anhaltender Ruhe sehnte. Während die drückende Hitze in den engen Räumen am Bord, verbunden mit jenem unerträglichen Hautjucken, mir die Nachtruhe raubte freute ich mich auf einige Nächte Aufenthalt in Ambriz, wo auf kühlerem Lager und bei freier Luft ich für die schlaflos verlebten Nächte mich zu entschädigen hoffte; aber wie bitter hatte ich mich getäuscht, wie viel besser hätte ich gethan, wenn ich diese erste Nacht wieder mit dem Capitain an Bord gefahren wäre.

Allnächtlich müssen zur Zeit vier Neger als Wächter beständig rund um das Haus gehen, ununterbrochen laut schreiend oder mit zwei Hölzern zusammenschlagend oder eine Trommel hämmernd, um wilde Thiere zu verscheuchen, da es hier nicht selten vorkommen soll, daß ein Löwe oder eine Unze über die den Hof umziehende kaum 7 Fuß hohe Rohrmauer springt. Dasselbe Getöse hört man von allen andern benachbarten Baracken. Alles dies war mir ganz neu, und kaum hatte ich mich niedergelegt, als dieser Lärm mich ängstlich heraustrieb, um seine Bedeutung zu erfahren. Kaum hatte ich versucht mich darüber hinweg zu setzen, als zahllose Schwärme von Muskitos durch die Oeffnungen meiner schlechten Umhänge gedrungen waren und ununterbrochen mit ihrem ewigen Summen und grausamen Stechen mich wach zu halten

ſuchten, ein gänzliches Verſtecken unter der Bettdecke ließ der Wärme wegen natürlich ſich nicht lange aushalten, und bald brachte die Verzweiflung mich zu der innern Ueberzeugung, daß auch dieſe Nacht an nicht viel Schlaf zu denken ſei. Vor meinem Bette lagen auf der Erde vier kleine Sklaven, gänzlich nackt und ohne irgend einen Schutz gegen die kleinen Ruheſtörer, aber mit Bewunderung ſah ich ſie meiſtens ganz ruhig ſchlafen, zwar häufig mit den Händen nach den geſtochenen Theilen ſchlagend, jedoch ohne zu erwachen, oder mit dem beſtändigen Geklatſche einer den andern zu ſtören. In gleicher Verzweiflung wie ich, kamen mitten in der Nacht meine beiden Reiſegefährten vor mein Bett, mich auffordernd in dem Hofe lieber zu ſpazieren bis mit der Morgenkühle die Muskitos weniger zahlreich ſein würden. Gern folgte ich ihrem Beiſpiele und ſuchte noch mit einem Trunk ſtarken Weines den Schlaf früher herbei zu führen. Wir begleiteten die Wächter einige Mal um unſer Haus und machten wiederum Verſuche zum Schlaf, allein erſt gegen Morgen erquickten mich einige Stunden ruhigen Schlummers.

Neugierig die Gegend zu beſehen, erhob ich mich um 7 Uhr, wo ich ſchon alles beſchäftigt fand. Ueberall lagen Haufen Neger vor dem Hauſe herum, mannigfache Waaren zu Kauf uns bietend, und fortwährend kamen noch Caravanen zum Theil aus dem tiefem Innern, theils aus den nahen Dörfern, ähnlich mit Waaren beladen wie in Loanda. Harze, vorzüglich Copal, ſah ich nirgends ſo viel in den Handel bringen, wie hier, allenthalben lagen vor den Baracken Berge von dem Abfall dieſes Harzes, welches von den Europäern beim Kauf immer mit einem ſehr weiten Siebe erſt durchgeſiebt wird, ſo daß dem armen Neger oft die Hälfte ſeiner Laſt verloren geht, während das Durchgefallene recht wohl zu gebrauchen wäre und auch oft von dem Europäer zum zweiten Male geſiebt wird. Elfenbein und Zähne von Hippopotamen kommen reichlich an den Markt; Wachs ſah ich in den zwei Tagen meines Aufenthalts in Ambriz gar nicht. Vielleicht giebt man ſich hier nicht die Mühe um ſolche Kleinigkeiten, da der Sklavenhandel natürlich vor jedem andern den Vorzug hat. Es war erſt einige Wochen vorher ein Sklavenſchiff von hier mit

500 Negern abgegangen, kaum aber war es einige Meilen vom Lande entfernt, als auch ſchon der Waterwich Jagd darauf machte, leider entkam dem Engländer ſeine Beute, denn der Capitain kehrte raſch wieder um und ließ das Schiff an den Klippen vor Ambriz zerſchellen. Von den unglücklichen Sklaven ward nicht einer gerettet, wenigſtens kam keiner wieder in die Hände des Beſitzers und die Mannſchaft rettete ſich in Böten ans Land, tapfer ſich vertheidigend gegen das ihm nachgeſchickte Boot des Kriegsſchiffes, wobei, wie man erzählte, zwei engliſche Matroſen im Gefechte erſchoſſen wurden. Der Capitain verſteckte ſich auf einem unſerer Schiffe, Camoes, das zufällig dort war und einige Tage ſpäter ihn als Paſſagier mit nach Loanda brachte. Die ihn ſuchenden Engländer waren freilich an Bord der Camoes geweſen, hatten ihn aber nicht finden können, ſo gut hatte unſer gefälliger Capitain ihn verſteckt. Zum Glück für unſern Capitain und den des Sklavenſchiffes erfuhr Herr dos Santos die ganze Sache erſt viel ſpäter, denn unfehlbar wäre dieſer ſogleich ausgeliefert worden und jener hätte dafür manche Unannehmlichkeit gehabt. Ich ſah ſpäter dieſen Sklavenführer häufig in dem Hauſe der Donna Anna Obertaly in Loanda, der Ladung und Schiff gehört haben ſollte, ſie gab ihm ſogleich ein kleines von Herrn dos Santos gekauftes Schiff, Eſperenza, einen Schooner, zur ferneren Führung, und ſchickte ihn damit vorläufig mit Waaren nach Moſamedes, wo ſie ein Nebenhaus begründen wollte.

A Ponta do Ambriz, ſo heißt eigentlich dieſer Ort, weil er am Ende des Fluſſes Ambriz liegt, wird gemeinhin einfach Ambriz genannt, obgleich dies der Name dieſes kleinen Königreichs iſt. Es liegt an dem linken Ufer des Fluſſes, auf einer etwa 100 Fuß hohen ebnen Fläche, nur mit einer Art Gras, das aber zum Futter für das Vieh nichts taugt, bewachſen. Anlagen irgend einer Art giebt es keine, man ſieht nirgends Vieh weiden, nicht einmal Ziegen, deren Schönheit ich an allen vorherigen Stellen bewundert hatte, ſogar nur wenig Schweine, und nur einzelne unter den dortigen Einwohnern waren reich an Hühnern, die aber dennoch hoch im Preiſe ſtanden, da dies faſt die einzige dortige Fleiſchſpeiſe iſt. Jeden Morgen bringen die Neger aus

den benachbarten Dörfern Hühner, Eier und eine Art Lachtauben zum Verkauf, aber zugleich auch Futter für diese Thiere, denn der Europäer hat sich nicht die Mühe gegeben ein einziges Maiskorn zu säen. Unbegreiflich kahl war jeder Hof dieser Kraale und nicht einer konnte auch nur eine Pflanze, einen Strauch oder Kraut, von seiner Hand gezogen, vorzeigen. Freilich findet man hier immer Mittags denselben Reichthum an Gemüsen und Kräutern, immer aber sind diese von Negern zum Verkauf gebracht, wenn nicht ausnahmsweise Proviant der Art aus Loanda hieher kam.

Im Ganzen befinden sich hier sechs Baracken, nämlich drei portugiesische, drei amerikanische und eine brasilianische. Außer diesen sieben Kraals existirt hier keine Negerhütte, dennoch aber ist die Einwohnerschaft eine verhältnißmäßig bedeutende, im Ganzen soll sie aus 150 bis 200 bestehen, worunter die meisten freie Neger dieses Landes sind, nur einige Zeit hier dienend und nur wenige Sklaven. Ich hatte gehört, daß ich hier den Sklavenhandel erst recht im klaren Lichte sehen würde, allein ich sah garnichts davon, nicht eine einzige Koppel, sogar das Wasser aus dem nahen Fluß wurde zum Theil von freien Negern geholt. Niemand genirt übrigens sich hier, was diesen schändlichen Handel anbetrifft, und weil europäisches Gouvernement dort keine Macht übt, so treibt jeder seinen Sklavenhandel frei und offen; im Kraal des Besitzers werden dann die Unglücklichen bis zur Einschiffung gehalten, und dann entweder bei Tage oder Nacht geladen. Erst vor Kurzem waren bedeutende Versendungen gemacht worden, woher es kommen mußte, daß ich nicht einen geketteten Schwarzen zu Gesichte bekam.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß jede dieser Baracken den Sklavenhandel zum Geschäfte macht, ich weiß sogar bestimmt, daß mehrere unter ihnen, durchaus damit sich nicht besudelnd, allein auf Tauschhandel sich beschränken; und daß dieser allein schon hinreichend Gewinn bringt, habe ich genug Gelegenheit gehabt zu erfahren. Zu diesen letzten Handelshäusern gehörte das von Herrn dos Santos vor einigen Monaten erbaute, und Herr Oliveira

verſicherte mich, das ſchon allein der Tauſch gegen Elfenbein reichliche Vortheile brächte; daſſelbe wurde mir von Mehreren geſagt.

Bei meinem Beſuch in den verſchiedenen Baracken fand ich zu meinem höchſten Erſtaunen in der einen, einem amerikaniſchen Hauſe, einen Deutſchen, Namens Schultz aus Stettin, der dort das Geſchäft ſeines Hauſes leitete. Wenn er gleich ſeine Mutterſprache durch vieljährigen Aufenthalt in Nordamerika und Afrika zum Theil verlernt hatte, ſo ergriff er dennoch freudig die Gelegenheit in unſerer Sprache ſich zu unterhalten, er war der dritte Deutſche, (die beiden andern wohnten in Loanda) den ich an der Küſte geſehen habe, und trotz der verſchiedenen Nationen die in Loanda, Benguela, Novo Redondo und Ambriz ſich finden, iſt auf dieſer großen Strecke kein einziger Deutſcher mehr wohnhaft. Unſere gegenſeitige Freude war natürlich nicht gering und ich habe Urſache mich mit vielem Danke ſeiner mannigfachen Freundlichkeiten zu erinnern. Auch er bildete als Kaufmann eine erfreuliche Ausnahme von jenen gewinnſüchtigen Sklavenhändlern. Die Weiſe, ſeine Sklaven zu behandeln, hätte ſeinen barbariſchen Nachbaren zum Vorbilde dienen können und bewies zur Genüge, wie grundlos die Meinung der dort lebenden Portugieſen iſt, als ſei der Neger nur durch grauſame Strenge zu erziehen. Er hatte einen jungen Neger erſt zwei Monate in ſeinem Hauſe, während welcher Zeit der Knabe ſchon ziemlich gut die engliſche Sprache erlernt hatte und ſeines Herrn Zutrauen in einem ſo hohen Grade beſaß, daß er ſogar im Tauſchhandel mit thätig war.

Meine Beſuche in den andern Häuſern waren bald gemacht, und wenn gleich der Handelsneid unter den Europäern ein unfreundliches Verhältniß veranlaßt, ſo fand ich dennoch bei jedem eine gaſtfreundliche Aufnahme und gern wäre ich längere Zeit dort geblieben um in naturhiſtoriſcher Rückſicht die Gegend etwas ausbeuten zu können.

Eine kleine Excurſion machte ich an den Fluß hinunter, deſſen zu üppig bewachſenen Waſſerfläche und Ufer mir aber das Gefühl einer ſolchen Unſicherheit und Angſt vor gefährlichen Thieren gab, daß ich jeden Schritt nur nach vorſichtiger Beurtheilung zu machen

wagte. Jedes Geräuſch, daß ſich im Schilfe oder im Dickicht am Ufer nah oder fern vernehmen ließ, gab natürlich gleich den beunruhigenden Gedanken an Rieſenſchlangen und vorzüglich Aligatoren. Von letzteren ſoll der Fluß wimmeln, und namentlich gegen Abend haufenweiſe ſichtbar werden, ſo wie gleichfalls hier die größten Exemplare von Rieſenſchlangen vorkommen ſollen. Eine Schlangenhaut, die ich beim Phyſikus in Loanda ſah, war hier gefangen und betrug getrocknet noch an 30 Fuß Länge. Der Beſuch des Meeresufers war wenig intereſſant, zahlloſe Schaaren von Krebſen lieſen wie Spinnen am Ufer umher, oft weit auf den Bergen umherirrend, zerſchlagene Schneckenſchaalen lagen reichlich umher, aber immer nur die von Loanda bekannten Arten.

Alles was ich von dieſer Tour nach Hauſe brachte, waren nur einige Inſecten; die vielen ſchnellfüßigen Eidechſen, von denen ich hier auf meiner letzten Station gern einige gefangen hätte, ließen umſonſt auf ſich Jagd machen, da das Gebüſch und hohe Riedgras zu ſehr ihr Entkommen begünſtigte.

Kaum hatte ich zu Hauſe mich etwas erfriſcht, ſo machten ſich unſer Wirth und wir übrigen drei Europäer in Tipoien getragen uns auf den Weg nach der Hauptſtadt Quibanza, um dem dort reſidirenden König von Ambriz einen Beſuch zu machen, wohin ſchon einige Stunden vorher Herr Oliveira einen Boten zur Anmeldung geſchickt hatte. Eine Antwort durften wir nicht erſt erwarten, wir waren gewiß, daß Se. Majeſtät uns um drei Uhr erwarten würden. Zufällig ſetzte ſich unſere kleine Caravane erſt gegen drei Uhr in Bewegung und wenig vor fünf Uhr waren wir erſt am Ort unſerer Beſtimmung. Wenn man bedenkt, daß Quibanza ungefär drei Leguas von Ponto do Ambriz entfernt liegt, der Weg dahin beſtändig durch hohes Gras oder dorniges Gebüſch und über die gewiß 200 Fuß hohe erſte Küſtenterraſſe geht, und an mehreren kleinen Stellen durch Waſſer gewatet werden mußte, da kann man nicht umhin, die Kraft und Ausdauer unſerer Träger zu bewundern. Im beſtändigen kleinen Trabe, mit gleichem Schritt ging es ununterbrochen fort, kein Augenblick der Ruhe wurde geſtattet. Nur ich hatte, als der Schwerſte

von uns noch zwei Reserveträger, die zwei Mal auf der Tour wechselten, um so rascher aber dann den nicht säumenden andern Trägern nacheilen mußten. Die einzige Erholung bestand darin, daß von Zeit zu Zeit der Trageballen von der einen Schulter über Kopf nach der andern gebracht wurde. Um diesen Wechsel etwas zu erleichtern, trug Jeder einen gabelförmig gespaltenen Stock, mit welchem der Balken gehoben wurde, während das andere Ende dieses Stockes auf der Erde sich stützte. Die häufig über den schmalen Weg sich schlängelnden Dornen machten die Passage für Träger und Getragenen nicht wenig unangenehm, jedoch ließen jene, wenn gleich bald hie und da blutig gerissen in ihrer ununterbrochenen Hast keineswegs sich stören; auch ich hatte große Ursache gegen die einschlagenden Büsche mich wohl zu verwahren. Schade, daß die so rasch an meinen Augen vorüberziehende Pflanzenwelt, welche in dieser Mannigfaltigkeit und erhabenen Pracht noch nicht von mir gesehen war, nicht mit einiger Muße betrachtet werden konnte; kaum erlaubte die Zeit dem Gedächtniß nur ein ungefäres bleibendes Bild einzuprägen.

Der Boden war an vielen Stellen fast buchstäblich mit Blumen bedeckt, die meisten Sträuche trugen Blüthen oder Saamen, die großen Bäume, unter denen besonders der dem Fremden auffallen mußte, der reich mit kürbisgroßen Früchten behangen war, aus denen die Einwohner ihre Trinkgeschirre bereiten, prangten mit mehr oder minder schöner Blüthe, oder trugen Früchte. Unwillkührlich fiel mir die Fabel jenes Mannes ein, der unter einen Eichbaum schlafend, davon erwachte, daß eine Eichel ihm auf die Nase fiel und herzlich froh über die Zweckmäßigkeit der Natur, daß ein so hoher Baum keinen Kürbis trüge, den geringeren Schmerz vergaß. Diese weise Vorsicht hat die Natur in Afrika nicht mehr beobachtet.

Große Schwärme der glänzend befiederten Nectarinien, die Kolibris von Afrika, verließen, durch unser Geräusch erschreckt, ihren gegen die Sonnenhitze gesuchten Aufenthalt; die an den Zweigspitzen der Tamarindenbäume herabhängenden künstlichen Nester des Webervogels machten wegen der unglaublichen Menge einen eigenen Eindruck. Einzelne Bäume waren bis zu ihrer

höchsten Spitze dicht mit Schlingpflanzen überdeckt und auf ihren schönen Blüthen wiegen sich zum Theil prächtig gefärbte Schmetterlinge. Nirgends war der Boden nackt und kahl, wenigstens von mannhohen Gräsern bedeckt, wo nicht schönere Pflanzen ihn zierten. Es machte diese paradiesische Gegend einen noch nie so tief gefühlten Eindruck des Naturfriedens auf mich, daß ich den Wunsch dort länger bleiben zu können, kaum bekämpfte. Im stummen Entzücken schweift das Auge von einer Schönheit zur andern und schwelgt im stillen Genuß. Nur die Stille, die das Ganze deckt, das athemlose Schweigen durch die ganze Natur läßt sich nicht begreifen und hat etwas Unheimliches, macht fast ängstlich. Man freut sich, wenn die Turteltaube ihre helle Stimme ertönen läßt und man ist zufrieden mit dem harmonielosen Gezwitscher vieler anderer Vögel. Der schöne Gesang unserer nordischen Nachtigall wäre gewiß dort ein kaum zu ertragender Genuß.

W. v. Meyer (Reise in Süd-Afrika während der Jahre 1840 und 41 ꝛc. ꝛc. von W. v. Meyer. Hamburg. Verlag von J. P. Erie. 1843.) sagt in seiner Reise durch die Capcolonien: Alle Ureinwohner dieses Landes, vom Menschen bis zum Frosch sind, was die Stimme anbetrifft, stiefmütterlich von der Natur behandelt worden. Nicht eine Gattung hat einen nur etwas modulirten Waldgesang. Zwar giebt es Lerchen, sie singen aber nicht, selbst der Frosch der quackt hier nicht, des letzteren Stimme besteht aus einer feinen Note, mit dem Zirpen des Heimchens zu vergleichen; den angenehmsten Ton giebt auch die Turteltaube.

Ungefär paßt dies auch auf Niederguinea. Die Stimme der Turteltaube war auch hier schön, der Frosch aber hat auch diese „feine Note" verloren, wenigstens kam sie mir nie zu Ohren.

Je näher wir der Stadt kamen, desto mehr sahen wir kleine uneingefriedigte Felder mit Maniok, Mais und Bohnen, durch deren Cultur die Einwohner dieses kleinen Königreichs sich sehr vortheilhaft vor den portugiesischen Besitzungen auszeichnen. Selbst Taback, der sonst fast nur aus dem Innern an die Küste kommt, stand hier gezogen in großen Anpflanzungen. Unter den Händen eines nur einigermaßen verständigen Landbauers müßte dieser Boden mit unberechenbarm Vortheil benutzt werden können.

Den ſchädlichen Einwirkungen des Climas würde der Europäer ſich ziemlich gut entziehn können durch Anwohnen auf der nah daran liegenden Bergkette, wo das Clima, als beſſer erträglich für Europäer, ſehr gerühmt wird.

Um 4½ Uhr erreichten wir Quibanza, die Haupt- und Reſidenzſtadt von Ambriz. Als wir durch die aus Rohr beſtehende Ringmauer traten, ward uns ſogleich von einigen herzueilenden Negern angezeigt, daß wir nur zu Fuß das Innere der Stadt betreten dürften, keiner als der König könne hier getragen werden. Wir ſtiegen alſo aus unſern Tipoien und ließen uns vor einem Schwarm Volks an den Ort am entgegengeſetzten Ende der Stadt führen, wo wir von Sr. Königlichen Majeſtät erwartet wurden. Ganz Quibanza, aus ungefär 200 Negerhütten beſtehend, liegt im kühlen Schatten hochragender Adanſonien, deren mächtiger Stamm auf ein großes Alter ſchließen läßt. Die Regelmäßigkeit der Stellung dieſer Bäume, nemlich aus drei geraden Reihen beſtehend, läßt annehmen, daß ſchon gewiß vor tauſend Jahren dieſer Ort hier begründet wurde. In gleicher Ordnung, mit den Stämmen der Adanſonien eine Linie bildend, lagen die kleinen Negerwohnungen da, eine wie die andere. Sie alle beſtehen nur aus Schilf oder Palmblättern, bilden eigentlich nur ein ſchräges Dach ohne Mauer; keins über 7 Fuß Länge und weniger als 4 Fuß Breite. Die Höhe blieb ſich bei allen gleich, ungefähr 6 Fuß. Das eine Ende des Hauſes war durch eine Wand von gleichem Material geſchloſſen, während das andere gänzlich offen blieb. Eine Ringmauer hatte keins; die allgemeine Stadtmauer, wenn gleich ſchwach, von dünnem Rohr geflochten und ungefähr 6 Fuß hoch, war der alleinige Schutz gegen wilde Thiere.

Unter einer der größten Adanſonien ſaß der König Don André auf einem etwas altmodiſchen europäiſchen Lehnſtuhl von gepreßtem Leder. Zur Linken lag mit übergeſchlagenen Beinen ſein ganzer Stab; zunächſt am König der ministre das armas, der, als erſter General, nach dem König den erſten Rang bekleidet, auf ihn folgte der ministre da corte, ungefär unſer Ceremonienmeiſter und darauf folgten mehre andere, deren Rang und

Stellung mir unbekannt blieb; ihrer waren im Ganzen nur acht bis zehn, führen alle den Namen „Mafuk", Minister, und sind im Kriege Anführer des Heeres. Wenn gleich diese Großen des Reichs die Waffenkundigsten im Lande sind, so trug bei dieser Hofhaltung keiner unter ihnen Waffen, so wie in der ganzen übrigen Umgebung des Königs niemand bewaffnet erschien. Zur Rechten saßen die übrigen Fidalgos, Adlige des Reichs, gleichfalls mit übergeschlagenen Beinen. Ihre Zahl war aber weit größer und bestand aus drei hinter einander liegenden Reihen. Die ganze Versammlung bildete einen Halbkreis, welchem gegenüber vier hölzerne Stühle für uns bereit standen. Der König war in vollem Ornat und zugleich der einzige Bekleidete unter seiner bis auf den Schurz ganz nackten Umgebung; er trug einen kurzen seidenen Mantel von hochrother Farbe mit Hermelin verbrämt, der dem äußeren Anschein nach vielleicht schon ein halbes Jahrhundert auf einem europäischen Winkeltheater Dienste geleistet haben mochte. An den Füßen hatte er ein Paar recht bunt benähte russische Stiefel, die mit uns aus Hamburg gekommen und ein Geschenk des Herrn Oliveira waren, so wie gleichfalls eine kleine Fußdecke. Um die Hüften war, wie bei den Uebrigen, ein kleiner blauer Schurz von Kattun geschlagen. Die Beine blieben von der Hälfte der Schenkel bis zum Ende der Stiefel ganz unbedeckt und in possirlicher Weise suchte der König durch häufiges Zerren am Mantel diese nackte Parthie auch mit zu bedecken, doch gelang es höchstens für einige Augenblicke. In der Hand trug er einen wenigstens sechs Fuß langen Rohrstock, der bis zur Hälfte mit blanken Messingnägeln beschlagen war. Das Drolligste von Allem war die Mütze, aus Bast oder Kaktusfasern geschmackvoll geflochten, von der Form einer sogenannten griechischen Kappe, die aber nur zusammengeklappt oben auf dem Scheitel lag und bei jeder lebhaften Bewegung zu fallen drohte. Diese Mützen führen den Namen Mafukmützen und sind nur ein Vorrecht des Königs und seiner Minister, welche letztere aber zum Unterschiede die Kappe fest auf dem Kopfe tragen müssen. Zu dem gewöhnlichen Ornate des Königs gehört noch ein Kragen, künstlich und sehr zierlich von Bast geflochten, der in Form der europäischen Damen-

mantillen, vorn und hinten mit einem großen Quaſt recht ſtattlich über die Schulter hängt. Bei unſerer heutigen Audienz vertrat jener ſchmutzige rothe Mantel die Stelle des Kragens.

Bei unſerm Eintritt in den Kreis war der König in nicht geringer Verlegenheit über die Weiſe uns zu empfangen; mehrmals machte er Miene ſich von ſeinem Stuhle zu erheben, bis er endlich ſitzend uns recht freundlich die Hand reichte und mit einer Bewegung auf den gegenüberſtehenden Stühlen den Platz anwies. Wir hatten einen, der portugieſiſchen Sprache mächtigen Eingebornen, welcher im Dienſt des Herrn Oliveira ſtand, mitgebracht, der rechts neben uns in knieender Stellung den Dolmetſcher machte. Der König hub die Unterredung an, nachdem er zuvor in die Hände geklatſcht, als Zeichen, daß er allein das Wort jetzt habe, mit der etwas ernſt geſtellten Frage, warum wir ihn ſo lange hätten warten laſſen, allein unſere vorgebrachte Entſchuldigung, wozu wir die ſtarke Brandung des Meeres, wodurch unſere Landung verzögert ſei, in unſerer Verlegenheit benutzten, zwang dem hohen Herrn ein Lächeln ab, und er erklärte unter dieſen Umſtänden ſich zufrieden. Sowohl der König als unſer Dolmetſcher begannen und ſchloſſen jede Unterredung, ob kurz oder lang immer mit einem Händegeklatſch und niemals fiel es einem der Anweſenden ein, in die Rede zu fallen. Wir ließen jetzt dem König unſern Dank vermelden für die Güte, die er uns durch ſeine Audienz bewieſen, und Herr Oliveira verſprach die Geſetze des Landes ſtrenge zu halten, wofür er den Schutz des Landesherrn hoffe. Mit großer Urbanität lehnte der König unſern Dank ab, indem er verſicherte, daß es ihm Vergnügen mache, uns zu ſehen. Uns allen verſprach er ſeinen Schutz, ſo lange wir uns innerhalb ſeiner Grenzen aufhalten würden, und freundlichſt ſetzte er hinzu, daß er, wenn wir je in ſein Land zurückkehren würden, uns freudig und gaſtfrei aufnehmen wolle. Vor einiger Zeit hatte Herr Oliveira einen ſeiner Leute, einen Eingebornen von Ambriz wegen eines Vergehens züchtigen laſſen, und da die Züchtigungen bis auf's Blut, in Ambriz ſtrenge unterſagt ſind, während ſonſt freilich körperliche Züchtigungen dort nicht gegen die Geſetze ſind, ſo war Oliveira in Strafe, von einem Anker

Branntwein verurtheilt, mit dem Bemerken, daß die Wiederholung dieſes Vergehens die Strafe verſchärfen und endlich gar Landesverweiſung darauf folgen würde. Der König brachte jetzt dies Vergehen zur Sprache und ließ ſich das Verſprechen geben, künftighin nicht wieder gegen ſeinen Willen handeln zu wollen. — Jetzt fanden wir den Zeitpunkt beſonders paſſend, unſere mitgebrachten Geſchenke zu übergeben, die in einem großen Korbe verpackt waren. Bei dem Erſcheinen des Genevers verklärten ſich alle Geſichter und das freudige Gemurmel der Miniſter ließ vermuthen, daß auch ſie ihren Theil davon bekommen würden. Nachdem der König ſeinen Dank ausgeſprochen hatte, und bemerkt, daß er ſo viel nicht erwartet haben könne, wiederholte er das Verſprechen ſeines königlichen Schutzes und gab ein Zeichen die Sachen fort zu tragen. Jetzt erſt ward uns die Frage geſtellt, ob wir auch etwas zu genießen wünſchten, und auf unſere Bitte um etwas Waſſer, ward es uns ſogleich mit Citronenſaft geſäuert in Kalabaſſen präſentirt. Der ganze Hof ſchien nach unſern Geſchenken in fröhlichere Laune verſetzt, ſogar der ministre das armas, der unſer Haus an der Küſte oft beſucht hatte, machte lachend Herrn Oliveira ein Fäuſtchen, jedoch zu ſprechen wagte außer dem Könige keiner. Letzterer fragte uns nach der Krankheit des Herrn dos Santos und beklagte ſeinen Tod, wobei er zu meinem nicht geringen Erſtaunen mit der Hand ein Kreuz machte, natürlich ohne Katholik zu ſein; er nannte den Fall traurig, aber gewöhnlich, es ſei derſelbe, der uns allen bevorſtände. Letztere Meinung iſt ein hübſcher Beweis des höheren Culturzuſtandes der Einwohner von Ambriz, denn die meiſten Nachbarvölker halten den natürlichen Tod immer für eine Unmöglichkeit und ſchreiben ihn ſtets dem Fetiſch irgend eines Feindes zu, worin ſo manche Opfer und Grauſamkeiten ihren Grund haben, ganz beſonders bei den Einwohnern in der Nähe von Benguela. Die Ambrizer ſind zwar auch Fetiſchanbeter, ſcheinen aber weit weniger von ſo tiefem Aberglauben befangen zu ſein, und dennoch iſt unter ihnen kein Miſſionair irgend einer Secte und auch niemand wußte ſich eines ſolchen zu erinern.

Ich glaube, daß der politiſche und moraliſche Zuſtand des

Staates Ambriz vor den benachbarten Ländern, die Portugal besitzt, oder Tribut von ihnen empfängt, vorzüglich auch deshalb sich so vortheilhaft auszeichnet, weil die portugiesische, katholische Geistlichkeit durch Missionaire hier noch nicht hat Fuß fassen können. Wie furchtbare Kriege sind nicht schon durch die ersten Missionaire, die vom König Don Juan II., als erste Boten des Christenthums nach Congo 1491 geschickt wurden, unmittelbar oder mittelbar veranlaßt worden! Seit jener Zeit hat das Königreich Congo nicht nur keine Fortschritte seiner Civilisation gemacht, sondern ist sogar aus aller Verbindung mit Europa oder europäischen Küstencolonien herausgetreten, hat die damals erbauten Kirchen zum Theil wieder niedergerissen, die Geistlichen ermordet oder verjagt und betet jetzt wieder seine Fetische an. Nur an der Meeresküste hat Portugal noch einige kleine Handelsplätze.

Die in und um Loanda wohnenden sogenannten getauften Christen stehen gleichfalls tief, sehr tief unter dem Ambrizer. Jene haben durch das Christenthum meistens nichts weiter gewonnen, als den Namen „Katholike", worauf die Meisten stolz sind, trotz dem aber gleichzeitig ihre Fetische anbeten, wovon ich in Benguela und Loanda nicht selten Beispiele gesehen habe. Gleichzeitig hat das Sklavenjoch, dessen Gepräge jedem Schwarzen der portugiesischen Colonie, ob frei oder Sklave deutlich aufgedrückt ist, dem unabhängigen Ambrizer gegenüber, so viel Verächtliches, daß dieser stolz auf seine unterdrückten Nachbaren herabblickt und entschlossen gegen die weltliche und geistliche Macht von Loanda seine Gränzen vertheidigt. Das Sklavenmachen hat nur Ambriz mit den benachbarten Ländern leider gemein, man darf aber nur das Wesen der Geistlichen in Loanda gesehen haben, um den Schluß zu ziehen, daß eben wegen der mangelnden Kirche dieses kleine Königreich in allen Beziehungen ein glückliches sein muß.

Don André sprach sein Verwundern darüber aus, daß keines unserer Schiffe in Sklaven Geschäfte machen wolle, und meinte daß der bloße Tausch gegen Waaren des Landes eine so große Expedition nicht bezahlt machen könne. Als wir den König einluden, unsere Baracke und Schiff mit einem Besuch zu beehren, dankte er freundlich, setzte aber ernst hinzu, daß er als

Regent den Anblick des Meeres nicht ertragen könne, er müsse augenblicklich davon den Tod nehmen. In seiner Jugend hatte er oft mit Sklavenzügen die Küste weiter gegen Norden besucht, woher er sich sogar einiger französischer Brocken erinnerte, die er scherzend und zur Belustigung seiner Umgebung vortrug, allein jetzt, seit er König sei dürfe er nicht mehr das Meer sehen. Ueber die Ursache dieses merkwürdigen Gesetzes habe ich nichts Näheres erfahren können. Neugierig fragte er uns nach unserm fernen Vaterlande, von dessen kaltem Clima er eine eigne Vorstellung sich zu machen schien; wenn unser Land noch weiter gegen Norden läge, als London und Newcastle, deren Namen ihm bekannt waren, so begriff er nicht, wie sich's dort noch leben ließe.

Gern hätte ich den Pallast des Königs gesehen, als mir aber meine Bitte mit dem Bemerken abgeschlagen wurde, daß jeder Mann, der innerhalb seiner Ringmauer ertappt würde, immer die Todesstrafe erlitte, so begnügte ich mich gern mit dem bloßen Anblick des Hofzaunes, der nur aus hohen Kaktus und Akacien bestand, indeß so dicht war, daß das Auge nirgends durchblicken konnte. Auch die Bitte wurde mir abgeschlagen, eine seiner Frauen, deren über hundert in kleinen Hütten mit ihm im Hofe wohnen und seine eigentliche Leibgarde bilden, vorführen zu lassen. Endlich wurde mir gestattet, eine seiner Töchter zu sehen. Auf einen Wink wurde eine der älteren sogleich herbeigeführt. Als die Prinzessin „Etona" in unseren Kreis trat und ich ihr zum Gruß die Hand reichen wollte, wußte sie in übergroßer Verlegenheit nicht ob sie niederknieen sollte oder nicht, erst das mißfällige Gemurmel von allen Seiten, ließ sie, eingedenk ihrer königlichen Würde sich vollends erheben und uns einzeln die Hand bieten.

Sie hatte in ihrem Aeußern kein Abzeichen, trug nur wie alle Uebrigen einen Schurz von blauem Kattun und hatte außerdem um den Hals eine Schnur von Elephantenhaaren. Sie war hübsch, mochte etwa 14 Jahre alt sein und hatte ein sehr graziöses Benehmen. Ich forderte sie auf, mit uns nach Barra do Ambriz zu gehen, wo ich ihr Geschenke machen wolle; jedoch erst nachdem der Vater befragt war, erhielt sie Erlaubniß morgen in Begleitung der beiden ersten Minister uns dort einen Besuch zu

machen. Ein Perlhalsband, das einzige Geschenk, daß ich bei mir hatte, hing ich ihr um den Hals, worüber sie eine große Freude bezeigte, lächelnd nickte der Vater seinen Dank. Hierauf kniete die Prinzessin rechts neben den König und schloß sich den Adlichen an.

Die schon einbrechende Dunkelheit mahnte uns an die Rückreise, die wir durch Fürsorge des Königs in großer Begleitung von Fackelträgern antraten. Die Gefahr im Dunkeln zu reisen, ist dort immer sehr groß wegen der vielen wilden Thiere, so daß ohne ein langes Stück brennendes Holz zu tragen, Niemand es wagen darf. Unter beständigem lauten Geschrei, welches gleichfalls geschieht um die Thiere zu verjagen, kamen wir, trotz der Dunkelheit, rasch und ohne Hinderniß nach unserer Wohnung. Ein Theil der uns mitgegebenen Begleitung ging noch selbigen Abend zurück nach Quibanza, während der Rest sich in unserm Hofe lagerte. Wir waren alle von der Tour etwas erschöpft und nach erquickendem Mahl eilten wir zur Ruhe. Die Nacht wurde mit denselben Störungen wie in der vergangenen, nur wenig schlafend hingebracht.

Am letzten Morgen suchte ich mir noch einige Waffen der handelnden Neger gegen Zeug und Glasperlen einzutauschen; die Neger fanden sich meist leicht willig zum Verkauf. Ich bekam mehrere Bögen und Pfeile, einige Wurfspieße ganz von Eisen und zum Theil am Ende mit Ziegenhaar umwickelt, mehrere Keulen von schwerem Holz, einige, ungefähr 7 Fuß lange Lanzen, zwei Dolche und einen sehr hübsch gearbeiteten Säbel von einem Neger aus St. Salvador. Sehr bemühte ich mich, Götzen bei ihnen zu finden, allein mit Ausnahme eines einzigen, der Unterthan des Königs von Ambriz war, trugen alle nur einige Fetische der rohsten Arbeit und ohne Verschiedenheit von den so häufig gesehenen.

Der Götze jenes Ambrizers war aus Kupfer recht gut gearbeitet, stellte eine menschliche Figur dar, aber nicht die eines Negers, sondern der kaukasischen Raze, die Nase, so wie die ganze Kopfform gehörte dem Kaukasier, und das Ganze diente dem Besitzer als Schelle, die mit jedem Schritt einen ziemlich lauten Ton

gab. All mein Bemühen in Beſitz dieſes Götzen zu kommen war umſonſt, bedeutende Anerbietungen blieben fruchtlos; es verſicherte mich der Inhaber, daß mit dem Verluſt dieſes Götzen von ihm und ſeiner Familie jedes Glück ſchwinden würde, ihm würde beſſer ſein, das Leben, als dieſen ſeinen Schutzgott zu verlieren.

Schon gegen acht Uhr Morgens, während wir um den Frühſtückstiſch ſaßen, kam Prinzeſſin Etona, wie der Vater es verſprochen, mit den beiden erſten Miniſtern. Vor ihr ging der ministre das armas, Don Domingo und nahe hinter ihr folgte der ministre da corte Don Joaõ. Beide trugen eine Lanze, Keule und große Dolche, welche Waffen in Verbindung mit den ſtattlichen, großen Figuren wohl im Stande waren einigen Reſpect einzuflößen. Ich forderte ſie auf, ſich auf einen neben mir ſtehenden Stuhl zu ſetzen, allein die Fürſtin zog es vor auf der flachen Erde mit übergeſchlagenen Beinen Platz zu nehmen. Die beiden Miniſter mußten beſtändig hinter ihr ſtehen. Sie brachte viele Grüße vom Vater, und hatte Auftrag nochmals deſſen Schutz in ſeinem Land zu verſprechen. Ich nahm Gelegenheit ihre Trinkfähigkeit zu bewundern, die nicht unbedeutend ſchien; die ihr gereichten Gläſer mit ſtarken Weinen gab ſie nie ungeleert wieder zurück, nichts deſto weniger aber blieb ihre Haltung und Betragen ſich vollkommen gleich. Die beiden Trabanten bekamen ſtatt des Weines, Rum und Genever.

Von Don Domingo ließ ich mir alle Dorfſchaften, aus denen das Königreich Ambriz beſteht, der Reihe nach dictiren, es waren folgende: Quibanza — Quineolo — Loandu — — Senigiamputo — Bongabonga — Quibinda — Quingo — Quiembo — Quimboaça — Quimguemba — Quimpambo — Quimjoge — Quimcage — Quimeanga Quieamba — Quinzondo und Phuconcongo. — Trotz der Kleinheit dieſes Reiches und trotz der Rohheit und Wildheit der Grenznachbaren gegen Oſten iſt es dennoch durch die Tapferkeit ſeiner Einwohner ſtark genug ſich zu behaupten. Der durchaus unumſchränkte König wird alle fünf Jahre gewechſelt und aus der Zahl der Mafuks gewählt. Wenn aber die letzten Regierungsjahre für das Land glücklich waren, ſo kann der alte König immer

wieder gewählt werden. Der jetzt regierende Don André war schon öfter auf's Neue erwählt worden und seine schon grauen Haare ließen erwarten, daß er über 50 Jahre alt war. Die wenigen Europäer befinden sich unter seiner Herrschaft wohl, und die geringen Abgaben bestehen in beliebigen Geschenken, die sie bei ihren Besuchen dem Könige zu machen pflegen.

Sonderbar ist es, daß einzelne Vorurtheile in Ambriz zu bekämpfen dem Europäer durchaus nicht gelingen will, obgleich das Verhältniß mit der Regierung ein so sehr freundliches ist. Dahin gehört z. B. das Verbot sich solche Thiere zu halten, die man zum Tragen oder Reiten benutzen könnte, weshalb man nirgends in Ambriz Kühe oder Pferde sieht. Nach dem Besitz der Letztern sehnt man sich sehr, allein die häufigen Bitten und selbst bedeutende Versprechungen waren bis dahin ohne Erfolg geblieben.

Ungefähr um zehn Uhr verließ uns die Prinzessin mit ihrer Begleitung, nachdem ich sie mit drei Kruken Genever, ungefähr acht Ellen Kattun und einigen Glasperlen beschenkt hatte. Sie hatte die kindliche Unbescheidenheit, mich noch um etwas Genever zur Rückreise zu bitten, wozu sie mir eine leere Kalabasse reichte. Statt deß gab ich ihr eine Flasche und behielt die Kalabasse zur Erinnerung an sie zurück, worüber sie sehr erfreut schien.

Jetzt gingen die letzten Parthien Elfenbein an Bord und wir erhielten Nachricht, daß noch diesen Nachmittag Anker gelichtet werden sollte. Herrn Schultz machte ich meinen Abschiedsbesuch und erhielt von ihm ein Ichneumon, welches er gezähmt in seinem Hause herumlaufen ließ, zum Unglück aber wurde es später am Lande vergessen und es ging so für mich verloren. Eine Excursion machte ich noch zum Beschluß in der nächsten Umgebung, von der ich aber nur einige Insecten zurückbrachte.

Wunderbar ist, daß ich in Ambriz nirgends hochstämmige Euphorbien fand, die um Loanda so häufig waren, ich glaube weil ihnen hier der Boden zu fett und nicht sandig genug ist. Herr Oliveira begleitete uns am Nachmittage an Bord. Von den vielen grauen Papageien, die er mit beschnittenen Flügeln im Hause frei sitzen hatte, schenkte er mir zwei; übrigens war Ambriz

nicht ihr Vaterland, dort ſieht man ſie wild nur ſelten, nirgends aber kommen ſie häufiger vor als in Cabinda.

Mit jubelndem Geſang der Matroſen wurden die Anker gelichtet und Alle nahmen mit frohem Herzen Abſchied von der ihnen ſo gefährlich ſcheinenden Küſte. Gewiß war ich der Einzige, den es betrübte, jetzt dem afrikaniſchen Geſtade vielleicht für immer adieu zu ſagen. Niemand hatte aber auch ſo viele frohe und intereſſante Stunden dort verlebt wie ich, und gewiß Keiner mit ſo großem Intereſſe Land und Volk betrachtet. Mißmüthig und unzufrieden mit meiner Kenntniß, dieſes mir vor einem halben Jahre noch faſt ganz fremden Küſtenſtrichs ſah ich die Nationalflaggen der einzelnen Baracken, für deren Gebrauch vor jedem Hauſe eine hohe Stange aufgerichtet iſt, langſam verſchwinden und bald auch das Land. Kräftig hob ſich der Paſſatwind von S. S. W. und am folgenden Morgen war um uns nur Meer.

Annabon.

Der Anfang unſerer Rückreiſe nach Europa ging ſehr langſam von Statten und war wegen Mangel an intereſſanten Gegenſtänden ſehr langweilig. Die einzige Unterhaltung machten die zahlloſen Schaaren fliegender Häringe und häufig waren ihrer Nachts ſo viele aufs Verdeck gefallen, daß ſie ein angenehmes Frühſtück gaben; viele Delphine ließen ſich namentlich bei ſtürmiſchem Wetter über Waſſer ſehen. In der Gegend des Zaireſluſſes trieben oft große Parthien von Land- und Süßwaſſerpflanzen, die der Strom weit mit ſich ins Meer führt; dieſe kleinen Inſelchen haben oft noch lebhaft grüne Farben.

Es iſt in dieſer Gegend die Unregelmäßigkeit des Windes für die Schiffer ein großer Uebelſtand, oft ſogar ſehr gefährlich, ſo daß die Vorſicht des Capitains auf keinem Waſſer nützlicher und nothwendiger ſein mag. Wenn bei vollkommener Windſtille dies Meer Tage lang eine glatte Spiegelfläche bildet, ſo kann in wenigen Minuten ein furchtbarer Stoßwind die ganze Scene ſchrecklich verändern, dann eben ſo raſch auch wieder dieſelbe Ruhe in Luft und Meer eintreten. Daher iſt es keine Seltenheit, daß ein Schiff dort ſeine Maſten verliert und auch uns traf der Fall, daß wir mehrere Segel plötzlich verloren und Tauwerk zerriſſen wurde.

Es war früher unſere Abſicht geweſen, bei Ilha do Principe anzulaufen, um dort unſer Schiff mit feinem Holz zu beladen; allein wegen des völligen Verluſtes aller Gelder in Loanda

hatte man dieſen Vorſatz aufgegeben, und der Capitain wollte nun in St. Jago einlaufen, um neuen Vorrath von Waſſer einzunehmen. Die große Menge von Paſſagieren am Bord machte indeß unſern Waſſervorrath bald ſo ſehr ſchwinden, daß wegen der ſo häufigen gänzlichen Windſtille ein völliges Ausgehen zu befürchten ſtand. Mannſchaft und Paſſagiere bekamen gleiche Waſſerration; in 24 Stunden erhielt jeder eine Weinflaſche gefüllt und nur den Kranken ward nach Bedürfniß mehr gereicht. Wer da Abends zu verſchwenderiſch beim Grogg zu Werke gegangen war, mußte Tags darben, oder in anderen Getränken Erſatz ſuchen. Sorgſam ſuchte man beim Regen das Waſſer aufzufangen, leider aber war es wegen des unangenehmen Theer- oder Fettgeſchmacks ſelten zu trinken. Endlich wurde beſtimmt nach der kleinen Inſel Annabon, der wir auf wenige Meilen nahe gekommen waren, zu gehn, um uns größeren Waſſervorrath zu holen. Das Glück war uns ſo günſtig, daß wir ſchon am 10. März die Inſel erreichten. Morgens in aller Frühe zeigte ſich ſchon dies hohe felſige Eiland mit ſeinen, bis über die Wolken ragenden Spitzen. Mehre größere und kleinere Klippen, deren eine der Mönch genannt wird, ragten im Süden der Inſel in einiger Entfernung gleichſam als Schildwachen aus dem Waſſer hervor und boten der mächtigen Brandung Trotz. Als wir das ſüdliche Ende erreicht hatten und längs der Oſtküſte in ungefähr einer Meile Entfernung bis zur Nordſpitze hinauffahren wollten, war plötzlich der Wind, der eben noch kräftig aus Weſten blies, verſchwunden, und kaum merklich bewegte ſich das Schiff bei blanker Meeresfläche. So hoch war das Gebirge, daß es noch Meilen weit gegen den Wind nur zu gut ſchützte. Mit ihrem ſcheinbar gleichmäßig fortlaufenden Gebirgsrücken gewährte die Inſel einen herrlichen Anblick. An den meiſten Stellen ſenkte ſich die felſige Küſte ſchroff ins Meer, aber nirgends war kahles Land zu ſehn, vom Fuß bis zur höchſten Spitze war Alles mit heiterem Grün bedeckt. Wer hätte da den Wunſch unterdrücken können dies ſo lachend einladende Ländchen zu beſuchen und ſeine Reize in größerer Nähe zu bewundern. Die wenigen geographiſchen Bücher, die ich bei mir führte, gaben mir über Annabon entweder gar keine oder

doch nur ſehr dürftige Nachricht, ſo daß natürlich meine Neugierde um ſo mehr rege ward. Von Häuſern oder Dörfern war nichts zu entdecken, bald aber wurden an der Küſte einzelne Böte ſichtbar, deren Zahl von verſchiedenen Puncten aus in Kurzem ſich ſo ſehr mehrte, daß wir ſie ungefähr auf hundert ſchätzten. Mit groſſer Geſchwindigkeit, jedes von zweien Ruderern geführt, kamen ſie unſerm Schiffe nahe. Wir hatten eben die däniſche Nationalflagge gehißt, als das erſte Boot uns in kaum verſtändlichem Engliſch fragte, was wir für Landsleute wären. Unſere Antwort hätten wir gerne ſparen können, denn der Name Dänemark oder Hamburg war ihnen eben ſo fremd, wie ein böhmiſcher Wald, nichts deſto weniger aber kamen ſie, als ſich ihre Zahl etwas gemehrt hatte, vertraulich zu uns an Bord. So viel engliſch konnte Jeder, daß er ſich mit den Worten introducirte „me friend to you, and you friend to me.“ Nur Einzelne unter ihnen konnten noch einige Brocken mehr, aber portugieſiſch, was man wohl erwarten konnte, da die Inſel lange Portugal gehört hatte, konnten ſie noch weniger. Demnach war die Unterhaltung ſehr dürftig und der Handel um ihre kleinen geflochtenen Körbe, mit Schnecken oder kleinen Citronen angefüllt, oder um ein Huhn, eine Ziege ꝛc. ꝛc. wurde meiſt unter Pantominen geſchloſſen. Kurze Zeit war verfloſſen, als ein Boot vom nördlichen Theil der Inſel ankam und den Gouverneur von Annabon anmeldete. Natürlich erwarteten wir in dieſem Manne entweder einen Spanier, oder doch wenigſtens einen etwas gebildeten Neger oder Mulatten zu ſehen, allein die Erſcheinung dieſer wunderlichen, kleinen, häßlichen, ſchwarzen Figur, die ſich Gouverneur nannte, zwang uns alle zum Lachen. Sein ganzer Anzug beſtand aus einem wunderlich zerdrückten, alten, ſchwarzen Filzhut, einem leichtem recht ſchmutzigen Mantel von rothem Kattun, einem weiß geweſenen Hemde, einer dunklen Weſte, grauen Beinkleidern, ſehr plumpen Schuhen und Strümpfen. Daß die Tracht an den Füßen ihm ſehr ungewohnt ſein mußte, bemerkte man ſogleich an ſeiner unbeholfenen Weiſe, und er blieb auch der einzige Beſchuhte, den ich auf der Inſel ſah. Er verſprach, uns mit Waſſer und friſchen Lebensmitteln reichlich verſehen zu wollen, erzählte uns in kaum verſtändlichem Portugieſiſch

welches ſeiner Zunge aber doch etwas geläufiger zu ſein ſchien, als engliſch, daß er der Gouverneur dieſer Inſel ſei und die höchſte Macht in Händen habe. Ohne ſeinen Willen dürfe Niemand von uns landen, wenn wir ihn aber mit europäiſchen Kleidern und ſonſtigen Sachen, unter denen natürlich einige Kruken Genever beſonderes Gewicht haben würden, beſchenken wollten, ſo wolle er Sorge tragen, daß unſeren Wünſchen hier Genüge geſchähe. Die Frage, ob Annabon eine portugieſiſche oder ſpaniſche Beſitzung ſei, ſetzte ihn auf einige Augenblicke in Verlegenheit, worauf er ſich endlich für Spanien entſchied, und keck, als niemand von uns widerſprach hinzufügte, daß er hier die ſpaniſche Krone und Macht repräſentire. Eine Nationalflagge fehlte ihm freilich noch, er hoffte aber dieſe oder wenigſtens den Stoff dazu von uns zu erhalten. Jeder von uns ſuchte irgend ein abgetragenes Kleidungsſtück und machte ſeiner Excellenz damit immer ein willkommenes Geſchenk. Die beiden ihn begleitenden Neger, die ſich von den übrigen nur durch einen dem des Gouverneurs ähnlichen Filzhut unterſchieden, machten natürlich gleichfalls Anſpruch auf Geſchenke. Vorzüglich bereichert aber wurde die Garderobe des Gouverneurs und zwar durch einige Beinkleider, Hemden und einen alten Hut, außerdem noch wurde ihm eine Flinte geſchenkt. Nachdem er hierüber ſeine Freude bezeigt, bat er ungenirt noch um eine alte Weſte; indeß um ſeiner Unverſchämtheit nicht zu ſehr zu fröhnen, blieb dieſer Wunſch unbefriedigt, trotz dem, daß er häufig den Einen oder Andern auf die Seite zog und durch leiſe Verſprechungen von Kokusnüſſen, Honig, vielen Früchten oder ſelbſt einem Ferkel, in Beſitz einer Weſte zu kommen ſuchte. Als alle Bemühungen fruchtlos blieben, warf ſich der ſpaniſche Gouverneur wie ein launiges Kind mürriſch in einen Lehnſtuhl und blieb, den Kopf geſtützt, einige Zeit ſtumm und verſtimmt ſitzen. Um unſern Beſchützer wieder in ſeine frohe Laune zu verſetzen, brachten unſere Damen einige Goldtroddeln herbei, womit ſie ihm wie einem Harlekin den Hut verzierten und ſomit ihn wieder in die größte Heiterkeit verſetzten; jubelnd trank er ein Glas Wein nach dem andern, zwiſchen durch aber bat er ſich oft ein Gläschen Genever aus, den er vor Allem zu ſchätzen ſchien. Unterdeß hatten ſich

unſere ſchwarzen Beſucher in einem ſo hohen Grade vermehrt, daß das Verdeck buchſtäblich voll war. Die Autorität des Gouverneurs, welche häufig von uns angerufen ward, um uns von der läſtigen Menge zu befreien, ſchien ſo wenig von ſeinen Landsleuten reſpectirt zu werden, daß man eher über ihn lachte, als ſeinen Worten ernſt Gehör gab. Plötzlich bemerkte unſer Steuermann, daß eine unſerer Bleiplatten, die über dem Zündloch der Kanonen befeſtigt waren, fehlte. Niemand konnte ſie geſtohlen haben, als einer der Schwarzen, daher griff der Capitain jetzt zu dem energiſchen Mittel, eine der Kanonen, wovon mehrere zufällig geladen waren, abzufeuern, um mit dieſem Schrecken die Neger zu verſcheuchen. Dieſes Mittel half und wie vom Blitze getroffen ſtürzten ſich alle vom Verdeck ins Waſſer, nicht erſt ſich Zeit laſſend die nachtreibenden Böte heranzuziehen. Alle zeigten eine große Fertigkeit im Schwimmen und waren größten Theils in wenig Augenblicken weit von unſerm Schiff. Der Gouverneur, dem die Veranlaſſung zu dieſem Schuß nicht bekannt geworden war, erholte ſich erſt langſam von ſeinem Schrecken und ließ erſt nach und nach mit ſeinen beiden Begleitern den Verdacht gegen uns auf eine räuberiſche Abſicht ſich ausſprechen, darauf aber fühlte er ſich bald wieder bei einem Glaſe Wein in unſerm Kreiſe gemüthlich. Wenn wir jetzt auch frei waren von einem ſo übergroßen Schwarm, ſo verging doch nur kurze Zeit bis wieder Einzelne an Bord kamen, deren geringere Zahl aber leichter controllirt werden konnte. Bei Tiſche lud ſich Don Antonio, ſo nannte ſich der Gouverneur, bedeutende Quantitäten Salzfleiſch auf den Teller, die er mit Gabel und Meſſer nicht eben ſehr linkiſch tractirte, wenn auch bemerkt wurde, daß dieſe Inſtrumente nicht gerade täglich von ſeiner Hand geführt wurden; auch mit dem Löffel verſtand er einigermaaßen umzugehen, der häufige Blick auf ſeine Tiſchgeſellſchaft ſchien ihn übrigens erſt gegen allzu grobe Verſtöße zu ſchützen. Die freimüthige Bitte, ſeiner Gemahlin etwas zu eſſen ſchicken zu dürfen, wurde ihm natürlich nicht abgeſchlagen, worauf er ſich den Hut des einen Adjutanten geben ließ und in ſelbigen von ſeinem Teller von dem großen Vorrath hinübertransportirte; dieſe Operation wurde übrigens mit den Händen ver-

richtet. Zu unſer aller Erſtaunen ließ er noch einige Löffel gemußter Kartoffel über das Fleiſch thun und überſandte dies herrliche Gericht der Gouverneurin von Annabon, die, wie ich am folgenden Tage erfuhr, es ſich trefflich hatte ſchmecken laſſen.

Gleich nach Tiſche bat ich mir von Don Antonio die Erlaubniß aus an's Land zu fahren um ungefähr von der Mitte des Eilandes zu Fuß nach dem nördlichen Ende zu gehen und dort mit unſerm Schiffe wieder zuſammen zu treffen. Seine Erlaubniß gab er mir gern und bot mir an, in ſeinem Hauſe dieſe Nacht Wohnung zu nehmen, zu welchem Zweck er ſeine Frau benachrichtigen wolle. Meine Begleiter auf dieſer Tour waren einer der Schlachter und einer der Muſici, den übrigen fehlte es an Muth, den Gefahren durch eine rohe Einwohnerſchaft ſich auszuſetzen. Mit einem Dolche bewaffnet und einer Flaſche Wein verproviantirt beſtieg ich eins jener kleinen Böte, während die beiden andern meinem Beiſpiele folgten. Alle Fahrzeuge waren nur aus einem Baumſtamme gezimmert und ſo klein, daß keins uns alle drei hätte aufnehmen können, nirgends war ein Boot ſo breit, daß zwei Perſonen auf einer Bank Platz gefunden hätten, ſogar war es gefährlich, wenn Einer den Andern paſſiren ſollte, weil es dann ſogleich umzuſchlagen drohte. In der Mitte des Bootes war jeder von uns poſtirt, ängſtlich mit beiden Händen an das Boot ſich haltend, während die Schiffer an beiden Enden ſitzend, jeder mit einem kleinen ſchaufelartigen Ruder mit geſchickter Hand uns raſch vorwärts trieben. Wenn durch die Bewegung des Meers das Boot umzuwerfen drohte, ſo wechſelten die Ruderer raſch die immer entgegengeſetzte Seite und ſtellten ſomit das Gleichgewicht wieder her. Für den der zum erſten Male eine ſolche Tour macht, hat es viel Aengſtliches. Der herrliche Anblick der Inſel ward mit jeder Annäherung ſchöner, vom Fuß bis zur höchſten Höhe des Gebirges ſchien ein Citronenwald mit lichtem Grün Alles zu bedecken, nur hin und wieder drängten ſich größere Bäume, Palmen, Tamarinden und hoher Piſang aus dem Dickicht hervor. Die aus der Ferne ſcheinbar ebene Oberfläche des Gebirges ließ jetzt eine wunderbare Zerriſſenheit erkennen, ſo daß ich unwillkürlich an die ſächſiſche Schweiz denken mußte, nur daß die ſchroffen

Anhöhen dieſer Inſel etwa doppelt ſo hoch ſein mochten, nirgends aber unbewachſen waren.

Der Meeresgrund hat ohne Zweifel dieſelbe Beſchaffenheit, die einzeln hervorragenden Klippen machen daher an der Oſtſeite ein Landen von größeren Fahrzeugen unmöglich, wenigſtens gefährlich. Die Brandung war höchſt unbedeutend und wir landeten in der Mitte der Inſel ohne Schwierigkeit. Die ſehr ſchmalen Ufer beſtanden aus abgerollten Steinen, gar keine Flintenſteine, vielen Corallentrümmern und Lavaſtücken, woraus die ganze Inſel beſteht. Sand war nirgends zu ſehen, Schneckenreſte nur wenige.

An einer Stelle war eine große Felſenparthie herabgerollt und bildete nun, halb ſchon im Meer, aber Oben noch ſich ſtützend am ſchroffen Ufer, eine majeſtätiſche Brücke, unter deren hochgewölbten Bogen Böte durchruderten.

Es war unmöglich, längs dem oft ſo ſteilen Ufer hart am Meere weiter gegen Norden zu kommen und wir gingen deshalb, nachdem die Böte und ihre Führer uns verlaſſen hatten, allein aufs Gerathewohl quer in die Inſel hinein. Wenige Schritte weiter ſtand das Geſtrüpp, zum Theil aus brombeerartigem Gebüſch beſtehend, und mannhohes Gras ſchon ſo dicht, daß uns das Vordrängen ſehr viele Mühe machte. Ein kleiner Bach, der über ſein ſteiniges Bett mit raſchem Lauf plätſchernd in das nahe Meer ſich zu ergießen eilte, erleichterte unſer Fortkommen. Von Stein zu Stein ſchreitend, kamen wir mit ihm, im Schatten ſeiner dichten Umgebung, leicht ein Paar hundert Schritte weiter hinauf. Hier fanden ſich die Ueberreſte einer ehemaligen, von Lavaſtücken aufgethürmten Mauer, die ein ziemlich großes Quadrat einſchloß, worin irgend eine Menſchenhand vielleicht vor vielen Jahren mit der Zucht vieler fruchttragenden Pflanzen ſich beſchäftigte; hier ſtanden die ſchönſten Piſang mit großen Bananen behängt, Ananas, leider damals noch nicht reif, wucherten im dicken Graſe, einige Kokusbäume trugen viele Früchte und ſonſt viele im Dickicht nicht zu unterſcheidende Gewächſe. Alles war aber ſo ſehr von Ranken und Schlingpflanzen, zum Theil in ſchöner Blüthe überwachſen, daß man mit Bedauern dieſen reizenden Punct ſo gänzlich von Menſchen verlaſſen ſah; nirgends war eine Men-

ſchenſpur, kein Weg, kein Fußſteig und keine Pflanze zertreten. Vergebens ſuchten wir nach einem Hauſe, nirgends fanden ſich davon Ruinen. Kaum hundert Schritte weiter durchſchnitten wir einen Fußſteig an dem eine recht freundliche Capelle ganz offen ſtand, und vor ihr waren mehre hohe Kreuze aus Holz errichtet. In der Capelle ſtand ein ſchlecht gezimmerter Tiſch mit einer Baſtdecke überdeckt, und darauf zwei aus Holz geſchnitzte Heilige, offenbar europäiſche Arbeit; ſpäter hörte ich, daß dieſe Figuren den heiligen Antonius und die Maria darſtellten. Zwiſchen beiden ſtand ein irdener Topf mit Holzaſche und einigen kleinen, halb verbrannten Knochen, die ich für Handknochen hielt. Wir lagerten uns einige Zeit vor der Capelle und hofften auf vorübergehende Wanderer, jedoch umſonſt, es kam keiner. Hier tranken wir unſere Flaſche Wein in der Erwartung bald die Höhe des Gebirges erreicht zu haben und dann irgendwo Menſchenwohnungen zu finden.

Nach kurzer Raſt ſetzten wir unſere mühſame Reiſe wieder fort in der einmal eingeſchlagenen Richtung, ungefähr dem Laufe des Baches folgend, um den Fußweg uns nicht weiter kümmernd. Mit unſerm fernern Fortſchreiten vergrößerte ſich die Beſchwerde; der ſchon bis dahin etwas ſteile Weg ſchien immer ſteiler und ſchroffer zu werden. Zum Glück hatten wir oft Gelegenheit unſern, durch Hitze und Anſtrengung geſteigerten Durſt mit trefflichem Waſſer zu löſchen, indem wir entweder auf einen murmelnden Bach ſtießen, oder häufiger noch irgend einen vorſpringenden Felſen in ſeinen Vertiefungen mit Waſſer gefüllt fanden. Häufig rutſchten wir eine mühſam erklommene Strecke wieder zurück, wenn ein kleiner Buſch, zu ſchwach in der dünnen Erdſchicht haftend, den ſich daran Haltenden nicht tragen konnte und ſchon an Händen und Füßen zerſchlagen, und mit zerriſſenen Kleidern mußte häufig geruht werden. Die ſchon ſinkende Sonne und der bis zur Spitze noch weit ſcheinende Weg, ließ uns wegen übergroßer Erſchöpfung die Hoffnung faſt aufgeben, dieſen Abend noch ein Negerdorf erreichen zu können, und bald ſchlug der Eine, bald der Andere vor, gleich hier zum Nachtlager ſich anzuſchicken. Wir rafften indeß unſere letzten Kräfte zuſammen und erreichten end-

lich die Höhe. Mittlerweile war auch die Sonne untergegangen und kein Haus ſichtbar, ſo daß wir jetzt, furchtſam in der Dunkelheit den ſo gefährlichen Pfad noch weiter fortzuſetzen, uns dicht neben einander ins Gras zu ſchlafen niederlegten. Ein gegen die Sonne mitgenommener Regenſchirm wurde aufgeſpannt, um gegen den aus Weſten etwas friſch wehenden Wind Schutz zu bieten. Kaum gelagert, waren wir, alle gleich erſchöpft, raſch eingeſchlafen, ohne dem unheimlichen Gedanken an mögliche gefährliche Thiere Raum zu geben. Wenige Stunden mochten verſtrichen ſein, als ich erwachte, der Thau fiel ſo ſtark wie feiner Regen nieder, und hatte trotz des Schirmes, von dem beſtändig Thautropfen herunterfielen, uns alle vollkommen durchnäßt. Meinen beiden Begleitern ging es nicht beſſer wie mir, auch ſie konnten vor Froſt nicht recht wieder einſchlafen und ungeduldig erwarteten wir den Anbruch des folgenden Tages. Kaum fing es an zu tagen, als wir uns von unſerm feuchten Lager erhoben, ſo naß, wie wenn wir aus dem Waſſer gezogen wären, ſteif an allen Gliedern und ſchüttelnd vor Froſt.

Daß die Nächte ſelbſt unter dem Aequator ſo kalt und empfindlich ſein könnten, hatte keiner von uns ſich gedacht und in dem Grade hatten wir es an der Küſte nie empfunden. Die Höhe, auf der wir ſtanden, es mochten 800 bis 1000 Fuß über dem Meere ſein, gab dem Auge die ſchönſte Ausſicht, die ich in meinem Leben geſehen habe. Rund um uns her ſahn wir bis in unabſehbare Ferne das herrliche Meer, an den ſchroffen Felsufern der Weſtſeite mit Macht ſich brechend, an der Oſtſeite dagegen in ruhigem Spiegel lieblich die Küſte beſpühlend; unſere nächſte Umgebung glich dem ſchönſten Blumen- und Fruchtgarten, die vielen kleinen Citronenbäume waren zum Theil wie überſäet mit Früchten, die ſchroffen Klippen mit ſchönen Blumen reich bis zum Gipfel verziert, wilder Ananas in Menge im Graſe, einzelne hochſtämmige Kokuspalmen ſahen ſtolz mit ihrer erhabenen Krone über die kleinere Nachbarſchaft hinweg. Kurz der Anblick dieſer ſchönen Natur, die im heiteren Morgenlichte ſo friedlich vor unſern Augen da lag, erheiterte Herz

und Gemüth und gab uns durch die Nacht wenig Erquickten neue Kräfte.

Auf dem nördlichen Ende sahen wir die kleine Negerstadt von ihrem hohen Kokuswald eingeschlossen und von Pisangpflanzen beschattet. Gerade vor der Stadt lag in einer kleinen Bucht der Vasco da Gama ruhig vor Anker.

Ich sah mich genöthigt meinen Plan, einen Landsee, der 400 Fuß hoch mitten auf der Insel liegen soll, aufzusuchen, für heute aufzugeben, in der Hoffnung, daß unser Schiff noch einen Tag länger bleiben würde, und ich dann durch Hülfe eines Führers auf näherem Wege dahin gelangen könne. Von der Spitze unseres Berges war nichts der Art zu entdecken.

Nicht weit von uns schlängelte sich in vielfachen Krümmungen ein schmaler Fußweg der zur Stadt hinabführte und derselbe war, den wir am vorigen Tage durchschnitten hatten. Der kurze Weg dahin durch das von Thau noch triefende Gebüsch war wegen der Kälte so unangenehm, daß niemand gern voraufgehen wollte, als aber erst die Sonne ihre erwärmenden Strahlen die Wolken durchbrechen ließ; war in wenig Augenblicken Alles trocken und wir setzten heiter und frisch unsere Fahrt wieder fort.

Die Kunst schien an diesem Wege wenig oder nichts gethan zu haben, höchstens waren hin und wieder einige hölzerne Kreuze errichtet worden, vielleicht neben ihren religiösen Zweck auch noch als Wahrzeichen an den schroffen Felsen dienend. Der jetzt bei uns sich einfindende Hunger und Durst beschleunigte unsere Schritte nach der Stadt, in deren Nähe uns drei Neger, durch Händeklatschen bewillkommend entgegen kamen. Sie hatten Befehl vom Gouverneur erhalten uns aufzusuchen, da unser nächtliches Ausbleiben Besorgniß erregt hatte, daß wir auf den jähen Felsen verunglückt sein möchten. Wir ließen uns durch sie einige Kokusnüsse pflücken, die sie mit ihren langen dolchartigen Messern sehr geschickt abzuschneiden verstanden; natürlich war die Schaale noch nicht so hart, wie später, wenn die Nuß reif ist, allein um desto besser schmeckt um diese Zeit die Milch, die uns trefflich erquickte.

Als wir in die Stadt kamen, hatte sich die ganze Einwoh-

nerſchaft überall in Haufen aufgeſtellt, um uns zu begaffen, und weil Europäer dort eine große Seltenheit ſind, zog die Jugend laut ſchreiend ſich zurück, und auch die Frauen, namentlich wenn wir nah an ihnen vorüberkamen, liefen ängſtlich davon. Auffallend war mir die große Regelmäßigkeit in der die Stadt erbaut war. Durch zwei breite, lange Straßen, die ſich in der Mitte trafen, war ſie kreuzweis durchſchnitten, und an allen vier Enden erhob ſich eine niedliche Capelle. Vor der einen hing ſogar eine Glocke, die, als wir am Nachmittage alle mit dem Capitain wieder ans Land kamen, tüchtig geläutet wurde. Die Häuſer waren alle ſehr klein, beſtanden aus einer Mauer aus Bambus geflochten, oder aus Brettern, in einzelnen Fällen ſogar ſtatt der Thür eine bloße Oeffnung und immer ohne Fenſterlöcher. Das Dach war aus Palmenblättern und Binſen ſo gut geflochten, daß es gewiß für jeden Regen, der dort zu Zeiten ſehr ſtark fallen ſoll, undurchdringlich iſt. Einige Häuſer hatten noch einen kleinen mit Rohr eingefriedigten Hof für Schweine und Hühner, während die meiſten dieſer Thiere frei in der Stadt oder in dem nahen dicken Citronenhain umherliefen.

Die Gemahlin des Gouverneurs, zu der wir geführt wurden, erwartete uns ſchon in ihrer kleinen Hütte, und empfing uns, aber wohl nur weil ſie ſchon ziemlich alt und runzlig war, wie es ſchien ganz ohne Bangen, indem ſie uns freundlich jedem die Hand gab und auf portugieſiſch guten Tag bot. Der ganze Raum, in dem wir uns befanden, war etwa zehn Fuß lang und eben ſo breit, den Fußboden bildete die nackte Erde und das Strohdach war die Gränze nach oben. An dem einem Ende war ein drei Fuß breites Stück durch eine bretterne Scheidewand vom Uebrigen getrennt, und enthielt nichts, als einen alten europäiſchen Koffer mit Seehundsfell beſchlagen, mehre Matten zum Schlafen, einige feinere zu Schurzen, einige Körbe mit Fiſchergeräth, getrocknete Fiſche, nach denen das ganze Haus roch, und etwas Maisbrodt. In dem ganzen Saal, worin Sr. Excellenz mit Gemahlin und einem erwachſenen Sohn zu wohnen und zu ſchlafen pflegte, war eine Art Tiſch für uns erbaut und drei ſehr künſtlich componirte Stühle. Als wir uns geſetzt hatten, wurde das Eſſen

aufgetragen, wozu unſer großer Hunger Apetit geben mußte. Es beſtand nur aus getrockneten, ſehr übelriechenden Fiſchen, die recht hart und zähe waren, einem großen Stück Maisbrod, deſſen Aeußeres zwar einladend, aber doch ſehr wenig ſchmackhaft war, eine Kalabaſſe mit Palmwein, der uns allen recht gut mundete, und außerdem Kokusnüſſe in reichlicher Menge.

Unſere freundliche Wirthin hatte ſich unterdeß in einer Ecke auf die flache Erde niedergelaſſen ohne an unſerm Mahl theilnehmen zu wollen, während die Hausthür von einem Haufen Neugieriger ſtark belagert war. Ich trank mehrmals die Geſundheit unſerer Wirthin, womit ich ſie aber immer in einige Verlegenheit ſetzte und den Gaffern vor der Thür Gelegenheit gab laut über mich zu lachen. Als wir von dieſen Gerichten hinlänglich genoſſen hatten, wurde in der einen Ecke des Zimmers Feuer angelegt und für uns einige Eier gekocht, die wir uns natürlich beſſer ſchmecken ließen, als die vorher gegeſſenen trocknen Fiſche.

Unſere Wirthin erzählte uns, daß Don Antonio noch immer nicht wieder ans Land gekommen ſei und die ganze Nacht betrunken auf dem Verdeck gelegen habe. Allein das ſchien den Herrn bei ſeiner nachſichtigen Ehehälfte wenig in der Achtung herabzuſetzen, ich glaube im Gegentheil, daß ſie ihn mehr wegen des vielen Brandweingenuſſes beneidete. Während wir noch bei Tiſche ſaßen kam ein Neger herein und bat mich, nachdem er ſich als Phyſikus des Orts vorgeſtellt hatte, mit ihm zu einer Kranken zu gehen. In einer benachbarten Hütte fand ich ein junges Mädchen, ſehr abgemagert, auf einer Matte ohne ſonſtige Bedeckung liegen. Ihre Hauptklage war über einen bedeutenden Abſceß zwiſchen den Bauchmuskeln, den ich ihr mit einer Lancette ſogleich öffnete und damit den Phyſikus dermaßen in Erſtaunen ſetzte, daß er mich dringend bat, ihm doch ein ſolches Inſtrument zum Gebrauch zu ſchenken. Das Mädchen beruhigte ſich bald, trotz ihrer anfänglichen Angſt vor mir, als die gehobene Spannung ihr Erleichterung verſchafft hatte; ſie bat mich ſogar meinen Beſuch zu wiederholen. Bevor ich jetzt mit einem Negerkahn an Bord fuhr, beſuchte ich erſt das hier ſandige Ufer, fand aber von Conchilien wenig Seltenes.

Am Bord fand ich eine große Menge Früchte aller dortigen Arten vor, die theils geſchenkt, theils für alte Zeuge gekauft waren.

Der Gouverneur war immer noch betrunken, aber in dieſer Stimmung überaus liebenswürdig, er leiſtete die größten Verſprechen, Säcke voll Kokusnüſſen, Ferkel, Hühner ꝛc., indeß ging davon nur wenig in Erfüllung. Gegen Mittag kam der Pfaffe des Orts mit einem Ferkel unterm Arm, das er uns für weiße Beinkleider zu verkaufen beabſichtigte, als er uns aber zu dieſem Handel nicht willig fand, verließ er mißmüthig mit dem Thier das Schiff. Seine Kleidung beſtand aus einem famarähnlichen Umſchlag, der ihm jene gewünſchten Beinkleider unentbehrlich machte. An den Füßen war er wie die Andern unbedeckt.

Unter dieſen gutmüthigen Inſulanern fanden wir eine uns neue Sitte, nämlich die der Namensumtauſchung. Jede Unterhaltung wurde mit der Frage nach dem gegenſeitigen Namen angefangen und dieſer dann gewechſelt, als Zeichen der größten Freundſchaft. Da nun aber dieſer Austauſch ſich oft wiederholte, ſo wußte bald keiner mehr den zuletztgenannten Namen. Alle waren rein portugieſiſche, wie z. B. Miguel, Pedro, Antonio, Chriſtovão, Manoel ꝛc. und es ſchienen ſogar die Neger unter ſich nur mit dieſen Namen ſich zu nennen.

Irrthümlicher Weiſe wird in einem Kalender von der Inſel Terceira für das Jahr 1832 die Inſel Annabon als eine portugieſiſche Colonie mit aufgeführt, während ſie ſchon 1778 von Portugal an Spanien abgetreten wurde. Erſt im vorigen Jahr hat die ökonomiſche Geſellſchaft von Madrid einen Preis auf die beſte Abhandlung über die Inſeln Annabon und Fernando Poo geſetzt und von den einlaufenden zwei gekrönt. Die eine hat Herrn J. M. de los Rios, Profeſſor der Rechte an der Univerſität zu Madrid zum Verfaſſer, und die andere den Herrn J. Mores y Morellon, Profeſſor der Schifffahrtskunde. Beide Autoren ſtimmen darin miteinander überein, daß die Inſel zu den fruchtbarſten an der afrikaniſchen Küſte gehöre und faſt alle Früchte des Feſtlandes in der größten Vollkommenheit producire. Von

beiden wird das Volk als ein gutherziges, treues und sehr religiöses geschildert.

Es ist jene angegebene Herrschaftsverwechslung wiederum ein trauriges Zeichen des Sklavenhandels, denn wenn Spanien seit 1778 garnicht einmal Besitz von Annabon nahm, wenn Portugal es bis dahin nicht einmal der Mühe werth hielt, irgend einen portugiesischen Beamten dorthin zu setzen oder sonst etwas zur Colonisation des Landes zu thun, so erklärt sich dies leicht daraus, weil diese kleine Insel für Sklavenhändler fast keine Vortheile bringt, denn der hier zwar reichliche Proviant läßt sich an den, der Küste näher gelegenen Inseln weit leichter einnehmen, und um hier auf der Fahrt nach Brasilien oder Havana eine Station zu machen, liegt Annabon wiederum der Küste zu nah. Dazu kommt noch, daß wegen der Unregelmäßigkeit der Winde jener Gegend die Ueberfahrt nach Guinea 24, 30 und 40 Tage dauert, die Schiffe also so viel wie möglich Annabon zu meiden sich bemühen. Die große Fruchtbarkeit des Landes gab also den sogenannten Besitzern nie Veranlassung irgendwie Notiz von der Insel zu nehmen. Dennoch erzählt Morellon in der sogenannten Preisschrift, daß die Insel trotz ihrer Kleinheit jetzt 600 Säcke Mehl, 100 Säcke Schminkbohnen, 100 Centner Fische, 1000 Centner Holz und viele tausende Orangen, Citronen, Platanen und andere Früchte ausführen könne, welches durch 2000 Realen an Einfuhren gedeckt wäre; bei einiger Cultur und Bildung aber, meint er, würde sie noch weit mehr erzeugen. Der so einträgliche Indigo ist in jenen Abhandlungen ganz mit Stillschweigen übergangen, während er dort überall wuchert. Aber auch den dortigen Negern scheint der Nutzen dieser Pflanze gänzlich unbekannt zu sein. Erfreulich ist es daß in diesem Jahre England in Besitz von Annabon gekommen, welches ohne Zweifel in kurzer Zeit die vielfachen Vortheile benutzend die Insel ihrer Vergessenheit entreißen und zu einer blühenden Colonie machen wird.

Annabon oder Annobon*) wurde im Jahre 1498 von

*) Jeder Neger schien mir die Insel Annabon und nicht Annobon zu nennen. Welches von Beiden richtig, weiß ich nicht, ich folge aber der Aussprache der Eingebornen.

den Portugiesen entdeckt, 1641 erobert von den Holländern, einige Jahre später kam sie wieder an Portugal, 1778 wurde sie mit Fernando Poo an Spanien abgetreten und 1843 von den Engländern gekauft. Ihre Größe wird sehr verschieden angegeben: Morillon z. B. giebt 24 Meilen Umfang, 10 Meilen Länge, 6 Meilen größter Breite und 46 Quadratmeilen Oberfläche an; Wybrand van Warwyck dagegen in seiner 1602 gemachten Reise nach Ostindien setzt den Umfang nur auf zwei Seemeilen; die Folhinja da Terceira von 1832 läßt den Umfang aus 10 Leguas bestehen ꝛc. Indeß so viel ist gewiß, daß die größte Ausdehnung von Norden nach Süden ungefähr sieben geographische Meilen beträgt, und der von Morillon angegebene Umfang wohl ungefähr der richtige sein wird.

Jetzt wohnt auf der ganzen Insel kein Europäer, nicht einmal sind mir dort Mulatten vorgekommen, die Frauen haben vor Weißen einen großen Abscheu, und auf diese Weise hat sich das Volk in seiner ganz reinen Urform erhalten. Die Schönheit ihrer Körperform und Gesichtzüge läßt sie sogleich als zum Congostamm gehörig erkennen, indem von den stark hervorstehenden Backenknochen, dicken Lippen, abgeflachter Stirn und starkem Hinterkopf kaum eine Spur an den Neger aus Oberguinea erinnert. Die schöne schwarze Farbe der Haut, welche nie durch ekelhafte Einschmierungen oder durch Tatuiren verunziert wird, gefällt selbst dem Auge des gebildeten Europäers.

Der einzige Schmuck, den ich bei Männern und Frauen fand, bestand nur aus sechs bis acht kleinen, einfachen goldenen oder messingnen Ohrringen durch jedes Ohrläppchen, außerdem führt jeder Neger mit einem Halsbande, aus Holzperlen gemacht, an dem auf der Brust ein hölzernes Kreuz hängt, den Beweis, daß er guter Katholik ist. Niemand wollte sich sogar dazu verstehen, ein solches Band zu verkaufen. Das Haar blieb bei ihnen ganz in natürlicher Form. Waffen irgend einer Art sind ihnen durchaus fremd, ein Messer an der Seite, um Kokusnüsse für Durst und Hunger aufzuschneiden, ist das einzige gefährliche Instrument. Als ich einem Neger meinen Dolch zum Tausch anbot, probirte er

deſſen Werth an einer unreifen Kokusnuß, die, weil der Meſſerrücken zu dick war, nur ſchwer von ihm durchgeſchnitten wurde; er gab es mir zurück, mit dem Bemerken, es tauge nicht. Ich erklärte ihm jetzt den eigentlichen Zweck eines Dolches, worauf er aber ſogleich ängſtlich ſich von mir entfernte. Seit einer Zeit von zwei Jahrhunderten hat dieſes kleine Volk nie Gelegenheit gehabt mit irgend einem Ruheſtörer in den Waffen ſich zu meſſen. In der damaligen Zeit, wo ein portugieſiſcher Coloniſt unter ihnen ſich aufhielt und Sklavengeſchäfte machte, wird uns freilich die kleine Einwohnerſchaft als treulos und kriegeriſch geſchildert, weil ſie gegen einzelne dort landende Schiffe unfriedlich ſich benahm, allein entweder waren ſie die Beleidigten, oder ſie haben ſeitdem moraliſch bedeutend ſich verändert und verbeſſert. Es fehlt ihrem Fortſchreiten in der Civiliſation nichts weiter, als der Umgang mit gebildeten Europäern und deren Beiſpiel; und jetzt, wo die Inſel unter Englands Schutz gekommen iſt, werden wir ſicher davon bald die Früchte ſehen.

Am folgenden Tage ging ich zum letzten Male ans Land, um noch einmal die reizende Umgegend des Städchens zu beſuchen.

In dem dicken Citronenhain begegnete ich einer Geſellſchaft von acht oder zehn Mädchen, die alle Körbe mit Sand auf dem Kopfe trugen. Heftig erſchrocken über meine plötzliche Erſcheinung, warfen ſie die Körbe fort und eilten laut ſchreiend ins dicke Gebüſch und ruhten erſt, als ſie eine ſchroffe Höhe erſtiegen hatten, von wo aus ſie mich ſehen und laut über mich lachen konnten.

Noch niemals hatte ich ſo viele Citronen geſehen, als dort unter den Bäumen, der Boden war zum Theil ganz überſäet mit den abgefallenen Früchten. Pinien-Aepfel giebt es ſehr viele dort, Kaſchu gleichfalls, aber ſeltner die herrliche Frucht des Mangobaums, deſſen kräftiger Stamm wohl tieferen Boden fordert. Die Kokusbäume ſind hier ſelten über 30 Fuß hoch, oft ſogar ſo niedrig daß man, auf der Erde ſtehend die Nüſſe pflücken kann; an den hochſtämmigen findet man gewöhnlich kleine Holzklötze angenagelt, ſo daß man mit ihrer Hülfe, wie auf einer Leiter bequem die Krone erreicht. Endlich in die Stadt zurückgekommen, vertauſchte oder verſchenkte ich den Reſt meiner für dieſen Zweck

mitgenommenen Sachen, aus einigen Messern oder Ringen bestehend. Alles suchte sich an mich zu drängen mit Körben, Früchten und Eiern, dabei aber war die Furcht der Frauen immer noch so groß, daß sie sich selten bereden ließen unmittelbar das Gekaufte einzuhändigen, oder das Messer oder den Ring selbst aus meiner Hand anzunehmen; ein Mann mußte gewöhnlich den Zwischenträger machen. Ich bekam einige Kartoffeln, die etwas größer waren, wie die bei uns gewöhnlichen, etwas platt und kantig, die gekocht zwar hart und immer etwas grün waren, aber doch nicht übel schmeckten. Auf Taback waren Männer gleich sehr erpicht, allein schon am ersten Tage war mein kleiner Vorrath ausgegangen. Es scheint diese Pflanze auf der Insel nicht vorzukommen.

Einige Neger hatten neben ihrem Hause viel schon gespaltenes Brennholz stehen, um es an Schiffe zu verkaufen, auch unser Schiff bekam für einige Flaschen Branntwein davon ein ganzes Kanoe voll.

Gegen Abend erst ging ich wieder an Bord und trotz der Verabredungen, die wir am Lande für Morgen getroffen hatten, wurden mitten in der Nacht, als der mit Wolken bedeckte Himmel einen nahen Sturm befürchten ließ, gegen den wir in der Bai nicht ganz sicher zu sein glaubten, die Anker gelichtet. Am folgenden Morgen, den 12. März, konnten wir in großer Entfernung nur das hohe Eiland noch eben erkennen, dessen kleine Einwohnerschaft über unser so unerwartetes Verschwinden sich höchlich verwundern mochte. Für die ersten Tage gab uns Annabon angenehmen Stoff zur Unterhaltung, darauf aber wurde die Fahrt entsetzlich langweilig; in den ersten 50 Tagen bekamen wir nicht ein einziges Schiff zu Gesichte, erst nachdem wir die Capverd-Inseln passirt und mitten in den atlantischen Ocean hinausgekommen waren, bekamen wir täglich Gelegenheit, andere Schiffe zu begrüßen. In dieser langen Abgeschiedenheit hatten wir bald anhaltende Windstille, bald heftige Windstöße, so daß uns auf's Neue einmal mehre Segel vollkommen weggerissen wurden; bald furchtbare Gewitter, die nirgends in der Welt stärker und anhal-

tender vorkommen ſollen. Oft ergötzten wir uns an dem Spiel der Wallfiſche, deren wir an einem heitern Tage neun auf einmal ſahn, und mehrmals tauchte der eine oder andere ſo nahe bei uns auf, daß wir alle auf dem Verdeck mit Waſſer beſprützt wurden. Einmal wurde ein zwölf Fuß langer Haifiſch an einer großen Angel gefangen, oft harpunirten die Matroſen Delphine oder Boniten, deren ſchmackhaftes Fleiſch ein angenehmes Mahl gab. Die zahlloſe Menge verſchiedener Salpen gab eine intereſſante Jagd und der Fang der ſo häufigen portugieſiſchen Manuare verurſachte mir manchen Schmerz. Vögel ſahn wir ſehr ſelten, nur in der Nähe von Sierra Leone, dem wir auf ungefähr zehn Meilen nah kamen, bemerkten wir oft große Schwärme von Seevögeln und eine kleine Sterna wurde ſehr oft von uns mit kleinen Stücken Speck an einem Faden gefangen.

Natürlich war bei ſo langſamer Fahrt wiederum unſer Waſſervorrath bedeutend vermindert, ſo daß auf's Neue Ration wie früher gegeben wurde, und wenn wegen des Stromes, der uns immer entgegen war, und wegen des immer gleichen Nordoſtwindes die Erreichung der Capverdiſchen Inſel St. Jago nicht ſo ſchwierig geworden wäre, ſo hätten wir dort einlaufen ſollen, allein jetzt ging es mit raſcher Fahrt nach den Azoren.

Am 10. Mai erreichten wir die liebliche Inſel Fayal, vor deren freundlichen Stadt Horta wir auf der Rhede ruhig vor Anker gingen. Der Name Fayal bedeutet Buchenwald, weil dieſe Inſel bei ihrer Entdeckung reich an Buchen war. Davon ſieht man nun freilich jetzt nur wenige mehr, ſtatt deſſen aber viele ſchöne grüne Weide, viele Weinberge und Citronenwälder. Die im Ganzen mehr europäiſche Natur, mit der afrikaniſchen vermiſcht, erinnert doch nur ſtellenweiſe an letztere. Allenthalben lagen freundliche Villen zerſtreut. Die Hauptſtadt Horta, Garten, hat, vom Hafen geſehn, eine reizende Lage. Rechts und links ziemlich ſchroffes Felsufer, links auf einer Höhe eine kleine Eremitage, deren Einſiedler leicht ſein Gelübde wird halten können, den Ort niemals verlaſſen zu wollen. Die herrliche Ausſicht über die kaum zehn Minuten entfernte Stadt, über einen großen

Theil der Insel Fayal, die Ansicht der gegenüberliegenden Insel Pico mit ihren vielen Weinbergen, der weite Blick in das unendliche Meer, während der fromme Padre in mitten seinem Obst- und Gemüsegarten wohnt, hat überaus viel Reizendes. Jeden Morgen wird ihm aus der Stadt Milch und Brod gebracht und man hält ihn für einen sehr frommen Pater, der mir jedenfalls klug genug vorkommt. Die Stadt hat ein so freundliches Ansehn, daß jedes Haus einer Villa gleicht. Wohlthuend war der erste Anblick der europäischen Böte, der weißen Ruderer und der europäisch gekleideten Herren. Ich beeilte mich ans Land zu kommen, wo man mich in eine Art von Hôtel zu einem Herrn Coitinjo führte, der mit wahrer Insulaner-Freundlichkeit seine Gäste aufnahm. Wohl zehnmal lief ich durch die freundlichen Straßen, mit ungeheueren Steinen schlecht gepflastert, aber mit recht gutem Trottoir, und erfreute mich an den fast durchgehends hübschen Gesichtern. Die Tracht der Frauen, mit ihren langen Mänteln und damit zusammen hängenden, weit über's Gesicht hervorragenden Kappen macht sehr neugierig, aber selten sieht man mehr als zwei schöne funkelnde Augen. Das laute Knarren der plumpen, zweirädrigen kleinen Wagen, von einem oder zweien Ochsen, unbehülflich ins Joch geschmiegt, gezogen, erinnerte an das Geräusch eines schwerbeladenen deutschen Frachtwagens. Die Hauptstraße führt an vielen freundlichen Läden, dem Festungsgarten, mehreren Kirchen, dem Hospitale und Gerichtshause vorüber und an ihrem Ende fließt ein kleiner Gebirgsbach, woran viele hochaufgeschürzte Wäscherinnen laut singend standen, und neugierig mich, den Sohn des hohen Nordens, scherzend begrüßten.

Das vortreffliche Frühstück aus lauter frischen Sachen bestehend war unbegreiflich wohlfeil; eine Art Seeschnecke, eine Patella, zwei Arten Fische, zwei Arten Fleisch mit jungen Kartoffeln, vielem Gemüse und 15 Karaffen neunjährigen Wein's, von der Insel Piko, für fünf Personen, ließ Herr Coitinjo sich mit fünf Milreis bezahlen.

Meine kleine Tour in die nächste Umgebung der Stadt war sehr genußreich. Mit vollem Rechte führt sie den Namen Garten.

Obgleich es noch ziemlich früh im Jahre war, prangte doch die ganze Natur schon im herrlichsten Grün. Die schönen Citronen und Apfelsinen der Azoren sind in ganz Europa bekannt, überall sieht man entweder Weinberge oder Citronenwald, in den Gärten findet sich hin und wieder der schönste Pisang, und die trefflichen Bananen gedeihen dort noch fast eben so groß und schön wie auf Cap Verde. Ananas sind dort vortrefflich und alle europäischen Früchte und Gemüse werden reichlich gezogen.

Ich hatte Gelegenheit genug die große Gastfreiheit dieses gemüthlichen Völkchens zu erfahren, deren Sprache schon mit ihrem lieblichen Klang jeden Fremden einnehmen muß. Es wird dort portugiesisch so gedehnt, so singend und so melodisch gesprochen, daß jedes Wort eine kleine Melodie ist.

Von dem Juiz dos direitos der Insel Pico und dem Commandanten des Forts ward ich mit so großer Freundlichkeit behandelt, daß ich stets mit inniger Sehnsucht ihres kurzen Umgangs mich erinnern werde. Ob ich gleich nur zwei Tage in Horta mich aufhielt, so verließ ich es dennoch am 13. Mai fast mit größerer Wehmuth wie sonst einen auf der Reise mir bekannt gewordenen Ort. So lange das Tageslicht es gestattete, weidete ich mich an dem letzten Anblick jenes so paradiesischen Eilands. Der Wind blies kräftig aus Südwest und führte uns bis zum folgenden Morgen ganz aus dem Gesichtskreis der azorischen Inselgruppe, wovon uns außer Fayal nichts als Pico ansichtig wurde. Wenige Tage brachten uns in den englischen Canal, wo wir durch Lootsen die erschütternde Nachricht von dem furchtbaren Brande Hamburgs erfuhren. Wir erkundigten uns nach den übrigen unserer Schiffe, deren zwei erst vor Kurzem passirt waren. Die Georgiam und Sultana; letztere war auf der Rückreise, bald nach Abfahrt von Loanda so schrecklich von Krankheiten heimgesucht worden, daß von der ganzen Besatzung nur zwei Matrosen lebend und gesund mit dem Schiffe London erreichten. Zum Glück kamen schon im Anfange des Canals zwei englische Lootsen dem entvölkerten Schiffe zu Hülfe, aber der eine von ihnen fiel über Bord und nur mit Mühe ward das Schiff

nach London geführt. Noch an der Mündung der Themſe ward der Capitain in's Meer verſenkt. Unſere Fahrt ging indeß glücklich und raſch, ſo daß wir am 29. Mai wieder vor Cuxhaven ankerten, das wir vor unfähr einem Jahre verlaſſen hatten. Die Quarantaine-Behörde fand keinen Grund uns aufzuhalten und ſo lagen wir am 31. Mai im Hafen von Altona wieder vor Anker.

Druck von Nobiling & Heidrich.

Inhalt.

	Seite
Vorwort von Prof. Dr. Carl Ritter	III
Einleitung	VII
Abreise von Europa	1
Ankunft auf St. Anton	6
Benguela	30
Reise nach Novo Redondo	71
Loanda oder Angola	85
Ambriz	165
Annabon	185

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Ansichten, 12, von **Rio de Janeiro.** Nach Zeichnungen von **C. B. von Planitz.** Lithographirt von **Otto Speckter.** Royal-Folio, schwarz 5 Thlr. 8 ggr.

— — dieselben — — fein gemalt . . . . . 15 Thlr. 8 ggr.

Bielke, H. von, Der Bernstein, ein wichtiges Naturproduct. 8°. geh. 4 ggr.

Dehn, Chr., Die europäischen, besonders die deutschen Eisenbahnen, nach Länge, Fahrzeit, Baukosten, Fahrpreisen und baulichen Merkwürdigkeiten. Ein Taschenbuch für Reisende und Nichtreisende. Nebst einer Eisenbahnkarte. 12mo. geh. . . . . 12 ggr.

Eisenbahnkarte der europäischen, insbesondere der deutschen Eisenbahnen. In Mappe . . . . . 4 ggr.

Örsted, H. C., Grundzüge einer Naturlehre des Schönen. gr. 8°. geh. . . . . .

Panorama von **Rio de Janeiro.** 4 Blatt in einer Mappe, schwarz. 2 Thlr. 4 ggr.

— — dasselbe — — fein gemalt . . . . . 5 Thlr. 12 ggr.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.